NAVID KERMANI

Ausnahmezustand

Reisen in eine beunruhigte Welt



C.H.BECK

NAVID KERMANI

AUSNAHMEZUSTAND

Reisen in eine beunruhigte Welt

C.H.Beck

Zum Buch

Navid Kermani hat zwischen Kaschmir im Osten und Lampedusa im Westen die Orte besucht, an denen keine Übertragungswagen von CNN stehen und dennoch hoch gefährliche Schwelbrände den Weltfrieden bedrohen. In seiner oft gerühmten, wundersam beweglichen und behutsamen Prosa berichtet er vom Krieg der NATO in Afghanistan und den Schattenseiten der Globalisierung in Indien, vom Aufstand in Syrien und der prekären Lage in Palästina. Er war als einziger westlicher Reporter bei der Niederschlagung der Massenproteste in Teheran dabei, ist mit Sufis durch Pakistan gezogen und hat die Flüchtlingskatastrophe im Mittelmeer beobachtet. Seine mitreißenden Reportagen lassen uns eine Welt im Aufruhr verstehen, lassen uns mitfiebern, mitleiden, aber auch den Alltag und das scheinbar Nebensächliche sehen.

Über den Autor

Navid Kermani, geboren 1967, lebt als freier Schriftsteller in Köln. Er ist habilitierter Orientalist und Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Für seine Romane, Reportagen und wissenschaftlichen Werke wurde er vielfach ausgezeichnet, zuletzt 2011 mit dem Hannah Arendt-Preis für politisches Denken sowie 2012 mit dem Kleist-Preis, dem Kölner Kulturpreis und dem Cicero-Rednerpreis. Bei C.H.Beck erschienen von ihm u.a. „Gott ist schön“ (^{5}2011), das Reportagebuch „Schöner neuer Orient“ (^{2}2003), „Der Schrecken Gottes“ (^{2}2011) sowie „Wer ist Wir? Deutschland und seine Muslime“ (^{2}2010).

“Ein begnadeter Reporter.” *Deutschlandradio*

“Kermani ist, bei aller literarischen Bildung, ein poetischer Kopf. Das zeichnet ihn aus – und verschafft uns faszinierende Einblicke.” *Literaturen*

INHALT

Kairo, Dezember 2006

PARADIES IM AUSNAHMEZUSTAND
Kaschmir, Oktober 2007

Hausboot 1
In der Stadt
Hausboot 2
Politiker 1–4
Nachts
Hausboot 3
Der Schrein
Hausboot 4
Auf dem Land
Hausboot 5
Die Mutter
Hausboot 6
Ahad Baba
In Kaschmir, weit weg von Kaschmir

OHNE BODEN
Zwischen Agra und Delhi, September 2007

Lumpenproletariat formiert sich
Why complain?
Sie wollen Land
Vertreibung als Industriepolitik
Himmel und Boden
Ram Paydiri versteht nicht

DAS LABORATORIUM
Gujarat, Oktober 2007

Ein Idol
Auf der Müllkippe
In die Mitte
Soziale Praxis
Die Zukunft Indiens
Wo selbst die Atheisten beten
Das Loch

EINE REISE ZU DEN SUFIS
Pakistan, Februar 2012

Gottes Rhythmus
Krieg gegen sich selbst
Das Grab der Liebenden
O Papa, beschütz mich
Im Villenviertel
Der Frieden der Armen
Ruhe, Sauberkeit und Ordnung
Das Fest
Die kosmische Ordnung

TROSTLOSE NORMALITÄT
Afghanistan I, Dezember 2006

Der Mensch verändert sich so wenig
Richtig verrückt
Zwei britische Befehlshaber
Humanitärer Einsatz
In Kabul
Wo ist der Fortschritt?
Meister Tamim
Die neue Autobahn

Amerikanisches Hauptquartier
Besuch bei der Paßbehörde
Cola im Dunkeln

GRENZEN DES BERICHTBAREN
Afghanistan II, September 2011

Friedhof I
Die Mauern vor den Mauern
Nach Norden
Mazar-e Sharif
Der beste Ort am Platz
Über die Dörfer
Im Panjschirtal
In den Süden
Friedenskonferenz
Stammesführer I
Kandahar
Stammesführer II
Die Grenze der Berichterstattung
Friedhof II

DER AUFSTAND
Teheran, Juni 2009

Zufallsgemeinschaft
Ankunft
Mittwoch
Donnerstag
Freitag
Zurück zum Samstag
Sonntag
Nacht zum Montag

EINGANG ZUR HÖLLE

Syrien, September 2012

Mitte und Rand
Künstler der Revolution
Zwei Sichtweisen
Das Outsourcen des Terrors
Das Fest des Heiligen Elian
Am Grabe von Ibn Arabi
Denken ohne Zwischentöne
Die Intensivstation
Wer lesen kann, der lese

AUCH WIR LIEBEN DAS LEBEN

Palästina, April 2005

Auf der Suche nach Palästina
Ohne Hoffnung
Die Mauer vor dem Mitgefühl
Die eigene Kapitulation
Es sind Menschen

DAS LEBEN, ALS WAS ES IST

Lampedusa, September 2008

Sonntagsausflügler
Geister
Mitternacht
Der frühere Bürgermeister
Das Lager
Der neue Bürgermeister
Wieder nachts
Mit oder ohne Zustimmung

Kairo, Oktober 2012

Editorische Notiz

Kairo, Dezember 2006

Das Teehaus, in dem ich vor beinah zwanzig Jahren der jüngste Stammgast war, hat sich erweitert, ohne Schaden genommen zu haben. Genau gesagt sind nur einige zusätzliche Plastikstühle in die enge Passage zwischen zwei verrußten Kolonialhäusern gestellt worden, aber an diesem Ort ist selbst bloßes Stühlerücken eine Kulturrevolution. Da der natürliche Geschmackssinn vor drei, vier Jahrzehnten verkümmert zu sein scheint, bedeutet Fortschritt in Kairo meist mit Adorno, Fortschritt zu verhindern. Bestimmt tauchen ab ein, zwei Uhr die müdesten Nutten Kairos auf, für eine letzte Cola oder einen ersten Kunden, während Umm Kulthum wie jede Nacht von «jenen Tagen» singt. Der Zauber des Teehauses genauso wie weltweit aller Gaststätten, die den Namen verdienen, besteht darin, daß nichts aufeinander abgestimmt ist und gerade wegen des Zufalls alles stimmt, die Einrichtung und das Dekor, die bei der Gründung schon abgenutzt gewesen sein müssen, das freundliche Personal, das dennoch zuviel berechnet, die kunstvollsten arabischen Orchester aus den quälendsten Lautsprechern, die Männer, die bei ihren Karten- und Brettspielen zu kleinen Jungen werden, die Frauen, die ebenfalls so tun, als seien sie noch jung, und vor allem das Lachen, das laute, glucksende, polternde, quiekende, heisere, schadenfrohe, selbstironische, diebische, verschmitzte, gutmütige, verzeihende Lachen, das man in Kairo öfter als in jeder anderen Stadt hört und nirgends in Kairo öfter als an einem Abend im Teehaus, glücklicherweise immer noch hört, muß ich schreiben, denn vor jeder Rückkehr fürchte ich, daß die Fee, die alles fügt, verschwunden sein könnte. Ein Eintrag in einem Reiseführer könnte genügen oder der Hinweis von einem der neuen Zeloten in den Zeitungen, die sich auf etwas besinnen, was niemals existierte, gehört doch zur Tradition in Kairo nicht der Puritanismus, aber die Prostitution. Unmöglich, daß eine Symphonie wie das Teehaus heute noch komponiert werden könnte. Es ist ja nicht komponiert worden, es war einfach da, ein Relikt schon an seinem ersten Tag. Für die Tochter, die mit ihrem Geburtstagsgeschenk

ein Photo machen möchte, stellen sich sämtliche Gäste mitsamt dem Personal und den umliegenden Ladenbesitzern in Pose. Anschlieäend macht der Oberkellner das Photo von Vater und Tochter, wegen dem allein sich die zwanzigjährige Reise gelohnt hätte.

PARADIES IM AUSNAHMEZUSTAND

Kaschmir, Oktober 2007


Aralsee
Kaspisches Meer
Teheran
Kabul
Srinagar
Lahore
Neu Delhi
Ahmedabad
Arabisches Meer
Indischer Ozean
Rotes Meer
CHINA
Northern Areas
Gilgit
Grenze nach pakist.-chin. Abkommen von 1963
Jammu und Kaschmir
Waffenstillstandslinie von 1949
Shukar
Kargil
Peshawar
Islamabad
Dal See
Srinagar
Kaschmir
Leh
Kaschmirtal
Ladakh
PAKISTAN
Jammu
Daramsala
Lahore
Amritsar
INDIEN

Hausboot 1

Der *Paris Photo Service*, der auch Kodak-Filme verkauft, rudert vorüber. Die Berge, obwohl es sonnig ist, sehen aus, als habe sie der liebe Gott in Milch getaucht und zum Trocknen aufgehängt. Als nächstes bringt eine Schikara, wie die Gondeln in Kaschmir heißen, Lebensmittel ans Hausboot, das einheimische Freunde empfohlen haben. Es ist tatsächlich sauber und komfortabel, im britisch-kolonialen Stil wie alle achthundert schwimmenden Pensionen Srinagars, schwere, dunkle Möbel, Orientteppiche, wuchtige Sessel, allerdings auf indische Touristen ausgerichtet, nicht auf westliche, weil nahe an der Stadt, wo der Dal-See nicht breiter als ein Fluß ist. Das versprochene Erleben von Stille, Weite und schneebedeckten Bergen, die sich im Wasser spiegeln, fällt daher weniger majestätisch aus. Ich blicke auf Autos und Rikschas, mehrgeschossige Bürogebäude aus unverputztem Beton sowie einen Hügel mit einer Fernsehantenne darauf. Für Inder scheinen die fünfzig oder hundert Meter Abstand, die sie vom Straßenlärm haben, mehr als genug zu sein. Ich hingegen war gegen alle Vorsätze leicht enttäuscht, zumal die Abende auf der Bootsveranda so kalt sind, daß ich mich zum Schreiben ins Zimmer unter die Bettdecke verkrieche.

Mehr und mehr entdecke ich allerdings die Vorteile der Situation, in die ich geraten bin. Das Boot gehört einer alteingesessenen Familie, von deren zweiunddreißig Mitgliedern immer einer genau das besorgen kann, was ich gerade brauche, das ganze Spektrum an Meinungen, Forderungen und Wünschen, das Srinagar bietet, ebenso einen Fahrer, Umbuchungen oder eine SIM-Karte fürs Mobiltelefon. Die indische Karte funktioniert aus Sicherheitsgründen nicht. Um eine neue Prepaid-Karte zu kaufen, braucht man einen festen Wohnsitz und die Bewilligung der Armee. Nun muß die Nichte des Bootsherrn ein paar Tage auf ihr Handy verzichten. Viel scheint sie

nicht zu telefonieren, jedenfalls sind außer den mitgelieferten Servicenummern mit Kurzwahl keine Kontakte gespeichert, *Astro Tel, Dial A Cab, Dua* (Gebet), *Flori Tel, Food Tel, Horoscope, Info Tel, Movie Tel, Music Online, Odd Jobs, Ringtones, Shop OnLine, Travel Tel, Weather*. Für eine Stadt im Krieg, in der abends kaum eine Straßenlaterne brennt, sind das erstaunliche Möglichkeiten. Nach beinahe zwanzig Jahren hat sich Kaschmir längst eingerichtet im Ausnahmezustand.

Die Teilung des indischen Subkontinents hat viele Wunden gerissen, eine Million Menschen, die starben, sieben Millionen, die ihre Heimat aufgeben mußten. Kaschmir ist die eine Wunde, die sich nie zu schließen scheint, ausgerechnet Kaschmir, das Himmlische, dessen Gletscher, Seen und Wiesen leider nicht nur die Dichter und Reisenden verzückten. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte das Tal fremde Herrscher, die es eroberten, ausbeuteten und gern auch verschacherten. Nach dem Rückzug der Briten 1947 fiel der größere Teil der Provinz trotz seiner überwiegend muslimischen Bevölkerung an Indien, der Westen an Pakistan, ein Streifen im Nordosten später an China. Vor den Vereinten Nationen verpflichtete Indien sich auf ein Plebiszit, in dem die Kaschmiris selbst über ihr Schicksal entscheiden sollten. Dazu ist es jedoch nie gekommen, stattdessen zu drei Kriegen mit Pakistan. Immerhin gewährte Delhi der Provinz weitgehende Autonomie, doch nach einer Serie offenkundiger Fälschungen bei den Regionalwahlen brach 1989 ein bewaffneter Aufstand aus, der mittlerweile hunderttausend Menschen das Leben gekostet hat – bei einer Einwohnerzahl von fünf Millionen. Etwa sechshunderttausend Soldaten soll die indische Armee in der Provinz stationiert haben, die meisten im Kaschmir-Tal, das gerade einmal doppelt so groß ist wie das Saarland. Es gibt auf der ganzen Welt keine auch nur annähernd vergleichbare Präsenz von Streitkräften. Soldaten stehen überall, in allen Städten, in allen Dörfern, auf den Überlandstraßen genauso wie auf den Nebenstraßen, den Hauptstraßen, den Gassen und sogar den Feldwegen, noch auf den Feldern selbst und natürlich auf der gegenüberliegenden Uferpromenade, alle fünfzig Meter

einer. Für die Inder ist es ein Krieg gegen den Terror. Für die Bevölkerung ist es Besatzung.

In der Stadt

Funklöcher unterbrechen jedes Telefonat in der Nähe einer militärischen Einrichtung, also auf einer Autofahrt alle drei Minuten. Ansonsten würde man, wenn nicht überall Soldaten stünden, tagsüber nicht merken, daß Srinagar sich im Krieg befindet. Ist das überhaupt noch Krieg? Die Armee selbst, die nicht dazu neigt, die Gefahr herunterzuspielen, gibt die Zahl der Aufständischen, die noch verblieben sind, mit etwa tausend an. Die Journalisten in Srinagar, die ich treffe, auch die indischen, gehen eher von einigen Dutzend Kämpfern aus, allenfalls zwei-, dreihundert, dazu eine unbestimmte Anzahl von Männern, die tagsüber ihrer Arbeit nachgehen und abends der Sabotage. Im Durchschnitt wohl einmal die Woche vermelden die Zeitungen ein Scharmützel oder einen Anschlag, häufig im letzten Augenblick vereitelt. Etwa ab acht Toten schicken die Nachrichtenagenturen eine Meldung raus. Darin ist von getöteten Extremisten die Rede, immer nur Extremisten, ob bei *Reuter, AP* oder *CNN*. Liest man die einheimische Presse, fällt auf, wieviele Extremisten Adreßbücher bei sich tragen, in denen die Namen der Komplizen und Hintermänner fein säuberlich aufgelistet sind. Einige Tage später berichten dieselben Zeitungen von einer Verhaftungswelle und daß den Sicherheitskräften ein bedeutender Schlag gegen den Terrorismus gelungen sei.

Die Menschen selbst, durchgängig alle Menschen, mit denen ich spreche, haben die Nase voll vom Krieg. *Fed up* ist der Ausdruck, den ich mit Abstand am häufigsten höre. Gut, *Salamualeykum* höre ich noch öfter, oder *Aleykum salam,* wann immer ich die Menschen mit dem islamischen Gruß überrascht habe. «Friede sei mit Ihnen», das hat in Kaschmir einen ganz eigenen Klang. Mit der Zeit wirkt es auf mich wie ein Flehen, was mehr ist als nur eine Einbildung, nämlich die Ahnung, daß auch dieser Gesprächspartner gleich versichern wird, nun wirklich genug zu haben vom Krieg, *fed up*,

von den nächtlichen Durchsuchungen, den Ausweiskontrollen, den Straßensperren, *fed up* vor allem von der Willkür dieser fremden Soldaten, die fremd auch aussehen, dunklere Haut, fremde Sprache, fremde Religion, fremdes Essen, fremde Sitten, und mit ihren geladenen Maschinengewehren noch die Hühnerställe zu bewachen scheinen. Selbst an der Universität, vor einigen Jahren das Herz der Unabhängigkeitsbewegung, begegne ich niemandem, der noch bereit wäre zu kämpfen: *fed up*. Alle unterstützen die Forderung nach Selbstbestimmung, bekräftigt eine Anglistik-Professorin, die ungefähr so alt sein dürfte wie der indische Staat, also emeritiert – aber was ist am Tag danach? fragt sie ihre Studenten. Man müsse das vorher wissen: Niemand von euch hat mir darüber etwas gesagt. Werden andere Mächte intervenieren, die Nachbarn, China, die Vereinigten Staaten? Wird es ein Afghanistan werden? Was ist mit den Andersgläubigen, was mit den Frauen? Ein säkulares Kaschmir sieht sie nicht. Ein Blick auf die möglichen Führer des freien Kaschmir genügt ihr: Islamisten. Die Studenten schweigen. Einige haben eine Zeitschrift gegründet, die sich weitgehend auf die Probleme am Campus beschränkt. Darauf sei der ganze Widerstand geschrumpft, sagt einer der Redakteure, auf diese paar zusammengehefteten Seiten aus dem Kopierer. Das Examen ist wichtiger. Seht bloß zu, daß ihr euch nicht in die Politik einmischt, warnen die Eltern, von denen viele selbst noch gekämpft haben für *Azadi*, wie das Zauberwort 1989 auch in Kaschmir hieß: für die Freiheit.

Immerhin fanden 2002 regionale Wahlen statt, die einigermaßen sauber gewesen sein sollen. Die Koalition in Srinagar bemüht sich, die Menschenrechtsverletzungen der indischen Armee einzudämmen, und verlangt deren Rückkehr in die Kasernen. Aus der Altstadt mit ihren engen Gassen hat sich die Armee bereits zurückgezogen. So überrascht bin ich, dort keine Uniformen anzutreffen, daß ich Ausschau halte. Einzelne Soldaten entdecke ich. Das Maschinengewehr auf dem Rücken, gehen sie scheinbar sorglos umher, kaufen auch ein, verhandeln die Preise. Hingegen die indischen Touristen scheinen sich noch nicht in die Altstadt zu trauen, die mit ihren Häusern aus Stein und Holz so pittoresk ist,

daß man jeden Augenblick eine Herde Japaner, eine Deutsche im Sari oder einen Amerikaner in Shorts erwartet. Teehäuser, Plätze, an denen man absichtslos verweilt, gehören seit dem Krieg allerdings nicht mehr zur kaschmirischen Kultur, dafür Moscheen, so gut frequentiert, wie ich sie nur in Kriegen antreffe.

Hausboot 2

Ja, die Inder sind zurückgekehrt, zu erkennen an der Kleidung, an den Fotoapparaten, an der dunkleren Hautfarbe. Auch auf meinem Hausboot hat eine indische Familie eingecheckt, ein Ingenieur aus Kalkutta mit Frau, Schwester und zwei Kindern. Der Ingenieur und ich stellen fest, daß wir fast auf den Tag gleich alt sind. Hey, darauf müssen wir anstoßen, findet er und bedauert, daß die Hausboote keinen Alkohol mehr ausschenken. Seine Ansichten sind genauso moderat wie die unserer Gastgeber, also unvereinbar. Kaschmir ist für den Ingenieur Bestandteil von Indien, *an integral part*, wie er betont, *of course*. Nein, in den Schulbüchern stehe nichts von dem Versprechen der indischen Staatsgründer, ein Plebiszit abzuhalten. Also wissen die Soldaten nichts davon? Nein, die nicht, man müsse studieren oder sich aus anderen Gründen mit der Geschichte beschäftigen, um das Anliegen der Kaschmiris nicht für absurd zu halten. Indien stecke Unsummen in Kaschmir. Für Tomaten bezahle er in Kalkutta doppelt so viel wie in Srinagar. Kaschmiris wollten Frieden, jedes Volk wolle Frieden – aber der Terrorismus … wenn der Terrorismus nicht wäre. Den heutigen Tag verbringt die indische Familie in Gulmarg, einem Ausflugsziel auf dreitausend Metern Höhe. Bis heute abend. Ja, bis heute abend.

Der Bootsherr, ein gebildeter, selbst abends frisch rasierter Mann von vielleicht fünfzig Jahren, weist mit einem Nicken auf ein weißes Gebäude am Ufer, ein ehemaliges Hotel, das die indische Armee als Kaserne beschlagnahmt hat. Vor ein paar Tagen sind dort zwei junge Leute erschossen worden, offiziell zwei Selbstmordattentäter, die eindringen wollten. Der Bootsherr sagt, daß die jungen Leute von der Armee nach Srinagar gebracht und hier hingerichtet worden seien. Keiner der Bootsführer und örtlichen Polizisten habe etwas

von einem angeblichen Überfall mitbekommen. Auf den Photos in den Zeitungen, die der Bootsherr mir zeigt, sind die Gesichter entstellt, so daß man keinen Anhaltspunkt dafür hat, ob es Kaschmiris sind oder tatsächlich Ausländer, wie die Armee behauptet. Selbstmordattentäter seien es jedenfalls nicht, sondern Gefangene, ist der Bootsherr überzeugt. Die Regierung von Kaschmir übe Druck auf die Armee aus, die Hotels freizugeben und die Präsenz in der Stadt zu reduzieren. Die Armee lege ihre Art von Beweis vor, daß der Terrorismus den Staat weiter bedrohe.

Zwischen den Gästen und den Gastgebern bin ich beinah so etwas wie eine Schaltstelle, versuche mal für den einen, mal für den anderen Standpunkt Verständnis zu wecken. Sie selbst haben sich, obwohl keine unfreundlichen Töne zu hören sind, kaum mehr als die Essenszeiten zu sagen und die Frage, wo die Fernbedienung des Fernsehers liegt: Herren die einen, nicht als Inder über Kaschmiris, sondern als Gäste über Angestellte, vorurteilsfrei genug, die Ferien bei den Aufständischen zu verbringen; Diener die anderen, die sich darüber freuen, daß überhaupt wieder jemand auf ihren Hausbooten schläft.

Politiker 1–4

Kaschmirische Politiker, die nicht in die Illegalität abgetaucht sind, leben in einem eigenen Viertel, durch Straßensperren getrennt von der Bevölkerung. Will man die Villen besuchen, in denen der indische Staat sie unterbringt, muß man mehrere Kontrollen passieren. Zumindest den bekannteren Politikern scheint jeweils eine ganze Hundertschaft Soldaten zugeordnet zu sein, die sich auf den parkähnlichen Grundstücken eingerichtet haben, das Gartenhäuschen als Kaserne, die Besenkammer als Dienstküche, die Pförtnerwohnung für den Offizier. So stilvoll die Villen von außen wirken, haben sie im Inneren den Charme möbliert vermieteter Appartements. Gewiß, für die gewöhnlichen Menschen gehören Politiker einer eigenen Kaste an, deren Loyalität der indische Staat reich entlohnt. In den Villen selbst ist der Eindruck ein anderer. Da wirken die Politiker eher verloren inmitten des Mobiliars, das ihnen

nicht gehört, vor den Fenstern Soldaten, die eigene Stadt ein Gebiet, das sie kaum je betreten, sondern meist nur in der schwer bewaffneten Wagenkolonne durchfahren können.

Besonders einem Politiker, Yussof Tarigami, Vorsitzender der Kommunistischen Partei Kaschmirs, die die Regierungskoalition toleriert, nehme ich das Unwohlsein ab, sitzt auf dem Sofa wie sein eigener Gast, ein melancholischer Mann in den Fünfzigern, der mit dem Seitenscheitel und den etwas zu langen schwarzen Haaren auch als Kriminalkommissar in einem italienischen Spielfilm durchgehen könnte. Ich habe keine Wahl, sagt er. Vor zwei Jahren erst ist er einem Anschlag knapp entkommen, nicht dem ersten.

Über den Staat, der ihr Leben beschützt, haben die Politiker nicht viel Gutes zu erzählen. In den Villen höre ich die gleichen Berichte über willkürliche Verhaftungen, die dauernden Demütigungen, die Entfremdung von Indien. Die Gewalt sei rückläufig, meint Tarigami, aber nicht etwa, weil die Kaschmiris sich mit der Besatzung abgefunden hätten, sondern aus schierer Erschöpfung. Er selbst habe den bewaffneten Widerstand von vornherein für falsch gehalten und sich entschieden, den Kampf innerhalb der Institutionen zu führen. Daß er in dieser Villa lebe, ja, eingesperrt, das sei eben die Konsequenz daraus, im System geblieben zu sein. Auch er fordert Selbstbestimmung, weist aber darauf hin, daß der Bundesstaat nicht nur aus dem Kaschmir-Tal mit seiner weitgehend muslimischen Bevölkerung bestehe, sondern auch aus Jammu, wo die Mehrheit hinduistisch ist, und Ladakh mit seinen vielen Buddhisten. Was wäre mit ihnen, würde Kaschmir an Pakistan fallen? fragt Tarigami mich wie am Vortag die Anglistin ihre Studenten. Unabhängigkeit klinge gut, ein säkularer, multikultureller Staat sei indes vollkommen unrealistisch angesichts dreier Riesen als Nachbarn, Indien, Pakistan, China, von denen keiner auf seinen Anteil an Kaschmir verzichten würde. Es gibt keine perfekte Lösung, seufzt Tarigami, um den Plan eines weitgehend autonomen Kaschmirs zu skizzieren, das nicht formell unabhängig ist, mit offenen Grenzen zum pakistanischen Teil und regionaler Selbstverwaltung in den drei Provinzen Jammu, Kaschmir und Ladakh. Nichts anderes haben der indische Ministerpräsident Atal Behari Vajpayee und der

pakistanische Präsident Perveez Musharraf bereits 2003 vorgeschlagen. Auch Vajpayees Nachfolger, Mahmohan Singh, hat sich 2005 in diesem Sinne geäußert: Die Grenzen sollten nicht aufgehoben, aber irrelevant gemacht werden.

– Alles, was wir tun können, ist Druck auszuüben, mit friedlichen Mitteln, damit Indien und Pakistan endlich tun, worüber sie sich im Kern schon längst einig sind, erklärt Tarigami. Wir müssen die öffentliche Meinung in Indien und Pakistan auf unsere Seite ziehen. Wir müssen zeigen: Frieden ist möglich!

Zu den Paradoxien Srinagars gehört, daß es leichter ist, die Führer des Widerstands zu treffen als Politiker in Amt und Würden oder gar Vertreter des Militärs. Man klingelt einfach, und manchmal ist es der Führer selbst, der die Tür öffnet zu seinem Haus, das, bescheidender zwar, dafür ihm selbst gehört. Noch verwirrender ist allerdings, daß die Widerständler im Prinzip genau das gleiche verlangen wie die Regierungspolitiker: Autonomie, offene Grenzen, Rückzug der Armee – nichts anderes skizziert der Hodschatoleslam Abbas Ansari als Lösung.

Als Führer der schiitischen Minderheit gehört der Geistliche zu den Sprechern der Hurriyat-Konferenz, der Dachorganisation der verschiedenen Widerstandsgruppen. Die Anglistin meinte gestern auch Politiker wie ihn, wenn sie vor Islamisten warnte; er selbst versichert, die Theokratie abzulehnen. Die Fersen im Schneidersitz bis an die Beckenknochen hochgezogen, ein verschmitztes Lachen unter dem weißen Turban, bewegt er ohne Unterlaß die Hände, als begänne gleich etwas Spannendes, ein Spiel oder eine Partie, ein Coup oder eine Revolution. Vielleicht weil das Gespräch auf Persisch stattfindet, schildert er in erstaunlicher Offenheit die Streitigkeiten innerhalb des Widerstands. Alle wüßten, daß der bewaffnete Kampf vorbei sei. Man müsse verhandeln, um vielleicht nicht bei den nächsten, dann aber bei den übernächsten Wahlen anzutreten. Die Extremisten seien gar nicht so extrem, sondern nur beleidigt, daß niemand sie an den Tisch gebeten habe. Mach sie zum Minister, und du hast sie auf deiner Seite.

– Die Menschen sagen, daß sie von ihren Führern verkauft worden sind, bemerke ich und betone: von allen Führern.
– Die Menschen haben recht, erwidert Ansari.
– Das bedeutet, daß sie auch von Ihnen verkauft worden sind.
– Ja.
– Es heißt, daß die Führer des Widerstands das Geld von beiden Seiten empfangen haben.
– Stimmt. Wir Führer Kaschmirs haben alle miteinander versagt.
– Sie auch? frage ich.

Da schaut der Geistliche zur Decke, als überlasse er die Antwort Gott.

Wenn in Palästina und Israel eine knappe Mehrheit weiß, worauf der Frieden hinausläuft, wissen es in diesem Konflikt alle Beteiligten, die Menschen, die Politiker, die Soldaten, das Ausland – aber geschehen ist seit Jahren nichts, es gibt keine weiteren Gespräche, keine Friedenskonferenzen, seit der neuen indisch-amerikanischen Allianz auch keinen internationalen Druck mehr auf Delhi und Islamabad. Das war in den neunziger Jahren anders, als der damalige amerikanische Präsident Bill Clinton Kaschmir wegen der indischen und pakistanischen Atombomben den gefährlichsten Konflikt der Welt nannte. Heute ist Indien außenpolitisch zu stark, um Kompromisse eingehen zu müssen, und die pakistanische Regierung innenpolitisch zu schwach, um welche eingehen zu können. So reduziert sich der Frieden bisher auf einen Bus, der einmal die Woche zwischen dem indischen und dem pakistanischen Teil Kaschmirs verkehrt.

Schließlich treffe ich doch noch einen Führer, der am bewaffneten Kampf und dem Ziel eines islamischen Staates festhält. Zufall oder nicht – Seyyid Geelani ist mit Abstand der charismatischste Politiker, den Kaschmir zu bieten hat, ein alter, eleganter Mann mit schneeweißem Bart, die Wangen und bis auf einen dünnen Streifen auch die Oberlippe rasiert. Mit der viereckigen Stoffmütze erscheint das Gesicht noch schmaler. Müde Augen, leise Stimme, gutes Englisch, klare Artikulation. Zwei Tage zuvor wurde er mit Gewalt daran gehindert, das Freitagsgebet zu leiten – nicht etwa von der

Armee, sondern von Kaschmiris, genau gesagt von den Anhängern einer rivalisierenden Widerstandsgruppe, die von der Forderung nach einem Plebiszit abgerückt ist. Vielleicht weil ihm die Demütigung noch in den Knochen steckt, umarmt er mich, der ich als Berichterstatter dennoch nach seiner Meinung frage, ein paar Sekunden länger als üblich und still. Als er meint, mich frieren zu sehen, bringt er mir, obwohl er einen Diener rufen könnte, aus dem Nebenraum eigenhändig eine schwere Wolldecke, sich selbst ebenfalls. So sitzen wir uns eingemummelt gegenüber.

Ich verstehe Seyyed Geelanis Standpunkt völlig, den Wunsch nach Selbstbestimmung, den er gut begründet, mit gleichbleibender Ruhe und Bestimmtheit. Ausführlich schildert er die Greueltaten der indischen Armee, insbesondere die Vergewaltigungen, die Zwölfjährige vor der Mutter, danach die Mutter vor der Zwölfjährigen, und so weiter. Das Problem ist, daß er leider nicht übertreibt, allenfalls ignoriert, daß die Zahl der Übergriffe rückläufig zu sein scheint. Die Berichte, wonach die Aufständischen ebenfalls für Mißhandlungen und Morde verantwortlich sind, verwirft er als indische Propaganda. Daß er für den Anschluß Kaschmirs an Pakistan eintritt, halte ich auf der Grundlage meiner eigenen Kenntnis Pakistans, mit Verlaub, für keine so gute Idee, ohne es direkt zu formulieren. Geelani strahlt eine solche Würde aus, daß man als Jüngerer nicht gern offen widerspricht. Die Pakistanis selbst seien doch von der Forderung nach einem Plebiszit abgerückt, wende ich schließlich ein. Als ob die Pakistanis etwas zu sagen hätten, wehrt Geelani meinen Einwand ab. Nicht die Pakistanis seien vom Plebiszit abgerückt, sondern Perveez Musharraf: Wieder einmal sei Kaschmir verraten worden.

Verräterin? Auf die Frage, ob sie sich als Inderin bezeichne, antwortet Mehbooba Mufti ohne zu zögern: Ja, natürlich bin ich Inderin. Ich bin Kaschmiri und Inderin. Wenn in den vergangenen Jahren überhaupt einmal ein westliches Fernsehteam den Weg nach Kaschmir fand, porträtierte es Mehbooba Mufti gern als Hoffnungsgestalt: eine Frau in mittleren Jahren, geschieden, die als Vorsitzende der demokratischen Volkspartei ihre Landsleute

beschwört, von den Waffen zu lassen, und zugleich ihre Stimme gegen die Verbrechen der indischen Armee erhebt, eine muslimische Jeanne d'Arc der Diplomatie, religiös und feministisch. Bei den letzten Wahlen hat sie viele Kaschmiris überzeugt, an die Urnen zu gehen, und ihre Partei aus dem Stand in die Regierungskoalition geführt. Als ich sie in ihrer Villa aufsuche, ist sie viel mehr Politikerin, als ich nach den Berichten angenommen hatte, wie vorformuliert die Antworten, nicht weil sie unglaubwürdig wirken, sondern weil mir keine Fragen gelingen, die sie nicht vielfach schon beantwortet hat. Daß sie überlegt, die Koalition zu verlassen, weil die Landesregierung nicht genügend Druck ausübe auf die Armee und die Regierenden in Delhi, hat immerhin den Wert einer Lokalmeldung, wie ich später erfahre. Es sei doch auffällig, spielt auch Mehbooba Mufti auf die sogenannten *faked encounters* an, die fingierten Zusammenstöße, daß sich immer gerade dann ein terroristischer Anschlag ereigne, wenn der Ruf nach dem Rückzug der Soldaten lauter werde.

In ihrem Ambassador – der indischen Limousine, die man aus Agatha-Christie-Filmen kennt – und mit vierzehn Militärfahrzeugen Begleitung nimmt sie mich am nächsten Tag mit auf eine Tour durch die Dörfer ihres Wahlbezirks. Meinte sie gestern, daß die kaschmirische Polizei längst in der Lage sei, für die innere Sicherheit zu sorgen, gesteht sie heute ein, nicht auf die indischen Soldaten verzichten zu können, die sie bewachen. Die Reiseroute, vor allem aber die spontanen Abzweigungen und Pausen, die sie anordnet, sind ein Albtraum für ihre Bodyguards, denen der Frust und die Anspannung ins Gesicht geschrieben stehen. Ob es eine Show ist für den ausländischen Berichterstatter? Wahlen gewinnt sie, indem sie hier einen Brunnen, dort einen Friedhofzaun finanziert, sich die Klagen über den verhafteten Sohn, den mißhandelten Vater anhört, Namen aufschreibt, sich zu kümmern verspricht. Wenn alle Vertreter des Establishments Wahlkampf auf Feldwegen betrieben, hätte das Land ein paar Brunnen mehr und ein paar Folterer weniger, geht mir durch den Kopf. Die Menschen entlang der Straßen und Feldwege reagieren freundlich auf die Staatskarosse.

– Was hat denn der ganze Aufstand gebracht?, fragt Mehbooba Mufti und zeigt Anzeichen von Erregung: daß wir heute glücklich wären, wenn wir wieder die Autonomie hätten, die es bis vor dem Aufstand gab.

Kaschmir lehrt nicht nur, wie weit Demokratien gehen können. Erschreckender ist vielleicht noch, wie weit sie kommen, wenn sie einmal den Ausnahmezustand erklärt haben. Ein Soldat auf zehn Einwohner und äußerste Härte – das reicht, um selbst der widerspenstigen Bevölkerung das Rückgrat zu brechen. Als ich auf halber Wegstrecke aussteige, um mit meinem eigenen Faroq nach Srinagar zurückzukehren, weist mich Mehbooba Mufti auf einen nahe gelegenen Schrein hin, das Grab eines Mystikers.

– Soll ich dort für Sie beten? frage ich.

– Nein, beten Sie für Kaschmir.

Nachts

Weil die Stadt tagsüber so normal wirkt, dauert es ein paar Tage, bis ich begreife, warum sich niemand am Abend mit mir verabreden möchte. Wenn man ein Auto besitzt, kann man noch durch die leeren, unbeleuchteten Straßen fahren, zu einem Bekannten oder zu einem der vornehmeren Restaurants, die bis neun oder allenfalls halb zehn geöffnet sind. Wahrscheinlich würde man danach noch eine Bar finden, wenn man reich genug ist, die teuren Drinks zu bezahlen. Aber ein Taxi ist nach acht nicht mehr aufzutreiben, nach neun nicht einmal mehr eine Rikscha. Selbst Faroq, mein eigener Fahrer, der mich wie seinen persönlichen Staatsgast umhegt, läßt sich nicht überreden, nicht einmal für den doppelten Fahrpreis. Wenn überhaupt, müßte ich ihn um einen Gefallen bitten, aber dann nähme er überhaupt kein Geld. Einmal setzt mich Faroq um sieben in der Stadt ab, weil ich noch jemanden besuche. Die bringen mich schon zum Hausboot, beruhige ich ihn. Den Gastgebern gegenüber behaupte ich, daß draußen mein Fahrer warte, damit sie mich nicht selbst fahren. Irgendeine Rikscha findet man immer, sage ich mir. Als ich die nächsten zwei Stunden durch die Stadt laufe, ist mir dann doch so unheimlich wie auf einem Minenfeld. Nicht einmal die

Soldaten sind noch zu sehen, auch an den Checkpoints nicht. Um diese Zeit sind nur noch Geister in der Stadt, sagt nervös der Fährmann, der am Steg gewartet hat, um mich zum Hausboot überzusetzen. Außer mit Jacke und Pullover wärme ich mich dort mit dem süßen Jasmintee, den der Bootsherr wie jeden Abend vor dem Schlafengehen in einer Thermoskanne bringt.

Hausboot 3

Eine weitere indische Familie ist gestern abend eingetroffen, dem Lärm nach, der mich lange nicht schlafen ließ, etwa in der gleichen Zusammensetzung wie die Familie des Ingenieurs aus Kalkutta: ein Mann, Frauen, weinende, übermüdete Kinder, vielleicht auch nur ein Kind. Der Mann, der gerade aufs Deck getreten ist, sprach mich vorhin auf Hindi an und war konsterniert, daß ich nicht zum Personal gehöre. Ich weiß nicht, ob er kein Englisch spricht oder mit mir nicht sprechen möchte. Dafür grüßt mich gerade die Frau des Ingenieurs. Ansonsten scheinen indische Frauen der Mittelklasse nicht die Angewohnheit zu haben, vom ersten Tag an auf den Gruß eines männlichen Zimmernachbarn einzugehen. Vielleicht aus Mitleid hat sie mir zum ersten Mal zugenickt, als ich beim Abendessen allein vor dem Huhn mit Tomate saß – Alleinsein scheint hier nur den Heiligen zumutbar zu sein –, hat gelächelt sogar, heute morgen auch die große Tochter, die größer ist als ich, pummelig, und aussieht wie siebzehn, keine Umstände, die es einer Dreizehnjährigen leichter machen. Wenn sie aufs Boot zurückkehrt, schaltet sie den Fernseher ein, noch bevor sie aufs Zimmer geht, Quizsendungen meistens. Gestern abend verfolgte ich in meiner Idylle auf dem Dal-Kanal frierend und mit einem Auge die Fernsehserie um einen Jüngling, der sich bislang vergeblich um eine Schöne bemüht, aber heute kommt die Fortsetzung.

Der Schrein

Fahrt nach Sokkur im Westen Kaschmirs, von wo Ahad Baba, einer von Kaschmirs hochverehrten närrischen Heiligen, den ich besuchen

möchte, gerade nach Srinagar abgereist ist. Er hatte so eine Eingebung, wird mir achselzuckend erklärt, als könne Ahad Baba morgen auch die Idee kommen, nach New York zu fliegen. Faroq, der Fahrer, schlägt vor, mich zum Schrein des mittelalterlichen Mystikers Baba Schukur-e Din zu bringen, damit wir nicht umsonst zwei Stunden gefahren sind. Daß die Islamisten sich nicht durchgesetzt haben, liegt nicht nur an der Übermacht und Brutalität der indischen Armee. Es liegt auch daran, daß die meisten Kaschmiris an ihrem traditionellen, mystisch geprägten Glauben festhalten. Anders als in Afghanistan, Iran oder manchen Gegenden Pakistans hat sich der Sufismus in Kaschmir gegen die neue Ideologie behauptet.

Der Schrein liegt auf einem einzelnen Berg, der als Vorsprung des Himalaya in den Wularsee ragt, den höchstgelegenen See Südasiens. Auf dem Gipfel kommt alles zusammen, was Kaschmirs Kultur und Anziehung ausmacht, ein gewaltiges Erleben der Natur und der Religion, unterhalb des Schreins die riesige Wasserfläche wie ein grünblaues Ölgemälde, im Tal die prallen Wiesen und Wälder, ringsum die Gletscher, aus dem Schrein der Gesang eines berückend traurigen Chors.

Anderen Gläubigen folgend, trete ich zunächst in eine kleine Moschee etwas abseits des eigentlichen Heiligtums. Als ich nach dem Gebet herauskomme, singt der Chor nicht mehr. Ich gehe in den Schrein und bin verblüfft, keine Gruppe vorzufinden, die vorhin noch gesungen haben könnte. Nur ein junger Mann trägt in leisem Singsang etwas aus einem Diwan oder einem Gebetsbuch vor. In der schmucklosen Halle befinden sich vor allem junge Leute, die Jungen mit modischen Frisuren, die Mädchen in ihren bunten Saris, das Halstuch über den Kopf gelegt, jeder und jede für sich im Gebet, auch Kinder, einige Greise und Greisinnen in unterschiedlichen Positionen, manche stehend, manche sitzend, manche hockend, zwei beim Ritualgebet. Andere Stimmen erheben sich, mischen sich in den Singsang, überall im Raum. Und plötzlich ist der Chor wieder da.

Hausboot 4

Die auch für östliche Verhältnisse umwerfende Herzlichkeit aller Kaschmiris, mit denen ich näher zu tun habe, wird von den abweisenden oder jedenfalls skeptischen Blicken kontrastiert, die mir auf der Straße begegnen. Ob man mich für einen Inder hält? In den Moscheen werden die Blicke nicht einladender, vielleicht weil am meisten die Überläufer gefürchtet werden. Kaschmiris, sagte der Bootsherr, als er heute morgen den Jasmintee brachte, Kaschmiris erkennen sich, wo immer sie sich treffen, ob Hindus oder Muslime, und wenn Sie sich in der Ferne treffen, dann weinen sie, während sie sich umarmen.

Eingeschüchtert durch Drohungen, Brandstiftungen und mehrere hundert Morde islamischer Extremisten, die den ursprünglich nationalen Aufstand mehr und mehr kaperten, haben im Laufe der neunziger Jahre fast alle Pandits, wie sich die kaschmirischen Hindus nennen, das Kaschmirtal verlassen, etwa sechshunderttausend Menschen. Der Ingenieur aus Kalkutta meint, daß die Pandits nicht von einzelnen fanatischen Gruppen in die Flucht geschlagen worden seien, sondern von den Massen. Der Bootsherr hingegen beteuert, daß die indische Armee einigen Terroristen ausdrücklich erlaubt habe, die Pandits in Angst und Schrecken zu versetzen, damit die Muslime als Barbaren dastünden. Was der Bootsherr dann sagt, würde der Ingenieur nicht bestreiten:

– Wir haben in den achtzehn Jahren nicht nur hunderttausend Menschenleben verloren, nicht nur unsere Wirtschaft ruiniert und eine Generation herangezogen, die nichts anderes als Krieg kennt. Wir haben unser Ansehen verloren, unsere Würde. Die Welt hält uns für Taliban.

– Nein, so ist es nun auch wieder nicht, sage ich und verschweige den Grund: daß die Welt sich überhaupt nicht um Kaschmir kümmert, sich allenfalls noch dunkel an die Enthauptung eines westlichen Touristen erinnert.

– Dann rangieren wir eben knapp hinter den Taliban, meint der Bootsherr.

Als es zu den Übergriffen kam, habe er oft bei seinen hinduistischen Freunden übernachtet, um sie zu schützen, nicht nur er. Jetzt würde er sie am Telefon zur Rückkehr drängen. Die Pandits hätten in der Regel die bessere Ausbildung, sagt der Bootsherr, die Kaschmiris bräuchten sie, vor allem in den Schulen, wo jetzt die Lehrer fehlten. Der Ingenieur findet, daß sich das Drängen der Kaschmiris in Grenzen halte, und verweist darauf, daß sich noch kein muslimischer Führer öffentlich für die Vertreibung entschuldigt habe.

– Das stimmt, antwortet der Bootsherr auf den Einwand, den ich mir zu eigen mache, aber bei sechshunderttausend indischen Soldaten, die uns alle Knochen gebrochen haben, ist es vielleicht zu viel verlangt, daß wir öffentlichkeitswirksam Abbitte leisten und Demonstrationen abhalten für die Rückkehr der Pandits.

Auf die Brutalität der Armee angesprochen, die er nicht rundweg bestreitet, verweist der Ingenieur aus Kalkutta jedesmal auf die Vertreibung der Pandits. Gleichzeitig beteuert er, daß es eigentlich keinen Haß zwischen Hindus und Muslimen, Indern und Kaschmiris gebe, und fragt, wie es eigentlich im Nahen Osten sei. Ich antworte, daß ein Israeli nicht ohne weiteres allein durch Hebron oder ein Palästinenser durch eine israelische Siedlung spazieren könne. Und in Deutschland? Der Ingenieur kennt natürlich die Berichte von verprügelten Ausländern, darunter Indern. Auch in Deutschland gebe es Orte, sage ich, die jemand mit dunkler Hautfarbe besser meide. Das sei in Kaschmir unvorstellbar, wundert sich der Ingenieur. In Kaschmir könne jeder Inder hingehen, wo er wolle, ohne die geringsten Schwierigkeiten zu haben oder sich um seine Sicherheit zu sorgen. Er selbst sei nirgends freundlicher aufgenommen worden.

Der Hausherr gibt mir den Reiseberichts eines Engländers aus dem 19. Jahrhundert zu lesen, der die Ausbeutung der Muslime durch die Pandits schildert und an die britische Kolonialverwaltung appelliert, endlich einzugreifen: «Everywhere the people are in the most abject condition.» Es werden nicht nur ein paar militante Gruppen gewesen sein, die das asienübliche Wir-sind-alle-Brüder mehr im Sinne Kains auslegten.

Auf dem Land

In der Luft des Mattin Suriyat Tempels liegt Frieden, wirklicher Frieden: Sikhs, die an der Tempelwand Kricket spielen, muslimische Alte, die sich auf der Wiese räkeln, ein paar ältere Pandits, die mir einen Stuhl anbieten. Weder die indische Regierung noch die Lokalregierung in Kaschmir tue etwas, um die Vertriebenen zurückzuholen oder sie wenigstens zu entschädigen, beklagen sie und lassen asienüblich nichts auf ihre muslimischen Nachbarn kommen. Von den zwei Toten, die sie hier im Dorf hatten, war ja einer selbst Muslim, sagen die Pandits, der Wächter des Tempels, den die auswärtigen Kämpfer für einen Hindu gehalten hätten. Zwei Frauen sehe ich, die mit den Händen im großen Wasserbecken spielen, die Jüngere von himmlischer Schönheit, wie man sie in Märchen geschildert bekommt. Sekundenverliebt, sie oder tot, frage ich die beiden, ob sie hier wohnen – ja – und wie das Leben für sie jetzt ist – gut. Es klingt ehrlich, und so freue ich mich, daß auch jüngere Pandits in Kaschmir anzutreffen sind, bis sich herausstellt, daß die Frauen Musliminnen sind. Für das Foto zieht die Himmlische leider das Tuch über den Kopf, als ob sie sich in dem Becken mit allen Märchenwassern gewaschen hätte. Von fünfhundert Hindu-Familien, die einst hier lebten, sind dreizehn geblieben, und fast nur die Alten unter ihnen. Rings um den Tempel abgebrannte Häuser, leerstehende Häuser, an einem Fluß Verkaufsstände für Ausflügler. Die Farben der Süßspeisen, die Farben der herbstlichen Wälder, die Farben der Felder und Wiesen, die Farben der Saris – man muß nicht überlegen, welche Farbtöne man sieht. Man muß lange hinschauen, bis man herausfindet, welchen Ton die Frauen meiden, nämlich nur grau. Ansonsten tragen sie sämtliche Grund- und Mischfarben in allen erdenklichen Kombinationen, außerdem gelegentlich Schwarz oder Weiß, und bei aller Vielfalt immer harmonisch wie durch einen Automatismus.

Ich fahre weiter nach Osten, durch Dörfer mit engen Gassen und Steinhäusern, die mehr nach Schweiz als nach Südasien aussehen. Die extreme Armut, sonst in Indien allgegenwärtig, scheint es in

Kaschmir nicht zu geben. Die Familien besitzen Land. Aufgrund seiner Autonomie ist Kaschmir der einzige Bundesstaat Indiens, der nach der Unabhängigkeit die Bodenreform durchsetzen konnte. Hinzu kommt das Geld, das Indien und Pakistan während des Krieges nach Kaschmir pumpten, um die Führer des Widerstands entweder zu stärken oder zu kaufen. In den neuen Villen sitzen die alten Warlords.

Im Wahlbezirk Mehbooba Muftis, durch den ich vorgestern in der Staatskarosse fuhr, treffe ich die Menschen, die niemals winken würden: Gespräch mit dem Filialleiter einer Bank, der auf die Inder schimpft, die seine Bank bewachen, und sich das islamische Reich herbeiwünscht, neben ihm seine unverschleierte Angestellte, die die Augen verdreht. Der Kampf sei noch lange nicht zu Ende, nur unbewaffnet jetzt eben, aber keinesfalls an Wahlurnen zu gewinnen, die die Inder bereitstellen. Am Ende wäre der Filialleiter aber mit dem gleichen zufrieden wie die Anglistik-Professorin, der Kommunist Tarigami, die Widerstandsgruppen und fast alle Parteien nicht nur in Kaschmir, sondern auch in Pakistan und Indien: Autonomie und offene Grenzen. Das ist mir schon auf vielen Reisen aufgefallen: Die Konflikte, die so hoffnungslos kompliziert erscheinen wie zwischen Israel und Palästina oder in Afghanistan, sind die Ausnahme. Die meisten Konflikte, etwa in Aceh, in Tschetschenien oder eben auch in Kaschmir, wären lösbar, die Bereitschaft zum Kompromiß hat sich längst eingestellt – es müßte sich nur jemand dafür interessieren, Druck ausüben auf die Akteure, wie es nach dem Tsunami tatsächlich in Aceh geschah, als innerhalb von Monaten Friedensverhandlungen nicht nur begonnen, sondern zum Abschluß geführt wurden.

Samir und Riaz, beide Akademiker, Mitte dreißig und Väter, Informatiker der eine, Angestellter der andere, zeigen mir ihre Kleinstadt, in der keine Häuserwand steht ohne Einschläge von Geschoßgarben. In der Gegend hier lag das Zentrum des Aufstands. Am Rande eines Fußballplatzes setzen wir uns auf die Wiese. Samir hat früher in der U 19 von Kaschmir mitgespielt. Was die Armee alles getan hat – Durchsuchungen, Erschießungen, Vergewaltigungen, die immer gleichen Berichte; jeder hat hier eine

Schwester, einen Vater, einen Sohn, den es getroffen hat. Samir zeigt mir seine Narben. Aber es stimme, jetzt bemühten sich die Inder, Vertrauen zurückzugewinnen, auch die Armee selbst. Die Regierung habe ein paar Entwicklungsprogramme aufgelegt, soziale Einrichtungen eröffnet, ein wenig Geld in die Schulen investiert.

– Aber wenn jemand drei Söhne durch Armeekugeln verloren hat, wird er den Indern nicht mehr vertrauen, meint Samir.

Er habe die Hoffnung auf Freiheit nicht aufgegeben, doch müsse man schließlich auch leben, die Kinder ernähren. Hätten sich Anfang der neunziger Jahre alle jungen Leute der Stadt für den Widerstand engagiert, so seien es heute nur noch fünf Prozent. Sein Freund Riaz hält selbst diese Zahl für übertrieben:

– Hier wollen hundert Prozent der Leute nur noch Frieden.

– Vielleicht wird es der nächsten Generation gelingen, die Freiheit zu erlangen, hofft Samir, aber Riaz fragt:

– Willst du etwa deinen Sohn kämpfen sehen?

In der Abenddämmerung nimmt Samir mich in sein Dorf mit, einst eine Festung der Islamisten. Besuch beim Ältesten, einem Greis mit Stoffmütze und weißem Rauschebart, Wangen und Oberlippe rasiert wie bei einem ostfriesischen Fischer, der so liebenswürdig ist wie der Weihnachtsmann und als einziger an diesem langen Tag dem bewaffneten Widerstand noch das Wort redet. Kalifat und Demokratie wünscht er sich, so ähnlich wie in Saudi-Arabien.

– Aber in Saudi-Arabien gibt es doch kein Kalifat und schon gar keine Demokratie, bemerke ich.

– Ja, also nicht ganz wie in Saudi-Arabien, so ähnlich.

Sein Islambild sieht für die Frauen die Burka vor, die in seinem Dorf keine einzige Frau trägt, nicht einmal ein Kopftuch, nicht einmal die Frauen in seinem eigenen Haus, die mich anders als meine indischen Zimmernachbarinnen auf dem Hausboot mit einem freundlichen Lächeln begrüßen.

Hausboot 5

Die beiden Frauen nebenan quatschen und quatschen. Den Übergang zum Luftholen stelle ich mir bei ihnen wie beim

Staffellauf vor, so, daß immer jemand redet. Zwischen den Sätzen haben sie jedenfalls keine Zeit zu atmen. Laut sind sie nicht, aber eben auch nicht so melodiös wie ein Wasserfall. Worüber reden sie nur? schimpfe ich in Gedanken: Was haben sie denn heute schon erlebt, Ausflug mit Kindern und einem wortkargen Mann zu einem der Moghul-Gärten, Fahrt mit der Schikara. Viel würde ich geben für eine fünfminütige Simultanübersetzung.

Die Mutter

Am 18. August 1990 übernachtete Jawed Ahmad Ahangir, Schüler der zehnten Klasse, bei seinem Cousin in der Stadt, mit dem er für das Examen lernte. Gegen drei schlugen Soldaten an die Tür und riefen: Jawed, ist hier ein Jawed? Der Onkel öffnete das Fenster, auch Jawed Ahmad schaute hinaus: Ich bin Jawed. Soldaten zerrten ihn aus dem Fenster und schlugen auf ihn ein. Umsonst die Schwüre der Familie, daß der Junge nichts mit dem militanten Widerstand zu tun habe, ohnehin viel zu jung sei und vor dem Examen stünde. Später stellte sich heraus, daß im Nachbarhaus ein Militanter namens Jawed Ahmad Batt wohnte. Parweena Ahangir hat ihren Sohn nie wiedergesehen.

Mit ihrem Mann, einem einfachen Bauern, zog sie von Kaserne zu Wache, von Wache zu Behörde, von Behörde zu Ministerium. Einmal hieß es tatsächlich, Jawed Ahmad sei festgenommen worden und liege derzeit in einem Militärkrankenhaus. Erfolglos fragte sich Parweena Ahangir von Krankenhaus zu Krankenhaus durch. 1994 gründete sie mit anderen Angehörigen vermißter Söhne eine Selbsthilfegruppe, der heute sechshundert Familien angehören. Das ist keine *fancy* NGO mit Computern und jungen, englischsprachigen Aktivisten, die wissen, wie man Öffentlichkeit und Gelder – manchmal nur Gelder – akquiriert. An den Ausläufern Srinagars, kurz vor dem Flughafen, ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer in einem heruntergekommenen Hinterhaus, die Wände vor einer Ewigkeit giftgrün gestrichen, bis auf einen Schreibtisch aus Metall und ein paar Stühle keine Möbel – dort sitzt Parweena Ahangir, von dort arbeitet sie, wie sie sagt, vierundzwanzig Stunden am Tag

daran, ihren und die anderen Söhne zu finden, die der Krieg verloren hat, eine so traurige wie entschlossene Frau, die unter ihrem gelben Kopftuch älter aussieht als ihre fünfundvierzig Jahre. Mal wurde ihnen eine Million Rupien angeboten, etwa achtzehntausend Euro, falls sie ihre Kampagne aufgäben, mal sechshunderttausend plus eine Anstellung, mal vom Militär, mal vom Bundesstaat. Manche Familien sind darauf eingegangen.

Sieht Parweena Ahangir einen Unterschied zwischen dieser und den vorherigen Regierungen in Srinagar? Nein. Oder doch: Die neue Koalition hat beschlossen, einen DNA-Test durchzuführen, wenn Leichenteile gefunden werden. Manche Tote konnten dadurch identifiziert werden. Sie vertraue auf Gott, daß ihr Sohn nicht als Kadaver wiederkehre. Die Behauptung des jetzigen Ministerpräsidenten von Kaschmir, wonach dieses Jahr zum ersten Mal seit Ausbruch des Aufstands keine Vermißten mehr gemeldet worden seien, könne schon stimmen. Die Armee wolle solche Fälle nicht mehr. Sie sei dazu übergegangen, die Leichen auf einem Feld oder entlang einer Straße abzulegen, mit einem Maschinengewehr in der Hand.

– Es gibt also keine Vermißten mehr, sondern nur noch Tote?
– Ja, derzeit haben wir keine neuen Mitglieder.

Was ist Parweena Ahangirs Hoffnung für Kaschmir?

– Die Armee soll sich zurückziehen! antwortet sie: Ich bin keine politische Aktivistin. Ich kämpfe nicht für die Unabhängigkeit Kaschmirs. Wenn mein Sohn nach Hause kommt, das ist meine Freiheit.

Hausboot 6

Der erste Händler des Tages, der das Hausboot geentert hat, läßt mich links liegen und preist den Indern die Qualität und den Preis seiner Lederjackenkollektion an, vergeblich, obwohl die Jacken *doublelined* sind, wie der Händler mehrmals betont. Mich scheint er tatsächlich dem Personal des Hausbootes zuzuschlagen, versucht es nicht einmal mit seinen doppelt genähten Jacken, sondern bedankt sich nur, als ich ihm mit den Beinen den Rückweg auf seine Gondel

freimache. Jetzt zieht wieder der *Paris Photo Service* vorüber, dann sicher bald auch der Supermarkt und zuletzt der Gondoliere, der fragt, ob ich die zugesagte Bootsfahrt denn heute anzutreten gedenke.

Ahad Baba

Weil schon der verstorbene Baba Schukur-e Din mich entrückte, fahre ich im Morgengrauen mit noch größerer Erwartung als einige Tage zuvor die zwei Stunden nach Sokkur, um vor dem Abflug doch noch einen lebendigen Heiligen zu sehen, der diesmal auf dem Rasen sitzt, ein auffallend heller Greis mit langen Haaren und kleinem, kugelrundem Bäuchlein, nackt wie immer, splitterfasernackt, hinter ihm ein Sessel so blau wie von IKEA. Ein Helfer nimmt die Mitbringsel der Pilger entgegen, die sich zu Hunderten am Gartenzaun drängen, Briefe, Kleidungsstücke, Photos, und reibt sie am Oberschenkel Ahad Babas, der den Kopf bewegt, im Abstand von vielleicht zehn Sekunden spuckt und längst jenseits der Sprache ist. Von hinten tippt jemand an meine Schulter, führt mich an das kniehohe Holztor, das in einem deutschen Schrebergarten stehen könnte, und schließt es hinter mir wieder zu. Ich habe keine Ahnung, ob ich mich Ahad Baba nähern darf, nähern soll und mit welchen Gesten, Worten, Blicken, weiß nur Hunderte, gar tausend Augen auf mich gerichtet. Als ich bereits auf Ahad Baba zugehe, fällt mir ein, daß ich den heiligen Rasen mit Schuhen betrete, genau gesagt fällt es mir nicht ein, sondern weist mich das Grummeln der Menge auf den Fauxpas hin. Gehe ich zurück, um die Schuhe auszuziehen, errege ich noch mehr Aufmerksamkeit, sie mitten im Heiligtum liegenzulassen, kommt ebenfalls nicht in Frage, also hoffe ich auf meinen Bonus als Fremder. Erst verbeuge ich mich stehend, dann knie ich mich einen Schritt entfernt von Ahad Baba hin, der weiter spuckt, dann verbeuge ich mich kniend, und weil immer noch nichts geschieht, warte ich einfach ab, ohne eine Aura oder gar einen Segen zu spüren, im Gegenteil: Von einer gläubigen Menge beobachtet, die einmal bereits gegrummelt hat, und einem splitterfasernackten Heiligen gegenüber, der mich vollständig

ignoriert, möchte ich mich lieber in Luft auflösen. Aber nicht einmal dieses Wunder geschieht.

Plötzlich blickt mich Ahad Baba mit undurchdringlichen Augen an. Was passiert jetzt? frage ich mich noch, als ich schon die Spucke auf der Nase spüre. Zu meiner eigenen Überraschung bin ich alles andere als gekränkt, nehme vielmehr die Spucke, die mir über die Lippe fließt, wie gottgegeben hin und fühle mich sogar ein wenig geehrt, überhaupt wahrgenommen zu werden. Wie auf Knopfdruck hat sich die Anspannung gelöst, ich höre auch kein Grummeln mehr im Rücken, so daß ich einige Minuten mit der Spucke im Gesicht verweile, die auf mein Hemd fließt, und warte, was als nächstes geschieht, bis Ahad Baba genauso plötzlich, wie er meine Nase bespuckt hat, mich anlächelt. Ich verbeuge mich zweimal zum Abschied, einmal im Knien, einmal im Stehen, und gehe auf meinen Schuhen rückwärts durch das Gartentor.

In Kaschmir, weit weg von Kaschmir

Auf der Fahrt zurück setzt mich Faroq mit einem erleichterten Seufzer, endlich eine touristische Attraktion zeigen zu dürfen, an einem der Moghulgärten ab, der mich wohl auch deshalb überwältigt – mehr sogar überwältigt als der Heilige, zu dem ich so erwartungsfroh hinfuhr –, weil ich mir vom Standardprogramm der indischen Touristen nicht viel versprach, und dann ist es doch jenes Paradies auf Erden, das kein Bericht über den Krieg unerwähnt läßt, die riesigen, nein riesenhaften grün-roten Bäume, die unfaßbare Ordnung der Brunnen und Bäche, Blumenbeete und Wasserfälle, davor der schillernde Dal-See mit den schwarz glänzenden Giebeldächern und Kuppeln Srinagars im Hintergrund, im Rücken die braunen Berge, die Farben des Herbstes, die nicht minder leuchten als die Farben der Saris. So begeistert bin ich, daß ich mich trotz der Warnung Faroqs, das Flugzeug nach Delhi zu verpassen, zum Hausboot zurückbringen lasse, um mit der Fahrt auf der Gondel rasch noch Standardpunkt zwei zu absolvieren. Hier müßte man auf Erden wohnen, sehe ich ein, als ich an den Hausbooten am anderen Ufer des Dal-Sees vorbeigleite: in Kaschmir, weit weg von Kaschmir.

Sollte ich wiederkehren – und ich habe es Faroq versprochen, der sein Leben lang das Papiertaschentuch aufbewahren wird, mit dem ich mir im Auto die Spucke abwischte, habe ihm versprochen, das nächste Mal mit Frau und Kindern zu kommen, um noch so viele Standards zu absolvieren –, sollte ich also als Urlauber wiederkehren, würde es mir dennoch schwerfallen, nicht wieder auf dem Hausboot nahe der Straße zu übernachten, mit dem *Paris Photo Service*, der jeden Morgen vorbeirudert, dem schwimmenden Supermarkt und dem Bootsherrn, der mit dem süßen Jasmintee auch alle Neuigkeiten liefert. Schön wäre es, dann auch den Ingenieur aus Kalkutta wiederzutreffen und seine Familie.

OHNE BODEN

Zwischen Agra und Delhi, September 2007


Aralsee
Kaspisches Meer
Srinagar
Kabul
Lahore
Neu Delhi
Teheran
Rohtak
Neu-Delhi
Gurgaon
Faridabad
Ahmedabad
Sikar
Alwar
Mathura
Jaipur
Bharatpur
Agra
Arabisches Meer
Pushkar
Ajmer
INDIEN
Gwalior
Sawai Madhopur
Shivpuri
Bundi
Kota
Rotes Meer
Indischer Ozean

Lumpenproletariat formiert sich

Ein Bild wie von Brecht, Lumpenproletariat formiert und wehrt sich: Fünfundzwanzigtausend Menschen, die in drei Reihen marschieren, die meisten in Gummisandalen, viele barfuß, in der Mitte die Frauen in bunten Saris, außen die Männer in cremefarbenen Hemden und ebensolchen Dotis, den um die Beine geschlungenen Tüchern. Die Männer tragen ihr Bündel aus Plastikfolie auf der Schulter, die Frauen balancieren es auf dem Kopf. Jeder einzelne hält einen langen Stock mit einer grün-weißen Fahne von *Ekta Parishad* in der Hand, der indischen Landrechtsbewegung. Zwischen den Reihen Platz für die Ordner, Musiker und Sänger, nötigenfalls Jeeps oder andere Fahrzeuge. Vor jeder Tausendschaft ein Traktor, der einen Wassertank zieht, dahinter eine Fahrradrikscha mit zwei großen Lautsprechern aus Blech, der eine nach vorne, der andere nach hinten gerichtet. Es ist so laut wie fast immer in Indien.

Die Gesichtszüge und -farben sind in jeder Tausendschaft anders, auch die Muster der Saris, der Schmuck, die Zurückhaltung oder Selbstsicherheit der Frauen, die Sprache, weil die Marschierenden aus ganz Indien stammen. Viele Landlose sind schon alt, Greise unter ihnen, damit in ihren Dörfern die Jüngeren weiter arbeiten können, obschon ich später feststellen werde, daß die Kastenlosen, Angehörigen der Unteren Kasten und Stammesmitglieder schon mit fünfzig aussehen wie Europäer mit achtzig. Seit zwölf Tagen marschieren sie, hundertfünfzig Kilometer bereits, zweihundert Kilometer stehen ihnen noch bevor, bis sie das Parlament in Delhi erreichen, sofern die Behörden weiterhin den Weg freimachen, der nicht idyllisch ist, sondern Autobahn, der Highway von Bombay nach Delhi. Hinter der Leitplanke staut sich der Verkehr. Nicht alle Autofahrer wirken begeistert.

Why complain?

Indien boomt. Über neun Prozent Wirtschaftswachstum jährlich, weltweit konkurrenzfähig die Informationstechnologie, Pharmazie, Biotechnologie, Raumfahrttechnik, Nuklearindustrie und natürlich der Dienstleistungssektor, der inzwischen nicht mehr nur Aufträge aus dem Westen abzieht, sondern auch Mitarbeiter: die Löhne zwar nicht höher, aber das Leben viel billiger, schwärmt ein deutsches Wirtschaftsmagazin und verweist auf «den sensationellen Freizeitwert», Himalaja statt Allgäu, Goa statt Costa Brava. Gemessen am Bruttoinlandsprodukt investiert der indische Staat mehr Geld in Forschung und Entwicklung als die Bundesrepublik Deutschland. In den Städten sind die Zeichen wachsenden Wohlstands unübersehbar, an dem vielleicht zweihundert, vielleicht zweihundertfünfzig Millionen Menschen wenigstens indirekt partizipieren, die Mobiltelefone, Hochhäuser und Shopping Malls. Die neuen privaten Fluglinien bieten einen besseren Service und modernere Maschinen an als die meisten Anbieter in Europa. Natürlich bucht man im Internet und fliegt nur noch per E-Ticket. Wer früher der Unteren Mittelklasse angehörte, fährt heute ein kleines Auto und schickt seine Kinder in die Privatschule. Wer mehr verdient, zieht sich in eine der *gated communities* zurück, die allerorten entstehen. Und für den Reichtum kennt Indien keine Grenzen. Das Land ist nicht länger Bittsteller, sondern künftige Weltmacht, wie es die internationale Presse rauf- und runterdekliniert.

Ich steige über die Leitplanke und schlängle mich zwischen den Autos hindurch. Wahrscheinlich würde der Verkehr trotz der gesperrten Fahrbahn fließen, wenn die Fahrer nicht zwischen den zwei verbliebenen Spuren auch noch überholen wollten, und zwar prinzipiell gleichzeitig in beide Richtungen. So sind die Wagen alle hundert Meter ineinander verkeilt wie zwei Rugbymannschaften beim Anstoß. Einige Fahrer sind ausgestiegen und schauen ungläubig zur anderen Fahrbahn. Aus Busfenstern knipsen Japaner. Daß Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger die Autobahn von Frankfurt nach Köln auch nur einen Tag blockieren dürften, wäre undenkbar. In Indien legt es keine Regierung auf eine Konfrontation an, weder in den Bundesstaaten noch in der Hauptstadt, weil die

Landlosen die Untersten der Gesellschaft repräsentieren und damit die Mehrheit der Wähler. Für gestern hatte sich der Agrarminister angekündigt. Kurzfristig entschuldigte er sich mit einer Kabinettssitzung. Enttäuschung mischte sich in die Erschöpfung der Teilnehmer, dazu die Kälte der Nacht, die sie auf dem Asphalt oder dem Feld verbringen. Wohlhabende Inder haben Decken gespendet, das Stück für ein oder zwei Euro, aber es sind viel zu wenige, fünftausend bis jetzt. Entlang der gesamten Strecke verteilen Hausfrauen Gebäck, singen Schulkinder Ständchen und sprechen Lokalpolitiker Grußworte. Aus Delhi oder Bombay fährt gelegentlich ein Intellektueller oder Schauspieler vor, der einen Nachmittag lang mitmarschiert. Ein langbärtiger, weißgewandeter Heiliger, der sich dem Zug angeschlossen hat, hat dauerlächelnd bereits viertausend Schuhe gesammelt. Er selbst läuft barfuß.

Auf dem Asphalt liegt eine Illustrierte. Sie scheint einer Frau gehört zu haben, die auf der Rückbank eines winzigen Suzuki Tata telefoniert. Die Löhne in Indien sind so niedrig, daß auch Kleinwagen ihren Chauffeur haben. Im Weitergehen lese ich das Interview mit einer Moderatorin, die ihren Urlaub mit Freunden verbracht hat. Wie in der Werbung stelle ich mir das vor, junge, attraktive Leute unter Palmen, nur nicht weiß, sondern braun, hellbraun wie fast alle Inder, die sich die Malediven leisten können. Sie hatten einen Bungalow mit Meerblick, links und rechts und vorne Meer, auch der Pool mit Meerblick nach mindestens drei Seiten, etwas erhöht, um besser sehen zu können, Pool-Bar natürlich, so schön ist das, ausschlafen zu können, keine Termine, Drinks, und das Beste: keine Autos. «Stuff in my shopping bag: Nothing! I took a holiday not only from work but shopping as well. But yes, I couldn’t resist buying a pair of bikini, a pair of sunglasses, a sarong, a photo-frame and a bright pink trolley bag.» Es gibt eine teurere Kategorie für Politiker und Prominente, zu denen sie offenbar nicht gehört, etwa neunhundert Dollar die Nacht. «But why complain when I had a Jacuzzi in my bathroom.»

Sie wollen Land

250 Millionen Konsumenten sind zwar ein gewaltiger Markt für *global player*, für Indien aber eine vergleichsweise geringe Zahl. 750 Millionen Inder haben wenig oder gar nichts vom Wirtschaftswachstum. Auf dem Human Development Index der Vereinten Nationen liegt Indien daher auf Rang 126, noch hinter seinem Nachbarn Sri Lanka und nur knapp vor Bangladesch. Ein Großteil der ländlichen Bevölkerung hat nach wie vor keinen Zugang zu Bildungseinrichtungen oder zur Gesundheitsversorgung, oft nicht einmal Strom oder fließendes Wasser. Fast die Hälfte aller Kinder ist untergewichtig, prozentual mehr als in Äthiopien. Die indische Landwirtschaft, die zwei Drittel der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt, wächst seit Jahren nur minimal. Auch die Nahrungsmittelproduktion stagniert, so daß der durchschnittliche Kalorienverbrauch nach staatlichen Statistiken sogar abnimmt. Der Verfall der Preise, der Abbau von Subventionen für Saatgut, Düngemittel und Pestizide sowie die Senkung der Zölle für Einfuhren aus China, Pakistan und den Vereinigten Staaten haben viele Bauern in den Ruin getrieben. Mit der Industrialisierung der Landwirtschaft, wie sie von Agrarkonzernen propagiert und durch den Preisdruck zusätzlich forciert wird, kommen sie vielfach nicht zurecht. Können sie die Kredite, die sie für neue Geräte oder teures, genverändertes Saatgut aufgenommen haben, nicht mehr zurückzahlen, verlieren sie ihr Land. Derzeit begehen jährlich etwa 12.000 Bauern Selbstmord, nicht berücksichtigt die Dunkelziffer.

Niemand in Indien würde bestreiten, daß das Elend weiterhin jeder Beschreibung spottet, schon gar nicht die regierende Kongreß-Partei mit ihren linken Koalitionspartnern, die den Wahlkampf mit sozialen Versprechungen bestritten haben. Das Parlament hat vor kurzem ein Gesetz verabschiedet, das jeder Familie ein Minimum von hundert Tagen Arbeit im Jahr garantiert. Der ebenfalls neu erlassene «Right to Information Act» ermöglicht es jedem Bürger, für umgerechnet zwanzig Cent eine Anfrage an eine Behörde zu richten, die innerhalb von dreißig Tagen beantwortet werden muß. Daß es Probleme bei der Umsetzung gibt, spricht nicht gegen die gute Absicht der Regierung. Entscheidend ist: Die Wirtschaftspolitik des Landes und ein großer Teil der öffentlichen Meinung gehen von der

Annahme aus, daß der wachsende Reichtum nach unten durchsickere. Mittelbar würden so auch die Ärmsten vom freien Markt profitieren, durch höhere Steuereinnahmen, durch einen Ausbau der Infrastruktur und neue Arbeitsplätze, die schlecht bezahlt, aber doch besser seien als die Arbeitslosigkeit. Aber stimmt das, stimmt es vor allem auch für die ländliche Bevölkerung? Der Bundesstaat Gujarat, in dem die Wirtschaft landesweit am schnellsten wächst, verzeichnet zugleich eine der höchsten Selbstmordraten von Bauern.

Gewöhnlich sieht man die spindeldürren Unterschenkel der Männer nur vereinzelt oder vom Fenster aus, wenn man mit dem Zug aus der Stadt fährt, entlang der Gleise oder dann auf den Feldern mit Strohballen auf dem Rücken oder Reisig. Die zerfurchten, auf den wenigen faltenlosen Flächen wie gegerbten Gesichter, wirken stumpf wie abgenutztes Leder, tiefdunkel, hervorstechende Zähne, keine Zähne, verfaulte Zähne, Zahnlücken. Außerdem der elegante Gang selbst der ältesten Frauen, zumal im Vergleich mit den zweihundert Unterstützern aus dem Westen, die jeder für ein paar Tage mitmarschieren. Fünfundzwanzigtausend Menschen unter der Sonne sind eine schier endlose Prozession, erst recht, wenn man sie zwischen zwei der drei Reihen schnellen Schrittes überholt. Einmal, fast schon vorne angekommen, mache ich Rast an einer Tankstelle. Bis der Jeep eintrifft, der mich wieder nach vorne bringt, schaue ich mit dem Tankwart, der mir Wasser und einen Stuhl anbietet, dem Menschenstrom zu.

– Arme Leute, sagt der Tankwart, dessen Eltern noch auf dem Feld gearbeitet haben.

Er selbst hat Automechanik gelernt und freut sich, daß der Verkehr von Jahr zu Jahr dichter wird. Leider nur werden die Autos immer komplizierter gebaut, mit immer mehr Elektronik, die nur die Vertragswerkstätten beherrschen. Wenn seine jüngste Tochter weiter so fleißig ist, darf sie auf die englischsprachige Senior Secondary School. Dann wird sie eines Tages vielleicht auch bei ihrem Vater tanken.

– Sehr arme Leute, bestätige ich.

– Was wollen sie? fragt der Tankwart.

– Sie wollen Land, antworte ich: Sie wollen Land, um leben zu können.

Vertreibung als Industriepolitik

Macht aus Landlosen Bauern, forderte Mahatma Gandhi bei der Unabhängigkeit. Heute geschieht täglich das Gegenteil: Aus Bauern werden Landlose. Wo Bodenschätze entdeckt, Fabriken gebaut, multinationale Konzerne angesiedelt oder eine der vielen steuerfreien Sonderwirtschaftszonen eingerichtet werden, haben die Bewohner selten eine Chance. Gedeckt von Politikern und Beamten, die mit Einnahmen für den öffentlichen und oft genug ihren privaten Haushalt rechnen dürfen, rücken private Sicherheitsdienste oder gleich die Polizei selbst an, um jene Bauern zu vertreiben, die ihren Boden nicht für ein paar Rupien verkaufen. Oft ist nicht einmal pro forma ein Kaufangebot nötig. Viele Familien bewirtschaften seit Generationen ihr Stück Land, ohne durch Papiere als Eigentümer ausgewiesen zu sein. Eines Tages steht vor der Hütte ein Anwalt mit einem Kaufvertrag, den sein Mandant mit dem Staat abgeschlossen hat. Die Fünfundzwanzigtausend, die zum Parlament nach Neu Delhi marschieren, sind keine Unterstützerbewegung, sondern durchweg Betroffene.

Bei Babam Saharia kam das Forstamt vorbei, das Forst Department, um genau zu sein. Als Angehöriger eines sogenannten «primitiven Stammes» ist er in den Wäldern aufgewachsen, lebte wie seine Vorfahren von allem, was an und unter den Bäumen gedeiht, Früchten, Nüssen, Linsen. Papiere, die sie als Eigentümer auswiesen, hatte niemand. Ein Großgrundbesitzer aus der Gegend kaufte das Stück Land, das Babam Saharia und seine Nachbarn bewirtschafteten – indem der Großgrundbesitzer die Beamten bestach, ist sich der vierzigjährige, dürre Mann mit den beinah weißen Haaren sicher. Forstwächter standen mit Waffen vor seiner Hütte, auch die Polizei. Die Bauern wurden mitsamt ihren Familien zusammengetrieben, auf die Ladefläche eines LKW gepfercht und hinter den Bergen abgesetzt. Wenn Ihr zurückkehrt, töten sie euch, gaben ihnen die Bewacher mit auf den Weg.

– Wann geschah die Vertreibung? frage ich.
– 1983.
– 1983? Aber da waren Sie doch erst sechzehn Jahre alt.
– Ich lebte damals schon mit meiner Frau. Die Kinder kamen später.
– Und Ihre Frau?
– Ist gestorben.

Saharia wurde Tagelöhner, ohne die Hoffnung aufzugeben, seinen Boden zurückzugewinnen. Die Fußsohlen vollständig auf dem Boden, sitzt er in der Hocke und holt aus seinem Styroporbeutel die Briefe hervor, die er und seine Nachbarn seither verschickt haben. Auf manchen Briefen ist eine handschriftliche Notiz eines Beamten, einmal sogar des Forstministers auf Englisch zu erkennen. «Forward for immediate action», heißt es dort, oder einfach nur «approved». Aber nichts geschah, meint Saharia bitter, einfach nichts, obwohl er doch nur sein Recht verlange. Einmal hat er dem Großgrundbesitzer aufgelauert, ihn angegriffen, mit bloßen Händen, wie er betont. Zweiundzwanzig Tage saß Saharia dafür im Gefängnis. Vor einigen Jahren schloß er sich der Landrechtsbewegung an, um nicht zu den Freischärlern zu gehen.

Himmel und Boden

Unfaßbar sind Organisation und Disziplin. Der Jeep, der sich den Weg bahnt, um mich wieder an die Spitze des Marsches zu bringen, gleitet wie durch Wasser, so geschmeidig öffnen sich die Reihen und schließen sich hinter dem Auspuff wieder. Pro Tausendschaft fährt ein Lastwagen mit den Lebensmitteln zu den Lagerplätzen voraus. Das Wasser füllen sie kostenlos an Tankstellen auf. Eine warme Mahlzeit täglich kennen die wenigsten von zuhause. In den Heimatdörfern steht ein Faß, das die Nachbarn nach und nach mit Korn für die Familie derer gefüllt haben, die auf den Marsch geschickt worden sind. Nach dem Essen breitet sich entspannte Geschwätzigkeit aus. In Grüppchen sitzen die Menschen auf der Straße wie bei einem Happening. Dann wie auf ein Signal wieder Geschäftigkeit, da sich vor Einbruch der Dunkelheit noch alle gründlich reinigen, die Frauen vor den Wasserwagen, die Männer

meistens vor Schläuchen, mit denen sie sich gegenseitig abspritzen, stets mit Seife, die zugleich als Shampoo dient und den Frauen als Waschmittel für ihre Saris. Verblüffend ihre Geschicklichkeit, die Scham zu schützen, verblüffend überhaupt die Würde, die sie selbst beim Einseifen bewahren, während die Westler in ihren staubigen kurzen oder langen Hosen und den verschwitzten T-Shirts ziemlich verschlissen aussehen. Neben der Straße sind Gräben ausgehoben, quer darüber Holzbretter. Stöcke ragen aus der Erde, um die eine blauweiße Plastikplane so herumgeführt worden ist, daß die fünfhundert Klos Kabinen haben.

Die zentrale Forderung der Landlosen ist verblüffend moderat. Keine Umverteilung, keine Enteignungen, nicht einmal neue Gesetze; die Regierung soll lediglich die Bodenreform, die in der Verfassung verankert ist, umsetzen und den öffentlichen Boden an die Landlosen verteilen. Außerdem verlangen sie die Einrichtung einer Behörde oder einer Kommission, an die sich jeder Inder wenden kann, der illegal von seinem Boden vertrieben worden ist. Bis jetzt, beklagen die Bauern, würden sie mit ihren legitimen Anliegen vom Distrikt an den Bundesstaat und vom Bundesstaat nach Delhi verwiesen – und von dort wieder zurück.

– Wir setzen auf den Dialog mit den Politikern, nicht auf Konfrontation, betont der Führer der Landrechtsbewegung, den alle nur Rajagopal nennen, ein sanfter Mann von beinah sechzig Jahren mit schwarzem Schnurrbart und jungenhafter Frisur.

Seine Bewegung *Ekta Parishad* ist den Idealen Gandhis verpflichtet und setzt sich damit von den Naxaliten ab, der maoistischen Widerstandsgruppe, die im Nordosten Indiens inzwischen ganze Landstriche kontrolliert. Natürlich geht es um mehr als um eine neue Behörde. Es geht um Aufmerksamkeit:

– Die indische Mittelklasse ist es, die wir erreichen wollen. Sie muß erkennen, daß die Armut, die sich ausbreitet, ihren eigenen Wohlstand, ihre eigene Sicherheit bedroht.

Die Bauern, die ihre Lebensgrundlagen verloren hätten, landeten zwangsläufig in den Slums der Großstädte.

– Niemand mag Slums vor der Haustür haben, sagt Rajagopal beim kargen Abendessen in einer Grundschule, in deren Hof er mit den

anderen Städtern sein Nachtlager hat, Professoren, Journalisten, Studenten, während die Bauern auf dem Feld neben der Autobahn oder auf dem Teer schlafen: Slums gelten den Bürgern als schmutzig, als Quell von Krankheit, Gewalt und Kriminalität. Also sagen wir: Hört endlich auf, ständig neue Slums zu produzieren.

Wenn die Armut immer größer und der Reichtum durch Fernsehen und Kino immer sichtbarer werde, fährt Rajagopal fort, komme es zwangsläufig zu Konflikten, wenn nicht zu einer sozialen Explosion. Doch die indische Mittelklasse schaue wie gebannt in den Himmel der Globalisierung, verblendet durch den eigenen ökonomischen Aufstieg und die Segnungen des Konsum:

– Es wird Zeit brauchen, bis sie merken, daß unter ihnen der Boden wegbricht.

Ram Paydiri versteht nicht

Ram Paydiri aus dem Dorf Kali Pari im Distrikt Shivpuri, Bundesstaat Madhya Pradesh, will mir die Füße küssen, als sie erfährt, daß ich im Ausland über den Marsch berichte. Sie ist Witwe, fünfzig, schneeweiße Haare, von ihrem Hektar Land vertrieben vor langer Zeit, auch sie wurde verprügelt, darf nicht einmal in die Nähe ihres Bodens kommen, die vier Kinder sind in die Stadt gezogen. An guten Tagen erwischt sie einen Job, auf dem Feld oder irgendeine Handarbeit, 50 Rupien für sie weiß nicht wieviele Stunden, ein Euro umgerechnet. Sie lebt in einer Hütte aus Stroh. Warum sie hier ist?

– Wir sind bereit, zu sterben, um unser Land wiederzubekommen.

Was macht sie, wenn sie zurückkehrt?

– Weiterarbeiten.

Und was, wenn sie alt ist, gebrechlich?

– Arbeiten, solange ich Beine und Hände habe.

Aber wenn sie nicht mehr arbeiten könne? Sie sei doch ganz allein.

Ram Paydiri versteht nicht.

DAS LABORATORIUM

Gujarat, Oktober 2007


Aralsee
Kaspisches Meer
Teheran
Kabul
Srinagar
Lahore
Neu Delhi
Ahmedabad
Arabisches Meer
Indischer Ozean
PAKISTAN
Rajasthan
INDIEN
Nördlicher Wendekreis
Bhuj
Gandhidham
Gandhinagar
Gujarat
Ahmedabad
Dahod
Nadiad
Surendranagar
Jamnagar
Rajkot
Vadodara
Porbandar
Junagadh
Amreli
Bhavnagar
Gir-Nationalpark
Surat
Navsari
Valsad
Daman und Diu
Dadra und Nagar Haveli

Ein Idol

Spricht so ein Fundamentalist? Narendra Modi spricht nur von Technologie und Wirtschaft. Die Daten, die er präsentiert, sind glänzend: Der indische Bundesstaat Gujarat, den Modi seit 2001 regiert, weist das höchste Wirtschaftswachstum ganz Indiens aus, die größten Sonderwirtschaftszonen, die rasanteste Industrialisierung, die meisten Investoren, die niedrigsten Steuern, die höchsten Forschungsausgaben, die liberalsten Wirtschaftsgesetze. Jede neue Zahl bekräftigt der Chief Minister, wie ein Ministerpräsident in Indien heißt, indem er die kräftigen Hände abwechselnd nach vorne schmeißt wie ein Dirigent seinen Stock mit dem letzten Takt. Anders als seine Vorredner ist er nicht nach rechts zum Rednerpult gegangen, sondern steht in der Mitte der Bühne, wo er kleiner und noch rundlicher als auf den Plakaten wirkt. Zum weißen, kurzgeschnittenen Bart trägt er eine randlose Designerbrille. Das weiße, knöchellange Gewand ist nach neuer Mode kurzärmelig wie ein Businesshemd.

Zwischen den Sätzen legt Modi lange Pausen ein, als wolle er außer seiner tiefen, krächzenden Stimme auch die Argumente nachklingen lassen. Keine starken Emotionen, nicht einmal etwas Werbendes im Tonfall. Der Chief Minister tritt als die personifizierte Rationalität auf. Nach einer halben Stunde achte ich nicht mehr auf den Übersetzer neben mir, sondern nur noch auf die englischen Wörter, die in jedem Satz vorkommen: *development, capacity, management, computer, technology, software, screening, engeneering, industry, advanced, laser printer* und sogar *metro*. Was, die wollen eine Metro bauen? schrecke ich auf. Nein, nein, klärt der Übersetzer auf: «Metro» heißt auf Gujarati «Freunde». Schon mit der Anrede signalisiere Modi seinen Anhängern, daß er einer von ihnen sei.

Für die meisten der zehntausend Studenten, die sich an diesem Nachmittag auf dem Campus des Technischen Kollegs von

Ahmadabad versammelt haben, ist Modi ein Idol, effizient, arbeitswütig und vor allem: nicht korrupt. «Wir danken unserem C. M.» heißt es auf Plakaten, oder bereits «Lots of Congratulations». Wird Modi Anfang Dezember wiedergewählt, das sagen die meisten Kommentatoren voraus, greift er nach dem Vorsitz seiner hindu-nationalistischen BJP – mit dem Ziel, Indiens künftiger Regierungschef zu werden. Gujarat, so haben seine Anhänger immer wieder verkündet, ist lediglich das «Laboratorium» einer radikal neuen, religiös fundierten Politik. Für die vielen Verlierer von Gujarats entfesselter Marktwirtschaft, vor allem aber für säkulare Inder und Indiens hundertdreißig Millionen Muslime, ist der Bundesstaat eher eine Art Hexenkammer. Für sie «vibriert» Gujarat nicht, wie es der Wahlkampfslogan der BJP verkündet, sondern stinkt zum Himmel.

Auf der Müllkippe

Nein, an den Gestank haben sich Bibi Khatun und ihre Schwägerinnen nicht gewöhnt, an den kann man sich nicht gewöhnen. Strom haben sie, Gott sei Dank, zwei winzige Räume, in denen sie zu fünft wohnen, sogar einen Ventilator. Fünf Nägel, an denen die Kleider hängen, zwei Energiesparbirnen, zwei Liegen als Mobiliar, ein Tisch, zwei Plastikstühle, Blechtöpfe auf dem nackten Betonboden. Sicher ist es eng, aber die neben ihnen sind zu acht. Das Problem ist das Wasser. Zwar gibt es Brunnen im Shah Alam Relief Camp, in dem etwa zweihundert Familien leben, aber weil die Müllkippe den Boden verseucht, wird ständig jemand krank, vor allem die Kinder. Bis zum nächsten Arzt sind es fünf Kilometer, und wo eine Schule wäre, das weiß hier niemand. Auf dem Tisch türmen sich Blue Jeans, in die sie weiße Muster nähen, zwei Rupien pro Jeans, umgerechnet vier Cent. Zu dritt schaffen sie am Tag vierzig Stück. Ihr Sohn tritt in das Zimmer. Er ist nicht älter als fünf. Zum Glück, denke ich.

Vor fünfeinhalb Jahren, am 28. Februar 2002, begannen in Gujarat Ausschreitungen gegen Muslime. Einen Tag zuvor waren 57 hinduistische Pilger bei einem Zugbrand umgekommen. Obwohl

eine staatliche Kommission inzwischen festgestellt hat, daß der Brand wahrscheinlich innerhalb des Zuges ausbrach, bezeichnen Hindu-Nationalisten das Unglück weiterhin als einen Terroranschlag, der zu einem spontanen Ausbruch der Emotionen geführt habe. An der Spontaneität bestehen allerdings ebenfalls Zweifel. Nach Angaben von Menschenrechtsorganisationen waren die Angreifer gut organisiert, die auf Lastwagen morgens in der Landeshauptstadt Ahmedabad eintrafen. Außer Messern und den traditionellen Dreizacken des Gottes Vishnu, Gasbehältern und Sprengkörpern führten sie auch Listen mit den Adressen muslimischer Häuser und Geschäfte bei sich. Ihre Brutalität ist bis in die entsetzlichsten Details dokumentiert. An vielen Orten sah die Polizei den Massakern nicht nur tatenlos zu, sondern trieb Muslime, die aus ihrem Viertel zu fliehen versuchten, in den Mob zurück. Parlamentsabgeordnete der hindu-nationalistischen Regierungspartei, sogar Kabinettsmitglieder gaben per Handy Anweisungen, welches muslimische Viertel als nächstes überfallen werden sollte. Der Zentralstaat, damals ebenfalls von der BJP regiert, ließ drei Tage verstreichen, bevor er die Armee schickte – und verweigerte ihr den Schießbefehl. Etwa zweitausend Muslime starben. Hunderttausende wurden aus ihren Häusern vertrieben.

Einige Monate später kämpfte Narendra Modi um seine Wiederwahl. In seinen Reden beschränkte er sich nicht auf Technologie und Wirtschaft. Wie etwa die eindringliche Dokumentation «Final Solution» des indischen Filmemachers Rakesh Sharma zeigt, stachelte der Regierungschef offen zum Haß gegen Muslime an und rechtfertigte indirekt immer wieder die Gewalttaten, deren Ausmaß er zugleich konsequent leugnete. Wenn er vor das Publikum trat, überschlug sich seine Stimme. Damals sprach er wie ein Fundamentalist. Für die Vertriebenen im Shah Alam Relief Camp ist er es geblieben.

Ich frage Bibi Khatun, ob am 28. Februar 2002 alle Mitglieder ihrer Familie zu Hause waren.

– Die Regierung hatte doch eine Ausgangssperre verhängt, erinnert sie mich.

Gegen halb elf der Lärm, deshalb sah sie aus dem Fenster, schon stürmten die Angreifer in die Gasse ihres Stadtteils Neruda Patiya, alle dieselbe Kleidung: braune Shorts, orange Stirnbänder, riefen die Bewohner nach draußen, wo die Benzinkanister bereitstanden, dann so schnell Feuer, daß die Mutigsten und die Ängstlichsten verbrannten. Wie durch ein Wunder hat Bibi Khatun niemanden verloren. Ihrer Nachbarin Koussar Banu, die im neunten Monat schwanger war, schnitten die Angreifer den Fötus aus dem Bauch. Ja, Bibi Khatun hat es selbst gesehen. Eine Schwägerin nickt, die andere holt ein Photo hervor. Die Angreifer haben es getan, damit es alle sehen. Sie allein haben fünfundzwanzig abgeschnittene Körperteile gezählt. Umgerechnet hundert Euro Entschädigung gäbe es für eine Verletzung, dreihundert für ein verlorenes Bein, aber der Staat zahlt nicht, obwohl viele Organisationen auf ihrer Seite sind, auch Anwälte, gute Anwälte, die sie kostenlos vertreten. Hier die Papiere, schauen Sie, sogar aus Delhi haben wir einen positiven Bescheid erhalten, schauen Sie, hier in der Zeitung, selbst in der Zeitung steht's. Ja, sie hatten Zeit, die abgeschnittenen Glieder zu zählen, die Polizei versperrte den Ausgang zur Hauptstraße. Die Angreifer hatten auch Zeit, vergewaltigten eine Frau nach der anderen. Sie auch? wage ich nicht zu fragen. Immer wieder schaue jemand vorbei und stelle die gleichen Fragen, ohne daß sich etwas ändere.

– Ich kann nichts ändern, gebe ich zu, ich kann nur dazu beitragen, daß Sie nicht vergessen werden. Nach mir kommt jemand, der an den 28. Februar 2002 erinnert, und wieder jemand und wieder, hoffentlich, und einmal wird sich schließlich etwas ändern, da sind sie dennoch dankbar für den Besuch, die Frauen alles andere als verschüchtert, kein Kopftuch, anmutige Gesichtszüge und schlanke Körper, viel Haut und noch mehr Selbstbewußtsein, obwohl das meiste von dem bißchen Unterstützung von islamischen Organisationen kam, Islamisten, wie der Übersetzer später bestätigt. Wie auf der ganzen Welt hatte die Vertriebene nie Probleme mit den Nachbarn. Wie auf der ganzen Welt waren es nicht die Nachbarn. Wie auf der ganzen Welt haben die

Nachbarn auf die Häuser gezeigt, die in Brand gesetzt werden konnten.

In die Mitte

Inspiriert vom europäischen Faschismus und insbesondere von der Rassenlehre hat sich der Hindu-Nationalismus in den zwanziger und dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts herausgebildet und im RSS, der «Nationalen Freiwilligen Vereinigung», formiert. Noch heute bildet der RSS eine Art Dachverband für eine Reihe von teils sozialen, teils militanten Organisationen sowie für die Partei BJP. Der zentrale Begriff des Hindu-Nationalismus, *Hindutva*, fordert die harmonische Einheit aller Hindus innerhalb des hierarchischen Gefüges des Kastensystems. Gegen den Pazifismus Gandhis propagierte der RSS den wehrhaften Hinduismus, der angesichts der islamischen und christlichen Eroberer seine natürliche Friedfertigkeit überwinden müsse. Und gegen die säkularen Ideale der Unabhängigkeitsbewegung definierten die Nationalisten Indien als *Hindu Rashtra*, als das Land der Hindus. Christen und Muslime konnten darin per Definition nur Gäste sein, «illegitime» Staatsbürger, die im Falle der indischen Muslime daher von Hindu-Nationalisten bis heute als Pakistanis bezeichnet werden.

Lange Zeit war *Hindutva* ein Postulat vor allem der oberen Kasten, die am Erhalt der sozialen Hierarchie ein natürliches Interesse haben. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten gelang es den Nationalisten, durch die Beschwörung eines existentiellen Konfliktes mit Andersgläubigen die Spannungen innerhalb des Kastenwesens zu überdecken, die für die meisten Inder bis heute weit alltäglicher sind. Ein Fanal hierfür waren die Ereignisse in Ayodha Ende 1992, als dreihunderttausend hinduistische Pilger die Babri-Moschee zerstörten, um statt dessen einen Tempel für den Gott Ram zu bauen, der an dem Ort geboren worden sei. Es sind Politiker wie der siebenundfünfzigjährige Narendra Modi, die das Wählerpotential der BJP entscheidend vergrößerten, weil sie selbst aus einer niedrigen Kaste stammen. Begünstigt durch die Korruption innerhalb der Kongreß-Partei, die Indien seit der Unabhängigkeit

regiert hatte, stieg die BJP innerhalb weniger Jahre von einer Splitterpartei zur stärksten Fraktion im indischen Parlament auf, die zwischen 1998 und 2002 den indischen Ministerpräsidenten stellte. Allerdings war sie in Delhi in die Zwänge einer Koalition eingebunden und hatte mit Atal Behari Vajpayee einen Politiker für das Amt des Regierungschefs nominiert, den selbst seine Gegner nicht als religiösen Eiferer bezeichnen. In Gujarat hingegen regierte die BJP allein und errang unter Narendra Modi 2003 sogar mehr als zwei Drittel der Sitze im Landtag. Am höchsten war ihr Stimmenanteil gerade in den Bezirken, in denen es zu Ausschreitungen gegen Muslime gekommen war.

Man kann in Gujarat hinduistische Haßprediger treffen, die Muslimen das Stimmrecht entziehen und sie zwangsweise sterilisieren lassen wollen, die für das Verbot interreligiöser Heiraten eintreten oder Gefängnisstrafen für abtrünnige Hindus fordern. Vor ein paar Wochen erst, Anfang September 2007, hat die Zeitschrift *Tehelka* Videos vorgelegt, auf denen radikale Hindu-Aktivisten wie Babu Bajrangi sich mit der Anzahl der Musliminnen brüsten, die sie während der Ausschreitungen vergewaltigt hätten. Mit den entsprechenden Schnitten – Bilder vom Massaker daneben gestellt, die Flüchtlingcamps, Ausschnitte von Modis früheren Reden – ließe sich bequem der Eindruck erwecken, als würde Gujarat von hinduistischen Taliban beherrscht. Aber das trifft die Situation in dem Bundesstaat nicht. Das Ressentiment gegen Muslime hat sich in der speziellen Situation von 2002 explosionsartig entladen, nach einer Serie von islamistischen Anschlägen in Indien, den Gefechten mit pakistanischen Freischärlern um die Kargil-Höhen und dem 11. September 2001, den die Hindu-Nationalisten weidlich ausschlachteten. Das Entsetzen, das sich nach den Massakern in ganz Indien einstellte, führte in Gujarat zu einem kollektiven Trotzgefühl, das Narendra Modi für sich ausnutzte. Die Kritik an den Massakern deutete er um in eine Verleumdung der friedliebenden Gujaratis: «Ihr sollt also die Vergewaltiger sein, von denen ganz Indien spricht», redete er auf Wahlkampfveranstaltungen sein Publikum an und schmunzelte. Aber auf Dauer ist der giftspritzende Extremismus nicht mehrheitsfähig, nicht in Indien und heute nicht

einmal mehr in Gujarat. Den meisten Gujaratis, wenn sie die Massaker von 2002 schon nicht verurteilen, ist die Erinnerung eher peinlich. Entsprechend vermeidet auch Narendra Modi jede Anspielung. Statt von der Gefahr des Islams spricht er lieber von Technologie und Wirtschaft. Das bringt ihm Kritik von Extremisten ein. Aber es könnte ihn in die Mitte der indischen Gesellschaft führen.

Soziale Praxis

Die vier freundlichen Studenten, die ich am Tag nach der Rede des Chief Minister in der Mensa des Technischen Kollegs anspreche, müssen lange überlegen, was 2002 geschah. Ich helfe mit dem Wort *disturbances* nach, da denken sie zunächst an das Erdbeben vor sechs Jahren. Ach so, die Ausschreitungen gegen Muslime. Natürlich sind sie dagegen, überhaupt gegen Gewalt.

– Aber es war eine Reaktion, das muß man auch sehen.

Ich weise auf den Bericht der staatlichen Kommission zur Ursache des Unglücks hin, von dem die Studenten noch nicht gehört haben.

– Die Muslime, fährt einer fort, haben so viele andere Attentate begangen. Irgendwann kommt es zu einer Reaktion.
– Nicht alle Muslime sind Terroristen, wiederholt ein anderer ein Argument, das auch in anderen Teilen der Welt zu hören ist, aber sämtliche Terroristen sind nun einmal Muslime.

Nochmals, sie seien gegen Gewalt, beteuern sie, und hätten nichts gegen den Islam. Überhaupt diskutierten sie praktisch nie über Politik. Der Chief Minister fördere die Universitäten, das sei ihnen wichtig. Nein, sie selbst kennen keine Muslime. Auch nicht aus der Universität? Doch, doch, es gebe ein oder zwei Studenten, aber die würden sie nicht kennen. Nur ein oder zwei Studenten in der ganzen Universität? Ja. Und aus der Schule? Da war auch kein Muslim in der Klasse.

Daß Modi gerade auf dem Campus eines technischen Kollegs populär ist, wundert nicht. Unter seiner Führung hat Gujarat enorme Summen in Ausbildung und Technologie investiert. Merkwürdig ist indes, wie gut sich die autoritäre und

fremdenfeindliche Ideologie des Hindu-Nationalismus in seine äußerst liberale Wirtschaftspolitik einfügt. Es ist auffällig, daß vor allem neuere Viertel von den Unruhen betroffen waren, die sich aus ehemaligen Slums zu kleinbürgerlichen Wohngegenden entwickelt hatten. Dort lebten Muslime und Hindus schon zuvor nach Straßenzügen getrennt. In der Altstadt von Ahmadabad hingegen, wo Hindus und Muslime ärmer sind und schon immer Tür an Tür wohnten, gab es nur vereinzelte Übergriffe.

Wie in so vielen, insbesondere den islamischen Ländern, besinnen sich auch in Indien paradoxerweise vor allem die Mittelschichten auf ihre eigene Kultur, also jene Menschen, deren Leben am stärksten in die Globalisierung einbezogen ist. Plötzlich achten Fernsehsender auf die religiöse Unbedenklichkeit ihrer Programme, und abgeschlossene Wohnsiedlungen werben damit, daß in ihnen «das harmonische Leben, wie es vorgeschrieben ist in den Veden und Vedantas», zurückkehre. Das Lebensgefühl, das sich in solchen Anzeigen ausdrückt, ist nicht durch Haß bestimmt, der sich auch kaum mit den Wunschbildern vertrüge, die die moderne Werbeindustrie produziert, sondern eher durch Selbstvergewisserung, Wertverbundenheit und Frömmigkeit. Gegen die emphatische Säkularität der indischen Staatsgründer und die urwüchsige Multikulturalität des Subkontinents, von der Europa auch heute noch lernen könnte, sehnen sich immer mehr Inder nach einer hinduistischen Leitkultur, in der Muslime und Christen durchaus Filmstars werden können, Wirtschaftsführer oder sogar Spitzenpolitiker. Aber ihren Glauben sollten die Filmstars und Spitzenpolitiker nun nicht gerade öffentlich praktizieren, wogegen die hinduistische Prominenz auf jeden Pilgerzug springt, der gerade von einer Fernsehkamera gefilmt wird.

Selbst die Justiz, die sich über Jahrzehnte eine bemerkenswerte Unabhängigkeit bewahrt hat, scheint nicht mehr gegen den Virus gefeit, die eigene Gesellschaft aufzuteilen in ein hinduistisches «Wir» und ein andersgläubiges «Sie». Während Hindu-Extremisten kaum je belangt werden, reicht oft ein bloßer Verdacht, um Muslime als mutmaßliche Terroristen zu verhaften. Der Skandal um die angeblichen Attentäter auf das indische Parlament, die 2001

monatelang ohne Kontakt zu Anwälten hinter Gitter saßen, auch gefoltert wurden, nur um sich am Ende – bis auf einen – als unschuldig zu erweisen, ist nur das bekannteste von vielen Beispielen der jüngeren Zeit. Man kann sagen, am Ende sind die Verdächtigen freigekommen, die vielen Proteste haben der Gerechtigkeit zum Sieg verholfen, die Zivilgesellschaft hat sich bewährt. Aber die Bewährungsproben werden größer – und nicht immer bestanden: Es ist diese viel unscheinbarere Entwicklung, für die Gujarat ein Laboratorium geworden ist, nicht der dumpfe religiöse Haß. Nirgendwo anders überträgt sich die Entdeckung und Konstruktion dessen, was als das Eigene gilt, so deutlich auf die soziale Praxis.

Allein an einem langen Eßtisch der Mensa sitzt ein älterer Herr, der durch seine Mütze und den Kinnbart als Muslim zu erkennen ist. Als ich mich zu ihm setzen möchte, steht der Herr auf, um das Tablett zurückzubringen. Gut, sein Teller ist leer, er wollte vielleicht wirklich gehen, dennoch irritiert die Eile. Ich beschließe, meinen Teller nicht leer zu essen, um dem Herrn zu folgen. Er ist ein Professor, stellt sich auf dem Hof heraus, einer der wenigen Muslime, die noch am Kolleg lehren, aber jetzt müsse er wirklich weg, nein, nein, alles sei gut, er habe lediglich noch einen dringenden Termin, nein, es sei alles gut, Gott sei gepriesen. Die Angst in seinen Augen ruft Erinnerungen an Diktaturen wach, Begegnungen mit Menschen, die sich ducken.

– Friede sei mit Ihnen, verabschiede ich ihn mit dem islamischen Gruß.
– Und mit Ihnen Frieden, gibt der Professor zurück.

Noch in der Bewegung, mit der er sich abwendet, murmelt er mir zu, daß die Muslime in Gujarat keine Zukunft hätten. Der da, und er blickt hinüber zur Bühne, wo gestern der Chief Minister über *development* und *capacity* sprach, der da sei sehr geschickt.

Die Zukunft Indiens

Noch immer leben sechzigtausend Muslime in behelfsmäßigen Lagern, angewiesen auf die Hilfe islamischer Organisationen, die

nicht durchweg den mystischen Islam vertreten, wie er unter den Muslimen von Gujarat noch immer prägend ist. Die Verfahren gegen die Rädelsführer der Massaker verlaufen im Sande. In den staatlichen Institutionen oder den politischen Ämtern sind kaum noch Muslime tätig; auch bei neu geschaffenen Stellen in den Universitäten oder öffentlichen Einrichtungen haben sie so gut wie keine Chance. Wo sie nicht ohnehin nach Religionszugehörigkeit aufgeteilt sind, haben die Schulen H-Klassen für Hindus und M-Klassen für Muslime eingerichtet. Filme und Dokumentationen, die sich kritisch mit dem Hindu-Nationalismus auseinandersetzen, werden überall in Indien gezeigt – außer in Gujarat. Auf Flugblättern werden Hindus aufgefordert, nicht in muslimischen Restaurants zu essen, keine Muslime anzustellen und Filme mit muslimischen Schauspielern zu boykottieren. Auch Kirchen gelten als Hort feindlicher Missionierung und werden immer wieder in Brand gesetzt. Einige muslimische Geschäftsleute haben ihren Frieden mit Modi gemacht und zeigen sich mit ihm vor Kameras. Andere, vor allem die jungen Männer in den Flüchtlingscamps, zeigen sich empfänglich für die Tiraden islamistischer Prediger, die nach dem Massaker im Bundesstaat ausgeschwärmt sind. Die Mehrheit der Muslime, vor allem die Menschen aus ärmeren und kleinbürgerlichen Schichten, lebt zurückgezogen in eigenen Wohnquartieren, oft durch Zäune getrennt von den früheren hinduistischen Nachbarn. Sieht so die Zukunft Indiens aus?

– Nein, sagt Marendra Singh, ganz bestimmt nicht.

Singh ist mit Anfang vierzig einer der jüngeren Abgeordneten im indischen Parlament. Im Regal steht von Orhan Pamuk bis *No logo!* der Kanon des globalen Bürgertums, an den Wänden hängen Poster, Fahne und Zeitungsausschnitte des FC Liverpool. Ob er eine englische Universität besucht habe, frage ich. Nein, eine amerikanische. Fan des FC Liverpool wurde er bereits in Indien. Singh hat Middle East Studies studiert und hält den Koran für ein bemerkenswertes Buch, «mit Blick auf die Zeit wahrhaft humanistisch». Die Muslime seien, wie ich wahrscheinlich wisse, keineswegs mit dem Schwert nach Indien gekommen, sondern als Händler und Sufis.

– Aber in vielen Schulbüchern steht heute das Gegenteil, wende ich ein.
– Die Schulbücher sind doch schon unter der Kongreß-Regierung ausgetauscht worden. Jetzt leiden wir unter den Folgen. Eine ganze Generation ist aufgewachsen mit dieser Propaganda.

Marendra Singh ist kein linker Aktivist. Er gehört der BJP an. Aber für Narendra Modi hat er nicht viel übrig. Ich berichte von den Eindrücken, den Ghettos und Flüchtlingscamps, der schleichenden Hinduisierung der Universitäten und der Verwaltung. Singh kennt das alles.

– Ich habe die Camps selbst gesehen. Ich weiß, daß die Lage grauenvoll ist.

Singh gibt sich keine Mühe, die Zustände in Gujarat zu beschönigen. Er spricht kritisch über den Hindu-Nationalismus. Die BJP müsse sich noch deutlicher vom Dachverband RSS absetzen. Freimütig räumt er ein, daß seine Partei 2002 versagt habe, die gesamte Partei. Aber: Gujarat sei nicht Indien und Modi nicht repräsentativ für seine Partei. Als die BJP die Regierung in Delhi gestellt habe, sei das Verhältnis zu den Muslimen besser gewesen als unter der Kongreß-Partei. Vajpajee habe den Ausgleich mit Pakistan gesucht und für Frieden in Kaschmir geworben. Er selbst, Marendra Singh, habe in seinem Wahlkreis unter allen Kandidaten die meisten muslimischen Stimmen erhalten. Niemals könne man mit einem fundamentalistischen Programm Wahlen in Indien gewinnen.

– Vielleicht keine Parlamentswahlen – aber was tun Sie, wenn der Modi-Flügel sich innerhalb der BJP durchsetzt? Ist es dann immer noch Ihre Partei?
– Es wird nicht passieren.

Tatsächlich erscheint es gegenwärtig schwer vorstellbar, daß der Hindu-Faschismus, wie viele Intellektuelle und Journalisten die Ideologie der Nationalisten nennen, die indische Politik beherrscht. Aber der radikale Flügel, für den Narendra Modi innerhalb der BJP noch immer steht, ist wohl nicht ganz so schwach, wie es Marendra Singh darstellt und sich gewiß auch wünscht. Gewinnt Modi die Wahlen in Gujarat, könnte er die BJP tatsächlich auf seinen Kurs bringen. Selbst die anderen Parteien würden noch stärker auf die

Befindlichkeiten der Hindu-Führer Rücksicht nehmen. Der ohnehin minimale Druck auf die Regierung Gujarats, einem Bundesland mit immerhin sechzig Millionen Einwohnern, die Ghettoisierung seiner knapp sechs Millionen Muslime rückgängig zu machen und die Gewalttäter zur Rechenschaft zu ziehen, würde sich vollends auflösen. Aber Einfluß zu üben, das ist das eine – und für den säkularen Staat bedrohlich genug, absolute Mehrheiten zu gewinnen, das ist in Indien noch etwas anderes – und das trauen Narendra Modi derzeit nur die treuesten Anhänger zu. Dafür ist das Land zu vielfältig und sind die liberalen und vor allem linken Kräfte zu stark. So sehr Modi sich bemüht, seine Vergangenheit ruhen zu lassen, so oft wird er von seinen politischen Gegnern an den «Holocaust» erinnert, wie jüngst Ministerpräsident Singh die Ereignisse von 2002 bezeichnete. Daß sich die Vereinigten Staaten bis jetzt weigern, Modi die Einreise zu erlauben, ist ein deutliches Signal von Indiens neuem Verbündeten. Die ärmeren Inder – und damit die Mehrheit der Wähler – haben ohnehin andere Sorgen als den Kampf gegen Andersgläubige. Ihr Kampf ist einer ums nackte Überleben. An die Regierung haben sie die BJP 1998 nicht wegen, sondern trotz ihrer hinduistischen Ideologie gewählt. Und sie haben die BJP abgewählt, weil sie keines der sozialen Versprechen eingelöst sahen.

Wo selbst die Atheisten beten

Auf dem Weg zur Moschee des Chisti bleibt der Fahrer am Rande der Ausfallstraße plötzlich stehen.

– Dort stand der berühmte Schrein von Wali Gujarati, sagen die Begleiter und zeigen zur Straßenmitte.
– Wo? frage ich
– Dort.
– Aber da ist nichts.
– Eben.

Ich folge meinen Begleitern auf den breiten Mittelstreifen. In der Dunkelheit erkenne ich die Umrisse des Teers, der später als die übrige Straßendecke aufgebracht wurde. Wali Gujarati war der erste

Dichter Gujarats, der seine Verse nicht auf Persisch, sondern im einheimischen Urdu verfaßte. Sein Grab war ein Wallfahrtsort für Literaten und Mystiker, Muslime und Hindus. An einem einzigen Abend wurde es in Schutt und Asche gelegt. Keine Woche, da waren die Trümmer geräumt und die Stelle geteert, als sollte jede Erinnerung an die gemeinsame, größtenteils friedliche Geschichte von Hindus und Muslimen auf dem indischen Subkontinent ausgelöscht werden. Die Geschichte, wie sie von Fundamentalisten weltweit gelehrt wird, kennt die eigenen nur als Opfer, die anderen ausschließlich als Gewalttäter. Die Websites mit den täglichen Aggressionen der jeweils anderen weltweit funktionieren nach dem gleichen Muster und mit den gleichen Sprüchen, keine Toleranz den Intoleranten, weil sich weltweit alle für tolerant halten. Wie in Europa die jüdisch-muslimischen Wurzeln der Aufklärung oder im Vorderen Orient das jüdische und christliche Erbe des Orients, wird in Indien die Verschränkung der religiösen Traditionen geleugnet, die in der Mystik bis zur Ununterscheidbarkeit verschmelzen. Noch im Zensus von 1911 bezeichneten sich zweihunderttausend Inder als Hindu-Mohammedaner. Der «reine» Hinduismus, wie ihn die Nationalisten vertreten, ist dagegen ein durch und durch modernes Phänomen. Das Nebeneinander und Durcheinander von vielen verschiedenen Lehren und Praktiken, das erst die britischen Kolonialisten als Hinduismus bezeichneten, wird in der Hindu-Ideologie zu einer Doktrin, die auf alles eine eindeutige Antwort hat und Glauben und Unglauben klar definiert. Aber selbst heute sind für viele Inder die Trennungslinien zwischen den Religionen weit durchlässiger, als es sich religiöse Führer in Kairo oder Rom je werden ausmalen können.

In der Moschee des Chisti, die ein Stück weiter in Richtung der Stadtgrenze noch in alter Schönheit steht, beten Hindus und Muslime weiter gemeinsam, Männer neben Frauen, Kinder neben Greisen in Andacht vor den Grabsteinen versunken.

– Bei uns beten selbst die Atheisten, lacht Rashid Baba Nasir ud-Din Chisti, der Nachfahre des Heiligen und Älteste der Familie, ein großgewachsener Herr mit weißem Kinnbart, Haaren und

Gewand, der mit Freunden und Verwandten im Garten des Schreins sitzt.

Die Gesellschaft ist gebildet, wohlhabend und, wie einer der Herren betont, anti-fundamentalistisch. Mit den Nachbarn, obwohl die meisten hier die Hindupartei wählten, hatten sie noch nie Probleme – wie auch, wenn die Nachbarn zum Beten kommen? Der Mob – ach, ein Mob sei mit Geld und Alkohol überall leicht zu beschaffen, beinah wöchentlich komme es irgendwo in Indien zu einem Ausbruch der Gewalt, lesen Sie doch nur die Zeitungen. In Gujarat werde der Mob allerdings vom Staat organisiert, das sei der Unterschied, nicht die Nachbarn. Sie selbst hatten Glück, nebenan die Polizeiwache habe den Schrein beschützt, sprechen in perfektem Englisch über die bevorstehenden Wahlen und die Strategie der Kongreß-Partei, die sich um die Muslime kaum bemüht und statt dessen ihrerseits religiöse Töne anschlägt. Die Muslime, so das Kalkül, werden ohnehin für den Kongreß stimmen. Rashid Baba ist pragmatisch: In Gujarat müsse der Kongreß eben die gemäßigten Fundamentalisten gewinnen, um den Sieg der Hindu-Partei zu verhindern. Andere Herren widersprechen heftig. Für sie gibt es keinen gemäßigten Fundamentalismus. Einig ist sich die Gesellschaft, daß eine Wiederwahl des Chief Minister auch ihren Orden in Bedrängnis brächte, der doch schon immer hier war, seit der Gründung der Stadt vor fünfhundert Jahren. Als Rashid Baba zum Abschied mit vors Tor tritt, nimmt er beiläufig die Handküsse der Gläubigen entgegen.

– Viel Glück für die nächsten fünfhundert Jahre, wünsche ich.

Das Loch

Bibi Khatun kann sich nicht vorstellen, je wieder neben Hindus zu wohnen. Auch wenn sie weiß Gott nicht alle Nachbarn und schon gar nicht alle Hindus beschuldige, löse der bloße Gedanke Panik aus, nachts hat sie immer noch die Albträume. Andere Familien sind zurückgekehrt nach Neruda Patiya. Viel besser sehen die Häuser auch nicht aus als im Camp, denke ich zunächst. Dann begreife ich, daß es die Baracken der islamischen Wohlfahrt sind. Hundert Meter

weiter fangen die Häuser der Hindus an, zweigeschossig, mit Veranda und Bäumchen, alles andere als prunkvoll, aber doch so, daß an vielen Mauern ein Moped lehnt, auf den Dächern Satellitenschüsseln. An der Rückseite des Viertels, wo sich damals der Mob sammelte, grasen Kühe auf einer Weide, die von der benachbarten Fabrik mit ihren Stacheldrahtzäunen daran gehindert wird, eine Idylle zu sein. Mitten im Gras liegt ein Betonring, zweieinhalb Meter im Durchmesser, ein Loch, wie sich herausstellt, vielleicht acht Meter tief, davor und darin der gleiche Müll und Gestank wie auf der Müllkippe, neben der Khatun Bibi heute lebt, die Innenwände schwarz vom Ruß. Auf dem Boden liegt eine alte Schultasche. Von dem Betontrichter habe ich bereits gelesen. Im Laufe des 28. Februar 2002 sind darin Dutzende von Leichen angezündet worden. «Wir haben sie verbrannt, weil diese Bastarde lieber begraben werden wollen», erklärte Babu Bajrangi in dem Interview mit *Tehelka*.

Auf der anderen Seite des Viertels, am Ausgang zur Straße, den damals die Polizei versperrte, steht seit kurzem wieder eine Moschee, nicht besonders hübsch, nicht besonders groß. Die alte Moschee haben die Männer von Babu Bajrangi dem Erdboden gleichgemacht. Für den Neubau haben auch Hindus Geld gesammelt.

EINE REISE ZU DEN SUFIS

Pakistan, Februar 2012


Aralsee
Kaspisches Meer
Kabul
Srinagar
Lahore
Neu Delhi
Teheran
Islamabad
Srinagar
Rawalpindi
Jammu und Kaschmir
Azad Kaschmir
Ahmedabad
Indus
Arabisches Meer
Jhelam
Chenab
Jammu
PAKISTAN
Dharamsala
Lahore
Amritsar
Punjab
Ravi
Raiwind
Sutlej
INDIEN
Rotes Meer
Pakpattan
Indischer Ozean

Gottes Rhythmus

Was ist das nur für ein Rhythmus? So konzentriert ich auf meine Schenkel tippe, zähle ich eine Folge mal aus neun, mal aus elf, mal aus sechzehn rasenden Schlägen, sofern ich mich nicht täusche, aber ich täusche mich bestimmt, weil es eben ihre Undurchdringlichkeit ist, die mich, den Außenstehenden, in die Musik hineinzieht, so daß für Sekunden oder Minuten das Denken aussetzt, ich den Friedhof am Schrein des Schah Djamal in Lahore nicht mehr wahrnehme, obwohl meine Augen geöffnet sein müssen, da ich die beiden gewaltigen Trommeln doch sehe, die sich die Brüder Sain um den Hals gehängt haben, auch die vier Arme, allerdings nicht mehr die vier Stöcke, dafür wirbeln sie zu schnell. Viel zu kompliziert ist dieser Rhythmus, als daß er zum Mitklatschen, Mitgehen, Mitsummen einlüde, und doch wippen die Oberkörper der vielleicht zweihundert, vielleicht dreihundert Zuhörer, die unter den Bäumen dichtgedrängt sitzen oder auf den Stufen der Gräber stehen, viele mit geschlossenen Augen, manche mit kreisendem Kopf. Es sind größtenteils Menschen aus den unteren Schichten, wie man an den billigen Gewändern, in vielen Fällen auch an der dunklen Haarfarbe erkennt, einige Malangs darunter, wandernde Derwische, die wie altgewordene Hippies aussehen, lange Haare und Bart, Armreifen, Halsketten, Ohrringe und tiefe Furchen im Gesicht, mittendrin einige glattrasierte Herren in schlichten, aber vornehmeren Tüchern, die versonnen lächeln, und auch Jüngere in westlicher Kleidung, wohl Studenten, Ethnologen oder Künstler, die sich mit der Digitalkamera oder dem iPhone in der hochgehaltenen Hand für die reichen Traditionen des eigenen Volks interessieren.

Immer wieder verläßt einer der Brüder den gemeinsamen Rhythmus, steigert sich in ein atemloses Solo, bricht ab, schert wieder ein. *Mast Qalandar* krächzt der ältere der beiden, Gonga Sain, dessen Ruhm in pakistanischen Sufikreisen sich seiner

herausragenden Kunst verdankt, aber wohl auch seiner Erscheinung, so stattlich wie aus einem Abenteuerfilm, riesige schwarze Augen, markante Wangenknochen, lange schwarzgelockte Haare, Bart und vielfarbige Ketten über dem schneeweißen Gewand. Zur Legende hinzu kommt, daß Gonga praktisch taubstumm ist; er hört die Schläge der Trommeln nicht, sondern spürt sie als Schwingungen im Körper, spricht nicht, sondern bringt aus seiner Kehle nur einzelne Laute und eben die Anrufungen des Heiligen *Lal Schahbaz Qalander* hervor, der im 13. Jahrhundert lebte: «o berauschter Qalander». *Dschule Lal* antworten im Chor die Zuhörer: «roter Tänzer». *Schah Dschamal* ruft Gonga einen weiteren Kosenamen des Heiligen, «König der Schönheit», worauf aus allen übrigen Kehlen wieder *Dschule Lal* erklingt. In den ansteigenden Zwiegesang hinein schreien einige vor Verzückung laut auf. Ein Malang bringt aus einem kleinen Horn mächtige Töne hervor.

Später beruhigt sich die Musik wieder und fordert Gonga mit Armbewegungen die Zuhörer in den vorderen Reihen auf, sich nach hinten zu stellen, was das Gedränge zwischen den Gräbern noch einmal steigert. Auf den frei gewordenen Platz treten nach und nach die Tänzer in roten, weißen, bunten oder Flickenkleidern, ihre Gesichter gezeichnet von Askese und Versenkung, von Erfahrungen in einer anderen als der diesseitigen Welt. Jeder hat seinen eigenen Weg, sich der Musik bis zur Ekstase zu überlassen, schüttelt wild den Kopf oder dreht sich rasend im Kreis, stampft auf den Boden oder springt in die Luft – auf einem Hardrockkonzert geht es geordnet zu im Vergleich. Aber was auf den ersten Blick wild anmutet, setzt lange Übung voraus, ein schon artistisches Geschick. Einer zum Beispiel, der Kleinste, kreist mit ausgestreckten Armen und langen wehenden Haaren so unglaublich schnell um die eigene Achse, daß mir schon beim Zuschauen schwindelig wird. Wie macht er das nur mit den Füßen? frage ich mich, wie ich anfangs nach dem Rhythmus gefragt habe. Einige Male wollen sich junge Leute unter die Tänzer mischen. Sofort werden sie an die Seite gedrängt, zunächst väterlich freundlich, aber wenn nötig streng und bestimmt. Das hier ist kein Vergnügen, sondern Gottesdienst, den mitgestalten nur darf, wer die Handlungen beherrscht, nicht nur die Rhythmen

und Schrittfolgen, auch die Gebete und den Hergang der inneren Zustände.

Krieg gegen sich selbst

Pakistan, das heute mehr für seine extremistischen Bewegungen bekannt ist, für Talibanisierung, Terrorismus und Diskriminierung, ausgerechnet Pakistan ist eines der wenigen Länder der islamischen Welt, in denen die Mystik noch die vorherrschende Form der religiösen Praxis darstellt. Siebzig bis achtzig Prozent aller Pakistanis, so ist in der Fachliteratur zu lesen, fühlen sich im weitesten Sinne der Schreinkultur zugehörig, die vom Sufismus durchdrungen ist, besuchen also, wenn sie nicht selbst einem Orden angehören, die Gräber mystischer Heiliger und Dichter, versorgen wandernde Derwische, folgen einem Pir, also einem sufischen Führer, lieben die vielfältigen Spielarten der religiösen Musik oder nehmen teil an den rauschhaften Ritualen. Die Mystik als eine individualistische, auf das innere Erleben des Einzelnen gerichtete Frömmigkeit, die Gewalt ablehnt, Toleranz vorlebt und unter allen Eigenschaften Gottes Seine Barmherzigkeit und Schönheit betont, bildete unter Muslimen immer schon den Gegenpol zu der Buchstabenfrömmigkeit der Rechtsgelehrten und den Gedankentürmen der Scholastiker.

Bewohnten die Sufis innerhalb des Islams lange Zeit weitgehend ungestört eine riesige Parallelwelt, wurden sie im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts zur Zielscheibe der neuen fundamentalistischen Bewegungen, von denen sie nicht mehr nur abschätzig beäugt wurden wie von der Orthodoxie, sondern in Worten und zuletzt immer häufiger in Taten auch bekämpft. In Saudi-Arabien etwa haben die Wahhabiten schon vor Jahrzehnten konsequent alle Schreine, sogar die Schreine von Gefährten und Verwandten des Propheten, zerstört, um die mystischen Kulte zu unterbinden, und in einer Theokratie wie der Islamischen Republik Iran sind die Sufis gerade in den Jahren unter Präsident Ahmadinedschad einer massiven Verfolgung ausgesetzt, werden Derwischklöster dem Erdboden gleichgemacht, die Führer der

mystischen Orden verhaftet, gefoltert oder mit kurzgeschorenen Haaren durch die Straßen getrieben.

Auch in Pakistan sind die Mystiker ins Visier der Fundamentalisten geraten. In den letzten Jahren hat es zahlreiche Angriffe auf Schreine gegeben, so im Juni 2010 auf das größte Heiligtum Pakistans, den Schrein des Data Gandsch Bakhsch im Zentrum Lahores, wo 45 Menschen starben. Aber das war nur der blutigste Anschlag, über den auch die internationalen Medien berichteten. Kaum ein Monat vergeht in Pakistan, in dem nicht eine Bombe in einem Schrein explodiert oder dessen Wächter ermordet werden. Es sind im Vergleich zu den Vorjahren wenige spektakuläre Anschläge darunter, bei den meisten starben zwei, drei, allenfalls mal zehn Menschen. Bekennerschreiben sind die Ausnahme, der Krieg, der hier geführt wird, bleibt in der Regel unerklärt. Offenkundig ist nur, gegen wen er sich richtet, nicht gegen den Westen, nicht einmal gegen Staat und Regierung. Dieser Krieg richtet sich gegen das Herzstück der eigenen Kultur. Gerade die Alltäglichkeit der Gewalt scheint es zu sein, mit der die Menschen von den Schreinen ferngehalten werden sollen.

Der Staat bemüht sich, die Sufis zu schützen, indem er ihre Heiligtümer mit Soldaten, Absperrungen und Kontrollschleusen wie auf Flughäfen sichert. Zugleich schränkt er die mystische Praxis radikal ein. So dürfen die Sain-Brüder schon lange nicht mehr im Schrein von Schah Djamal selbst auftreten, sondern nur auf dem viel zu kleinen Friedhof nebenan, und selbst dort nur zwei Stunden die Woche. Immerhin, denke ich, als ich am nächsten Abend den Schrein von Madhu Lal Hussein betrete.

Das Grab der Liebenden

Schah Hussein war ein sufischer Heiliger, dessen Liebe zu seinem hinduistischen Schüler Madhu Lal die Grenzen der Konfessionen, Klassen und Konventionen sprengte. Als Zeichen ihrer Einheit nahm der Heilige den Namen des Geliebten an und nannte sich Madhu Lal Hussein. Ihr gemeinsames Grab wurde für Gläubige und Liebende beider Religionen zum Wallfahrtsort. Als ich Lahore vor zwölf

Jahren zum ersten Mal besuchte, war der Schrein auch tagsüber mit Männer und Frauen gefüllt, mit Alten und Jungen, mit Bürgern und Malangs, und jeden Abend spielten mehrere Gruppen Qawwali, den von Chor, Harmonium und Trommeln unterlegten Gesang mystischer Liebesgedichte, den der verstorbene Nusrat Fateh Ali Khan auch im Westen berühmt gemacht hat. Diesmal komme ich bei Anbruch der Dunkelheit an, aber niemand scheint da zu sein, nicht die vielen Gläubigen, nicht die Musiker, kein Licht brennt, die Sicherheitsschleuse ist verlassen, das Tor verschlossen.

Hinter dem Zaun sehe ich einen jungen, schmalen Mann über den Hof gehen, den ich herbeirufe. Als er hört, daß ich aus einem anderen Land angereist bin und so gern noch am Grab der beiden Liebenden beten würde, läßt er mich eintreten. Nach dem Gebet frage ich ihn wegen der Stille, die mich bestürzt. Nach dem Anschlag auf Data Gandsch Bakhsch habe die Provinzregierung nicht nur die Absperrungen errichtet und Kontrollen eingeführt, sie habe auch die Musik verboten. Wenn aber niemand mehr an den Schreinen singe, blieben auch die meisten Gläubigen fern oder beschränkten ihren Besuch auf das Gebet. Seine Abende verbringe niemand mehr bei Madhu Lal und Schah Hussein.

– Muß man nicht froh sein, daß der Staat die Sufis wenigstens zu schützen versucht? frage ich.
– Ach was, antwortet der Wächter und verweist darauf, daß die Muslim League des ehemaligen Ministerpräsidenten Nawaz Scharif, die den Pundjab regiert, Saudi-Arabien nahestünde: Die Sorge um die Sicherheit ist nur ein Vorwand, um die Blutbahn unserer Religion auszutrocknen.

Um mir einen Tee anzubieten, nimmt mich der junge Wächter mit in sein nahegelegenes Zimmer. In der Dunkelheit, die in den ärmeren Vierteln Lahores auch in den Häusern meist herrscht, weil der Strom dort abends besonders häufig ausfällt, setze ich mich auf die Decke, die nachts zum Schlafen ausgebreitet wird. Der Wächter holt Tee, Süßigkeiten und eine Taschenlampe herbei, bevor er zu erzählen beginnt: Er sei Musiker gewesen, Trommler in einer der berühmtesten Gruppen der Stadt, und früher jeden Abend aufgetreten. Sogar nach Indien sei ihre Gruppe eingeladen worden,

zu einem Festival in Agra, berichtet er stolz und hält eine holzgerahmte Urkunde vor die Taschenlampe, die den Trommlern einen phantastischen Erfolg beim indischen Publikum bescheinigt. Er selbst habe noch Glück gehabt: Als die Musik am Schrein des Madhu Lal Hussein verboten wurde, habe er den Job als Wächter angeboten bekommen, so sei er den Liebenden wenigstens noch nah. Die übrigen Trommler hätten ihre bunten Gewänder abgelegt und verdienten ihr Geld als Handwerker oder Tagelöhner. So gehe es nicht nur ihnen, so gehe es den meisten Musikern Lahores, jedenfalls den religiösen Musikern. Manchmal spielten sie auf Hochzeiten oder Heiligenfesten, das sei aber auch schon alles und reiche nicht zum Überleben. Der Wächter der beiden Liebenden schreibt mir einen Link auf, unter dem ich die Musik auf *Youtube* hören könne.

O Papa, beschütz mich

An den folgenden Abenden besuche ich die Heiligtümer Lahores, die für ihre Musikgruppen, Tänzer, wandernden Derwische, überhaupt für ihr buntes Volk berühmt waren. Am größten Schrein, Data Gandsch Bakhsch, wo mit Ali al-Hodschwiri einer der bedeutendsten Theoretiker des Sufismus begraben liegt, muß ich einen Parcours aus Gittern passieren und mich zusätzlich zur Sicherheitsschleuse noch viermal am Körper auf Waffen abtasten lassen, bevor ich in den Hof treten darf, der im Vergleich zu den früher üblichen Menschenansammlungen eines Freitagabends wie leergefegt wirkt. Spuren des Anschlags von 2010 sind nicht zu sehen, aber auch nirgends der Qawwal zu hören, den hier bis vor kurzem die besten Gruppen Pakistans spielten. Dabei hat kaum jemand das *Samaa*, das rituelle Hören von Musik zum Zwecke der Ekstase, so ausführlich beschrieben, analysiert und gepriesen wie im 11. Jahrhundert al-Hodschwiri. Nur sein Grab ist umringt von Gläubigen, die ins Zwiegespräch mit dem Heiligen versunken zu sein scheinen.

Am Schrein des Misri-Schah empfiehlt mir der Pir, ein ebenso großer wie kräftig gebauter Herr mit rotem Bart und roter Mütze, am kommenden Samstag nach dem Nachtgebet wiederzukommen, da beginne das Fest des Mir Hossein und werde auch Musik gespielt,

egal, was die Polizei sage. Die Gläubigen küssen dem großgewachsenen, breitschultrigen Pir nicht die Hand, wie ich es aus anderen Ländern kenne, sondern schmiegen sich an seinen Körper, von dem besonderer Segen ausgehen muß. Erfreut über mein Interesse an der muslimischen Tradition, ruft er die anderen Ältesten herbei, um sich für ein gemeinsames Photo aufzustellen. Zum Abschied drückt er auch mich väterlich an seine Brust.

Vor dem Schrein der Bibi Pak Damnan fischen die wachhabenden Polizisten den Photoapparat aus meiner Tasche und überreichen ihn der Vorgesetzten, die hinter einem Tisch mit ihrem Handy spielt. Den müsse ich für die Dauer des Besuchs hier abgeben, blickt sie streng auf. Ich verspreche, keine Photos zu machen, lächle ich sie unschuldig an.

– Wirklich versprochen? fragt sie und gibt mir die Kamera zurück.

Ein paar Meter entfernt vom Schrein des Mianmir, in dem es ebenso still geworden ist, sitzt ein alter, sehr dürrer Mann im Schneidersitz auf einer billigen Decke und singt den Passanten und Händlern ein trauriges Lied. Auf dem Kopf trägt er eine schwarze Mütze, im Gesicht weiße Stoppeln, über dem langen Gewand eine Fleecejacke und darüber ein graues, zu großes Sakko. Er breitet die rechte Hand hinterm Ohr aus, während er singt, und führt die linke Hand klagend nach oben.

– O Papa, redet er den heiligen Mianmir im Lied an, o Papa, dein Fest ist zerstört, o Papa, nur du kennst meinen Schmerz. O Papa, in deinem Garten die Gärtner, sie sind alle neu. Aber was tun sie, o Papa?, die neuen Gärtner reißen alle Blumen aus. O Papa, nimm mich in deine Arme, o Papa, beschütz mich.

Im Villenviertel

Schon um zu erfahren, was man in ihren Kreisen darunter versteht, habe ich das Angebot der Dame gern angenommen, sie zu einer Geselligkeit mit Sufis zu begleiten. Sie ist um die Vierzig, schätze ich, trägt einen eleganten Sari und die langen Haare selbstverständlich offen, perfektes Englisch, selbstsicherer Umgangston, eine Erscheinung so attraktiv und weltläufig, daß ich

sie mir eher auf einer Vernissage oder in einem Luxushotel vorstellen könnte als unter wandernden Derwischen. Als wir in ihre Geländelimousine einsteigen, bin ich gespannt, wohin uns der Fahrer bringt, der mit seinem langen, weißen Bart und dem knielangen Gewand schon eher dem Bild eines Sufis entspricht.

Die Dame hat nicht in Pakistan auf den mystischen Pfad gefunden, sondern in New York. Dort, auf dem Workshop eines türkisch-zypriotischen Meisters, eines *Pirs*, entdeckte sie die Weisheit ihrer eigenen, islamischen Religion und war so ergriffen, daß sie dem Pir nach Zypern folgte und bald schon als Novizin in seinen Orden eintrat. Nachdem sie die Grundlagen des Sufismus erlernt hatte, verwies der Pir sie an einen seiner pakistanischen Schüler, der sie seither auf dem Pfad anleitet. Ein- oder zweimal im Jahr besucht der Pir auch selbst Pakistan und versammelt die Mitglieder seines Ordens um sich. Viele seien es, sagt die Dame, viel mehr als ich mir vorstellen könne, der ich mir schon eine Mystikerin wie sie nicht in Pakistan vorgestellt habe. Die Gebote des Islams hält sie streng ein, betet fünfmal am Tag, fastet, trinkt keinen Alkohol mehr. Auch wenn es im Sufismus auf das innere Erleben ankomme, müsse man die äußeren Pflichten dennoch befolgen, grenzt sie sich von esoterischen Moden ab. Inwiefern sie sich den Gläubigen aus dem einfachen Volk verbunden fühle, die die Schreine und die Feste der Heiligen besuchen, frage ich.

– Ich gehöre ja nach wie vor meiner Schicht an, relativiert die Dame nicht den sozialen Unterschied, und bin offenkundig keine Asketin geworden, die allem Weltlichen entsagt.

Immerhin habe ihr pakistanischer Mentor sie angewiesen, die Gräber der Heiligen zu besuchen, weil von ihnen Segen ausgehe, und so fahre sie jeden Freitag zum Schrein der Bibi Pak Daman in einem der ärmeren Viertel Lahores, um dort zu meditieren. Ob sie denn nicht sehr auffalle dort, frage ich und meine eigentlich, ob sie nicht auch mal unangenehme Situationen erlebe, allein als Frau aus höheren Kreisen in einem Schrein.

– Ich bin dort immer sehr früh, da ist noch nicht viel los.

Als wir aus der Geländelimousine steigen, haben wir das Villenviertel nicht verlassen. Das Tor wird von Wächtern geöffnet,

die hier selbstverständlich ein Maschinengewehr umgehängt haben. Der Hof ist mit Blumen in Kübeln aus Terrakotta geschmückt, das Haus so schlicht wie geschmackvoll eingerichtet, mit wenigen, aber kostbaren Teppichen auf dem Steinboden, indirektem Licht und grauen, wohl italienischen Sofas. Die Gesellschaft, in die wir eintreten, ist kultiviert und wohlhabend, unter ihnen eine Filmemacherin und ein Schriftsteller, ein Arzt und eine Anwältin. Nur der Schüler des zypriotischen Pirs sticht hervor, der anderen Anwesenden ebenfalls ein Mentor ist. Nicht nur, daß er das Gewand, die weiße Kappe und den langen Bart der Theologen trägt, er ist auch deutlich jünger als die übrigen Sufis, Anfang dreißig, schätze ich, und wird dennoch bei den Diskussionen stets um das abschließende Urteil gebeten. Sein Akzent verrät, daß er im Unterschied zu den anderen Gästen das Englische nicht von klein auf gelernt hat.

Das Thema, zu dem das Gespräch immer wieder zurückkehrt, ist die Ermordung des Gouverneurs von Pundschab, Salmaan Taseer, vor einem Jahr. Taseer hatte die Abschaffung des pakistanischen Blasphemiegesetzes gefordert, nachdem ein Todesurteil gegen eine Christin verhängt worden war, die den Propheten beleidigt haben soll. Nun gibt es in Pakistan so viele Anschläge, ich muß nur die Tageszeitung aufschlagen, um das Ausmaß der politischen Gewalt zu ermessen: Daß ein Selbstmordattentäter in einer Moschee nahe Islamabad 29 Schiiten mit in den Tod reißt, ist schon kein Aufmacher mehr, sondern stand am nächsten Morgen auf Seite zwölf. Und doch wird die Ermordung Salman Taseers weithin als Zäsur wahrgenommen, gerade unter Künstlern, Intellektuellen und überhaupt der weltlich ausgerichteten Oberschicht. Denn der Täter Mumtaz Qadri, ein Leibwächter Taseers, ist nicht etwa Mitglied einer wahhabitischen Terrororganisation, der Anschlag hatte auch keinen ethnischen, kriminellen oder sektiererischen Hintergrund; der Täter war ein Berelvi und damit Anhänger jener theologischen Bewegung, die in Pakistan den Mehrheitsislam repräsentiert. Sie ist nicht identisch mit dem Sufismus, steht gleichwohl der Schreinkultur nahe, liefert den mystischen Ritualen eine dogmatische Grundlage und gilt weithin als «gemäßigt». Nach dem

Anschlag auf den Schrein von Data Gandsch Bachsch im Juni 2010 waren es Berelvis, die auf Massendemonstrationen zum Widerstand gegen den Extremismus aufriefen. Ihr militanter Arm, die *Tehrik-e Sunna*, wurde als Bollwerk gegen die Taliban auch von der amerikanischen Regierung finanziert. Und nun war es ausgerechnet ein Anhänger dieser mystisch geprägten Schule, der einen säkularen Politiker ermordete, und fünfhundert führende Theologen der Berelvis hießen den Mord in einer gemeinsamen Erklärung ausdrücklich gut. Die *Tehrik-e Sunna* feierte Mumtaz Qadri als Helden, belohnte seine Familie mit viel Geld und bedrohte die Tochter Taseers mit dem Tod. Im Parlament weigerten sich zahlreiche Politiker, ein Totengebet für den ermordeten Gouverneur zu sprechen.

– Wir reden nicht mehr über einige Randgruppen, gibt sich der Mentor keinen Illusionen hin: Der Virus des Fanatismus hat die Mitte unserer Gesellschaft erfaßt.

Er verweist darauf, daß nur wenige Gelehrte und Staatsvertreter den Mut aufgebracht hätten, den Mord öffentlich zu verurteilen. Und wer sich doch kritisch geäußert habe, sei mit dem Tod bedroht oder sogar umgebracht worden wie der Minister für religiöse Minderheiten, Shabaz Bhatti. Der Mörder habe also sein Ziel erreicht: Kaum jemand wage es mehr, den Blasphemie-Paragraphen in Frage zu stellen, die Diskussion darüber sei praktisch erstickt, das Todesurteil gegen die Christin noch immer nicht revidiert. Kaum jemand wage es, sich wie Salman Taseer mit den Minderheiten solidarisch zu erklären, den Ahmadiyas, den Schiiten, den Christen, die drangsaliert, bedroht oder getötet würden.

– Die moderaten Kräfte sind vollkommen eingeschüchtert, pflichtet ein älterer Herr bei, dessen Familie einen der größten Schreine Pakistans verwaltet.

Ich frage, ob sich auch jene Menschen radikalisiert hätten, die weiterhin zu den Schreinen pilgern, das sogenannte einfache Volk also. Die Runde ist sich nicht recht einig, aber alle Anwesenden betonen, daß die Veränderungen unter den einfachen Menschen jedenfalls weit weniger gravierend seien als in der Mittelschicht und unter den theologischen Eliten. Wer zu den Schreinen pilgere, sei

der Gefahr ja unmittelbar ausgesetzt; er würde durch die Anschläge vielleicht eingeschüchtert, aber nun gerade nicht in die Hände der Extremisten getrieben. Das Problem in Pakistan sei nicht eine fundamentalistische Massenbewegung, schließlich würden die Islamisten bei den Wahlen grundsätzlich schlecht abschneiden, kein Vergleich etwa zu den Muslimbrüdern in Ägypten. Das Problem in Pakistan sei die Rechtlosigkeit.

Daß das Militär Terrorgruppen unterstützt, teilweise sogar gegründet hat, um sie in Kaschmir und Afghanistan für die eigenen strategischen Ziele einzusetzen, ist wohlbekannt. Viele dieser Kämpfer sind nach Pakistan zurückgekehrt und haben sich neu formiert. Sind sie der Geist, der nicht mehr in die Flasche zurückwill, oder weiterhin ein Instrument, nun um das eigene Land in dem Ausnahmezustand zu halten, der die Stellung des Militärs perpetuiert? Klar ist in jedem Fall, daß in Pakistan praktisch gefahrlos Terror ausgeübt werden kann, zumal auf sogenannte «weiche» Ziele wie Schreine, Moscheen und Schulen, die auch mit ein paar Polizisten nicht ernsthaft geschützt werden können. So viele Attentate es auch gibt – ein Attentäter wird praktisch nie festgenommen, und wenn doch, dann hat die unterfinanzierte und personell überlastete Polizei meist so schlampig ermittelt, daß er aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden muß. Die Justiz ist eine der wenigen Institutionen, die noch halbwegs normal funktionieren.

– Und die Regierung?

Daß die PPP der Familie Buttho, die gegenwärtig die Regierung in Islamabad stellt, genauso korrupt wie alle anderen Parteien ist, versteht sich in der Runde von selbst. Aber beinah genauso selbstverständlich ist es in den Villen der Oberschicht, ob in ihnen nun Whisky getrunken oder meditiert wird, ausgerechnet die PPP für das kleinere Übel zu halten, die Partei, die ihre Basis in der Landbevölkerung hat, am entgegensetzen Ende der ökonomischen Skala. Die seltsame Koalition der Ärmsten und der Reichsten verdankt sich der Nähe der Regierung zur Volksfrömmigkeit; der Ministerpräsident selbst stammt aus einer angesehenen Familie von Sufis. Nicht die Bürger, sondern die Bauern, nicht die Ingenieure,

sondern die Handwerker stützen in Pakistan ein säkulares Staatsmodell – nicht die Moderne ist weltlich, sondern die Tradition.

– Es ist ja nicht so, daß nur der Sufismus bedroht ist, seufzt die Dame, als wir wieder auf der Rückbank ihrer Geländelimousine sitzen: Alles ist bedroht, was irgendwie anders ist, die Minderheiten, die Transsexuellen, die Künstler, die Frauen.

Lahore sei einmal eine Stadt der Kultur gewesen, eine wunderschöne Stadt, so bunt und vielfältig und verrückt wie New York, mit Theaterfestivals, Lesungen, wunderbaren Kinos und klassischen Konzerten, mit Bars, Revuen und Rotlichtvierteln. Wenn es überhaupt noch öffentliche Veranstaltungen gebe, dann würden sie aus Furcht schon nicht mehr angekündigt. Manchmal tagträume sie, daß sie mit dem Fahrrad durch Lahore fahre, und dann falle ihr ein, daß das gar kein Traum war, sondern eine Erinnerung, als Kind und noch als Jugendliche sei es völlig normal gewesen, auch für sie als junges Mädchen, auf der Straße zu spielen, zu flanieren und eben auch Fahrrad zu fahren.

Der Frieden der Armen

Am Schrein des Baba Farid in Pakpattan, etwa vier Autostunden von Lahore entfernt im Süden der Provinz Pundschab, ist vor einem Jahr ebenfalls eine Bombe explodiert, sechs Menschen starben, aber nun sieht es wieder fast aus wie früher. Nur das Tor, an dem die Bombe hochging, ist zugemauert, dafür wurden die Kontrollen am Hauptgang noch einmal verschärft. Obwohl es erst Mittag ist, an einem gewöhnlichen Werktag, füllen die Gläubigen den riesigen, mit Marmor gekachelten Hof beinah aus, sitzen auf den Stufen und in den Nischen, unter Bäumen oder in der milden Sonne des Winters, meditieren, plaudern, rezitieren den Koran oder schlafen. Hier toben Kinder, dort schreiten Jugendliche cool mit Walkman auf und ab; hier kichern junge Frauen, dort wachen Mütter. Wie die Musik zu einem idyllischen Film klingt der nachts so ekstatische Qawwali, der an zwei verschiedenen Mauern des weitverzweigten Hofs gespielt wird, im Halbkreis vor den Musikern das Publikum, das auch nicht

recht mitgeht. Es ist noch zu früh, erklärt ein Malang. Nachts müsse ich wiederkehren oder zum Geburtstag des Heiligen.

Ich frage, ob die Regierung nicht die Musik verboten habe. Doch, doch, sagt der Malang, es sei das erste gewesen, was die Regierung nach dem Anschlag getan habe, die Musik verboten und den Schrein nachts abgesperrt. Doch hätten die Menschen so heftig protestiert, daß die Maßnahmen zurückgenommen werden mußten. Hier auf dem Land könne man den Sufismus nicht per Dekret unterbinden. Aber was heißt Land? Was einmal ein Dorf gewesen sein mag, ist längst so laut, lärmend, hektisch und von Abgasen verpestet wie die meisten Städte des Subkontinents.

Man muß einen Tag ausschließlich auf den Straßen oder in einer Motorrikscha verbracht haben, ohne eigenes Auto mit Fahrer, um den sensorischen Dauerstreß zu erahnen, den die Menschen trotz der Gewöhnung empfinden müssen, den Lärm vor allem, den Staub und die Abgase, die schrillen Farben etwa der Werbetafeln, der Kinoplakate oder der Busbemalungen im baumlosen Graubraun der Straßen. Betritt man dann einen Tempel, eine Moschee oder eben einen Schrein, scheint sich die Welt von einem auf den anderen Schritt verwandelt zu haben. Die Bewegungen beruhigen sich, niemand spricht mehr laut, die Farben und Formen harmonisieren, der große Innenhof erlaubt weite Blicke, Musik untermalt die Szene, selbst das Gezwitscher der Vögel ist zu hören. Vielleicht ist es übertrieben zu sagen, daß die Schreine den katholischen Kirchen Zentralamerikas gleichen, die Graham Greene in *The Lawless Roads* beschrieben hat als das einzige schöne Werk menschlicher Schöpfung, das die meisten Bewohner je zu Gesicht bekommen. Jedenfalls gibt es in einer pakistanischen Stadt nicht gerade viele Orte für die Ärmeren, schon gar nicht für die ärmeren Frauen, die zur Muße, zum ästhetischen Wohlgefallen, auch zur Begegnung mit dem anderen Geschlecht und zu besonderen Zeiten, an besonderen Tagen, zur ästhetischen Grenzerfahrung einladen. So erfüllen die Schreine mehr als nur eine religiöse Funktion, ermöglichen sie Erfahrungen, die in anderen Gesellschaften auf viele verschiedene Orte verteilt sind, auf Cafés und Parkanlagen, auf Spielplätze und Sportvereine, auf Museen und Konzertsäle, auf Kirchen und

Nachtclubs. Hielte man die Menschen von den Schreinen fern oder nähme ihnen alles außer dem stillen Gebet, wie es in den Großstädten bereits versucht wird – was bliebe ihnen als Ausgleich für die Mühsal ihres Alltags, als Ausflucht in die Schönheit, in die Freiheit? Die Menschen selbst, wenn ich sie frage, sagen oft, sogar fast immer, daß sie in den Schreinen *sokun* finden, inneren Frieden.

Allerdings wirkt sich genau das, was die Schreinkultur so anziehend macht, politisch höchst ambivalent aus: Sie besänftigt die Menschen, aber sie kann sie auch betäuben. Der Zorn der Taliban und anderer radikaler Gruppen auf den Sufismus hat seinen Grund nicht nur in den Glaubenspraktiken, die sie für unislamisch halten. Der Sufismus ist auch ein tragender Pfeiler der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung und mit allen großen Parteien, insbesondere mit der regierenden PPP, personell eng verbunden. So stammen der Präsident, der Ministerpräsident und zahlreiche Mitglieder des Kabinetts aus Familien von *Pirs*. Auch werden fast alle Schreine im Land von Großgrundbesitzern verwaltet, denen damit, zusätzlich zur ökonomischen Macht, ein enormes religiöses Prestige zukommt. Sie haben ein natürliches Interesse, den Status quo zu bewahren, der sie derart privilegiert, aber einen Großteil der Bevölkerung in Armut, Abhängigkeit und Analphabetismus hält. Man kann das an zwei Zahlen illustrieren: Daß Pakistan mit fünf Prozent des Bruttosozialprodukts eines der weltweit höchsten Spendenquoten aufweist, hat eine Ursache sicher auch in der Mystik, die stets die Barmherzigkeit Gottes betont und zur Wohltätigkeit anhält. Aber zugleich weist das Land eine der niedrigsten Steuerquoten außerhalb Afrikas auf, zahlen nur zwei Prozent aller Pakistanis überhaupt Steuern. Beide Zahlen gehören zusammen. Die individuelle Wohltätigkeit lindert zweifellos das Elend, aber der eklatant fehlende Sinn fürs Gemeinwesen führt dazu, daß die öffentlichen Einrichtungen wie Schulen oder Krankenhäuser verkümmern. So ist der Sufismus in Pakistan nicht nur ein Bollwerk gegen den Fundamentalismus, sondern auch gegen jedwede Veränderung, erst recht gegen Aufruhr und Revolution. Und so bekämpfen die Barelvi-Theologen den politischen Islam nicht aus einer liberalen, sondern aus einer zutiefst konservativen

oder sogar reaktionären Geisteshaltung heraus, die die herrschende Ordnung mitsamt ihrer eklatanten ökonomischen Ungerechtigkeit religiös legitimiert.

So anarchisch er mit seinen langen, zotteligen Haaren, dem wilden Bart und einer lila-grünen Skijacke über dem leuchtend roten Gewand aussieht, gehört auch der Malang, mit dem ich ins Gespräch gekommen bin, gewissermaßen der herrschenden Ordnung an, wenn auch der Orden der Qalandariyya unter den sufischen Orden Pakistans als der ekstatischste gilt; der Malang besitzt einen Mitgliedsausweis, ein Mobiltelefon und sogar eine Visitenkarte, damit man ihn um Gebete bitten kann. An welchem Schrein er sich aufhält und wo er bettelt, bestimmt er nicht selbst, sondern sein Orden. Zwölf Jahre sei er umhergewandert, berichtet der Malang, aber dann habe er vor drei Jahren im Traum das Paradies gesehen. Kurz darauf habe ihm der Orden mitgeteilt, daß seine Mutter erkrankt sei, und ihn angewiesen, sie zu pflegen, seither lebt er bei ihr. Da habe er seinen Traum verstanden, denn habe der Prophet nicht gesagt, daß das Paradies zu Füßen der Mutter liegt?

Gewiß gebe es Unabhängige unter den Malangs, erklärt er, aber unter den Unabhängigen leider auch viele Scharlatane, die sich nicht an Gott, sondern an Drogen berauschten und Armut nur vorgaukelten, um zu betteln. Offiziell registrierter Malang hingegen könne nicht jeder werden, dafür gebe es eine Warteliste, dann eine Aufnahmeprüfung, eine Ausbildung und schließlich die Initiation, bei der man mit geschorenem Kopf das Gelübde der Mittellosigkeit ablege. Denn das sei doch die wesentliche Arbeit des sufischen Weges: die eigenen Begierden abzutöten, nicht ihnen zu erliegen.

– Und was ist das Wesentliche des Islams? frage ich.

– Liebe, antwortet der Malang, ohne zu zögern, Islam ist Liebe, nichts anderes, Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen.

Die Wahhabiten hingegen, zu denen er alle puritanischen Bewegungen und auch die Taliban zu zählen scheint, die Wahhabiten sähen nur Gott, nicht den Menschen, dächten nur daran, das Gesetz zu befolgen, verstünden nicht, daß die Liebe die Voraussetzung sei, um die Gebote zu befolgen, dass es auf das Innen ankomme, nicht auf die äußere Form des Glaubens. Außerdem

hätten sie viel Geld, und die Sufis nicht, das sei auch ein Unterschied, hätten Einfluß auf Behörden, auf die Polizei.

Ob er von dem Mord am Gouverneuer Salman Taseer gehört habe? Ja, hat er, die Wahhabiten brächten so viele Leute um.

– Aber Salman Taseer ist von einem Berelwi umgebracht worden, werfe ich ein.
– Von einem Berelwi? wundert sich der Malang: Ach, die Berelwis sind auch nur an den äußeren Formen interessiert.
– Und die Menschen? frage ich: Haben sich auch die Menschen verändert?

Ja, sagt er, die Wahhabiten hätten großen Einfluß gewonnen, besonders bei der Jugend. Manche Menschen würden nicht einmal mehr seine Hand schütteln. Für den Malang befinden sich die Wahhabiten im Krieg mit dem Islam. Gleichwohl ist er zuversichtlich:

– Die Wahhabiten haben verloren, seit sie begannen, die Schreine anzugreifen.

Woran er das merke, frage ich.

– Ich merke es daran, daß die ganze Welt Krieg gegen die Wahhabiten führt, zuerst in Afghanistan, später im Swat oder bei uns im Pundschab. Das ist nicht Amerika, das ist auch nicht unser Militär. Das sind unsere Heiligen, die die Armeen gerufen haben.
– Also finden Sie es gut, daß Amerika die Taliban bekämpft? frage ich.
– Die Taliban sind doch ein Geschöpf Amerikas! führt der Malang mir das Denken in Paradoxien vor, das dem Sufismus eigen ist.

Ruhe, Sauberkeit und Ordnung

In einem staubigen Außenbezirk von Lahore gelegen, an einer sechsspurigen Ausfallstraße, weist von außen nichts auf das Hauptquartier der *Jamaat Islami* oder «Islamischen Gemeinschaft» hin, der bedeutendsten unter den Parteien Pakistans, die den Islamismus vertreten. Öffnet sich die Schranke, fährt man in eine Siedlung hinein, die wohl noch zur Kolonialzeit oder jedenfalls nicht viel später gebaut worden ist, die Häuser aus rotem Ziegel, die

Bürgersteige gesäumt von hohen Bäumen. Es gibt Schulen, Freizeiteinrichtungen, ein Gästehaus, weder traditionalistisch noch im saudischen Stil protzend modern, eher solide und mittelständisch. Auf andere Weise als die Schreine der Mystiker bildet auch die «Islamische Gemeinschaft» eine Gegenwelt zum Lärm und zum Durcheinander, die das Straßenbild in Pakistan gewöhnlich prägen, zu den Gegensätzen der Farben, Ethnien und sozialen Klassen. Als wolle sie das Modell eines zukünftigen Pakistans vorführen, herrschen Ruhe, Sauberkeit und Ordnung. Alle Männer tragen Bart, die weißen Kappen auf den Köpfen und die knielangen Gewänder wirken fast uniform, die Frauen tragen selbstverständlich Kopftuch. Niemand scheint hier auf dem Gelände zu trödeln, niemand sticht äußerlich hervor.

Weil ich früher als verabredet eintreffe, setzen sich nacheinander drei Mitarbeiter zu mir an den Besprechungstisch im Großraumbüro der Internationalen Abteilung, um mir beim Tee Gesellschaft zu leisten, bis ihr Vorgesetzter mich empfangen kann, Abdulghaffur Aziz. Zunächst vertreibt mir ein junger Mann die Zeit, der gerade von einem Besuch in Teheran zurückgekehrt ist. Die Islamische Republik gefällt ihm natürlich, ohne daß er ihr theokratisches System auf Pakistan übertragen sehen will. Als zweiter wendet sich ein schon älterer Herr auf Deutsch an mich, der vor vierzig Jahren durch Europa gereist ist. Er war jung, sagt er, neugierig auf die Welt, wollte eigentlich gar nicht so lang bleiben, aber dann gefiel ihm Deutschland so gut, besonders die freundlichen Menschen, aber auch die Gerechtigkeit und Effizienz, daß er die Sprache lernen wollte. Der dritte, der sich meiner annimmt, lehrt im Hauptberuf an einer Universität.

– Welches Fach? frage ich.

– Leider Englisch, antwortet er ohne Hinweis darauf, das Bedauern ironisch gemeint zu haben.

Ich frage den Professor nach der Vision seiner Partei für Pakistan. Ein gerechtes, islamisches, progressives, entwickeltes Land, in dem der Staat seinen Bürgern alle grundlegenden sozialen Dienste anbietet. Der auf der Scharia beruht? Selbstverständlich. Was, wenn jemand die islamischen Gebote nicht einhalten will? Dann wird er

nicht gezwungen. Und die religiösen Minderheiten? Regeln ihre religiösen Angelegenheiten selbst. Eine Demokratie? Nein, eine Schura. Was ist der Unterschied? In einer Demokratie herrschen 51 Prozent über 49 Prozent der Menschen, in der Schura strebt man den Konsens an. Und wenn sich die Schura nicht einigen kann? Dann entscheidet der Führer. Wer bestimmt den Führer? Der wird natürlich gewählt. Und was ist, wenn er nur von 51 Prozent der Menschen gewählt wird? Ich glaube, Herr Aziz ist gleich da.

Allein, Herr Aziz ist noch nicht da, erst muß noch gebetet werden. Die Frage, ob ich im Büro warte oder mit zur Moschee gehe, ist so beiläufig formuliert wie nur irgend möglich.

Abdulghaffur Aziz, großgewachsen und breitschultrig wie ein Hammerwerfer, hat unter der Glasplatte seines Konferenztisches eine große Landkarte Amerikas liegen.

– Wieso ausgerechnet Amerika? frage ich nach dem Gebet.

Ach, das habe nichts zu bedeuten, antwortet Herr Aziz und zeigt auf die Wand, an der eine Weltkarte hängt. Bevor wir uns setzen, erkundigt er sich nach meinem Fahrer.

– Der Fahrer? frage ich verblüfft. Während meiner gesamten Reise ist es das erste Mal, daß ein Gastgeber sich um meinen Fahrer sorgt.

– Er muß doch nicht im Auto warten, sagt Herr Aziz und geht hinaus, um ihn rufen zu lassen.

Wir kommen gut miteinander aus, Herr Aziz und ich, er hat zwar einen prüfenden und sehr ernsten Blick, aber zugleich Sinn für Ironie, und es braucht nicht viel, damit er mild in seinen Bart lächelt. Wäre er ein Hitzkopf, hätte ihn die Islamische Gemeinschaft allerdings auch kaum mit der Leitung ihrer internationalen Abteilung betraut. Darum gebeten, meine bisherigen Eindrücke zu schildern, bekenne ich deshalb frei heraus, daß mich an Pakistan am meisten die Vielfalt, das Nebeneinander des scheinbar Unvereinbaren beeindruckt habe. New York beherberge ebenfalls viele unterschiedliche Welten, aber in einer Stadt wie Lahore träfe ich sie am selben Ort an, ginge durch die Altstadt und sähe auf fünfzig Metern Frauen mit Gesichtsschleiern und stark geschminkte Transsexuelle, barfüßige Narren mit zotteligen langen Haaren neben

Geschäftsmännern im Businessanzug, die Koranschule Tür an Tür mit dem Schönheitssalon. Wo anders als in Pakistan könnte ich die Straße überqueren, um von einem Schrein voll verzückter Sufis, die ihre Vorbilder im neunten Jahrhundert haben, in eine Shoppingmall mit gläsernen Aufzügen und allen einschlägigen Marken des globalen Kapitals zu treten? Und dann die vielen Völker mit ihren verschiedenen Sprachen, Sitten und Gewändern, die vielen Religionen, die Konfessionen allein schon innerhalb des Islams, Sunniten und Schiiten, Sufis und Orthodoxe, Islamisten und Laizisten – welche Vielfalt!

So hat Herr Aziz die Dinge noch nicht gesehen, scheint mir, jedenfalls schweigt er und scheint nachzudenken. Vielleicht wartet er auch nur ab, worauf ich hinauswill. Ich fragte mich, so fahre ich deshalb fort, ob eine derart widersprüchliche, aber Widersprüche auch ertragende Gesellschaft mit einem umfassenden Lebensmodell zu vereinbaren sei, wie es die *Jamaat Islami* propagiere. Was passiert mit den vielen, die nicht den Idealen der Gleichheit, Bescheidenheit und Disziplin genügen, wie sie die Gemeinschaft zum Vorbild gebe?

– Wir glauben, daß die Gemeinsamkeiten in unserer Gesellschaft größer sind als die Unterschiede, hebt Herr Aziz zu einer langen Erläuterung an, warum gerade seine Partei sich für Toleranz und Gleichberechtigung einsetzt: Christen und Hindus führt er an, die für die Partei kandidiert hätten, auf die zahlreichen Frauen verweist er, die sich in der Partei engagierten, von dem schiitischen Bruder berichtet er, der gerade gestern erst mit ihnen in der Moschee gebetet habe. Ungefragt kommt Herr Aziz auch auf die religiöse Minderheit zu sprechen, die am stärksten diskriminiert wird: Wir können auch mit den Ahmadiyas einen Dialog führen und zu gemeinsamen Lösungen finden.

– Und was ist mit den Sufis?

Als hätte er auf die Frage gewartet, führt Herr Aziz nun Belege auf, die den Respekt seiner Partei für den mystischen Islam belegen sollen, hier ein klassisches Sufi-Traktat, das von einem Parteiführer ins Urdu übersetzt worden sei, dort ein Führungsmitglied, das aus einer angesehenen Sufi-Familie stamme.

– Aber lieber Herr Aziz, sage ich, Sie wollen mir doch nicht einreden, daß ausgerechnet Ihre Partei den Sufismus fördert.

Das einzige, was die Islamische Gemeinschaft kritisiere, seien die Praktiken an den Schreinen, wo geschäftstüchtige Derwische die Unbildung des einfachen Volkes ausnutzten, Drogen konsumiert würden und vielerorts sogar die Prostitution blühe. Und ich wisse doch selbst, daß Sufi-Prediger vor allem auf dem Land ein Hindernis für jedwede Entwicklung seien, sich nicht gegen die himmelschreiende Armut auflehnten und etwa den Bau neuer Schulen verböten.

– Und die ekstatische Musik, frage ich, die Tänze, das gemeinsame Beten von Männern und Frauen, was ist damit?

Ach, das seien Nebenaspekte, nachrangige Symptome, die von selbst verschwänden, würden die grundlegenden Krankheiten der Gesellschaft geheilt.

– Die grundlegenden Krankheiten?

Das sind für Herrn Aziz die Ungerechtigkeit, die Korruption, wie gesagt die Armut und damit zusammenhängend die feudale Ordnung, die er nebenbei bemerkt auch für die schlechten Wahlergebnisse der islamistischen Parteien verantwortlich macht, da Loyalitäten sich in Pakistan nicht aus dem Glauben und den Überzeugungen ergäben, sondern aus der ökonomischen Abhängigkeit.

– Aber wenn die Gemeinsamkeiten so groß und die Unterschiede so gering sind, warum gibt es dann so viel Aggressionen zwischen den einzelnen Gruppen, Religionen, Konfessionen?

Herr Aziz macht für die Gewalt den Staat verantwortlich, der die ethnischen und religiösen Konflikte schüre, um seine eigene Legitimation zu sichern – seien denn die Anschläge auf Kirchen in Ägypten nicht auch vom Geheimdienst des Mubarak-Regimes geplant gewesen? Und mag der Staat in Pakistan auch nicht selbst am Terrorismus beteiligt sein, so hätte er doch sicherlich Möglichkeiten, die Terroristen zur Rechenschaft zu ziehen.

– Wir jedenfalls, bekräftigt Herr Aziz, sind grundsätzlich gegen Gewalt und respektieren auch das Recht jener, die eine andere Meinung oder einen anderen Glauben haben als wir.

Ich frage Herrn Aziz nach Salman Taseer, dem Gouverneur der Provinz Pundschab, der ermordet wurde, weil er das Blasphemie-Gesetz abschaffen wollte.

– Wir haben beide Seiten zum Dialog aufgerufen, antwortet Herr Aziz, Salman Taseer und seine Ankläger.

Einerseits sei es in einer islamischen Gesellschaft grundsätzlich nicht erlaubt, Selbstjustiz zu üben. Andererseits habe Salman Taseer die religiösen Empfindungen vieler Menschen verletzt. Daher habe die Islamische Gemeinschaft die Justiz aufgefordert, tätig zu werden. Im übrigen schütze das Blasphemie-Gesetz die religiösen Gefühle aller Menschen, auch der Christen, Sikhs und Hindus.

– Aber wenn die Jamaat die Selbstjustiz ablehnt – verurteilt sie dann die Ermordung Salman Taseers? frage ich.

– Wir haben beide Seiten zur Mäßigung aufgerufen, bekräftigt Herr Aziz.

– Ja gut, aber nun hat sich die eine Seite offenbar nicht gemäßigt, sondern den Beschuldigten ermordet, hake ich nach: Finden Sie das in Ordnung?

– Wir haben beide Seiten zur Mäßigung aufgerufen, wiederholt Herr Aziz.

– Aber den Mord, verurteilen Sie ihn?

– Wir haben beide Seiten zur Mäßigung aufgerufen.

– Ja, aber meine Frage war…

– … und das war meine Antwort, sagt er und zuckt milde lächelnd mit den breiten Schultern.

Als ich mich von Herrn Aziz und seinen Mitarbeitern verabschiede, bedankt sich auch mein Fahrer für den Tee und die freundliche Gesellschaft.

Das Fest

Am Schrein des Misri-Schah in Lahore sind nach dem Nachtgebet zwar unzählige Menschen, auch im Hof und auf den Straßen ringsum, aber nach dem rauschenden Fest, das mir angekündigt wurde, sieht es nicht aus: keine Musik zu hören, niemand tanzt, niemand gerät außer sich. Vor allem aber ist es merkwürdig dunkel,

auch im Schrein selbst, dessen Decken andererseits vielfarbig mit Lametta geschmückt sind. Die wenigen Lampen erzeugen ein dämmriges Licht, das die andächtige Stimmung untermalt. Viele Menschen beten, wiederholen rituelle Formeln, mit denen sie sich in Gott versenken, oder rezitieren leise den Koran; andere scheinen einfach nur zu warten oder schlendern zwischen den Säulen, kaum jemand spricht.

Ob es das schon gewesen oder wieder nur ein Stromausfall ist, frage ich mich und suche mir ein freies Stück Teppich zum Sitzen. Ein Stromausfall, stellt sich heraus, als der Schrein zwanzig Minuten später auf einen Schlag taghell wird. Sofort ertönen Rufe, daß Gott größer sei, und Lobpreisungen des Heiligen, dessen Fest also beginnen kann. Während im Schrein selbst Gottes weiterhin still gedacht wird, schwillt vom Hof her das Stimmengewirr an, Plaudern, Kichern, Lachen. Keine zwei Minuten später ist schon der Qawwali zu hören, der von Harmonium und Trommeln untermalte Gesang der pakistanischen Mystiker.

Ich trete nach draußen, wo zwischen den Bäumen Lichterketten und bunte Wimpel hängen, um mich in dem dichten Gedränge zu den Musikern durchzuschlagen, die nach der langen Wartezeit im Dunkeln nun um so schneller in Fahrt zu kommen scheinen. Unter den Zuhörern drehen sich die ersten Köpfe, dann schon die ersten Leiber. Neben mir steht ein junger Malang mit orangefarbenem Turban über den langen Haaren, einer schwarzen Fleece-Jacke und einem Blick so sanftmütig wie ein Himmelsbote. Mit den Händen frage ich, ob ich ihn photographieren darf, und zeige ihm anschließend das Display meiner Kamera, da legt er lachend seine Hand auf meinen Kopf, ob zum freundlichen Spott oder zum wertvollen Segen. Die Musik hat ihren ersten Höhepunkt gerade hinter sich gelassen, als ein paar Meter entfernt lauthals Trommeln und Blechbläser zu scheppern beginnen. Der Qawwal-Sänger blickt genervt auf und hebt die Stimme wieder an, um sich zu behaupten, merkt aber bald, daß er gegen diese unlautere Konkurrenz keine Chance hat, versucht es noch drei, vier Minuten mit ein paar Tremolos, bevor er den Musikern das Zeichen gibt, eine Pause einzulegen.

Die Trommler und Blechbläser haben nun wirklich nichts Mystisches, und virtuos sind sie auch nicht; es geht ihnen mehr darum, so scheint es, durch größtmögliche Lautstärke die höchstmögliche Aufmerksamkeit zu gewinnen. Ein Mann mit Rastalocken gerät dennoch in Ekstase, um ihn herum tänzelnd eine Frau mittleren Alters, deren Kopftuch zwar die Haare, aber nicht die anzüglichen Blicke, Gesten und Hüftschwünge bedeckt. Überhaupt die Menschen im Hof des Schreins, so viele Sonderlinge, Ausgeflippte und vermutlich auch Heilige unter den Normalsterblichen – wo sind sie nur tagsüber, frage ich mich, all die wilden Frisuren, kunterbunten Lumpen, extravaganten Ringe, voluminösen Halsketten, aber vor allem die zerfurchten, verzückten, wie abwesenden Gesichter, die einer anderen Gegenwart anzugehören scheinen? Hier tanzt ein Greis mit einem Plastikkorb auf den hennagefärbten Haaren und mit geschlossenen Augen, dort schreit ein Jüngling vor Liebe zu Gott laut auf.

Es ist weit nach Mitternacht, als ich den Schrein verlasse, zwei oder drei Uhr, da merke ich erst, daß das gesamte Viertel in Feststimmung ist, die staubigen Gassen mit Girlanden geschmückt, erleuchtet und vom Duft frisch zubereiteter Süßspeisen erfüllt, die ärmlichen Straßenrestaurants und Teehäuser voll besetzt, vor ihren Läden die Händler, die dem Treiben gelassen zusehen, häufig Kinder oder Enkel auf ihrem Schoß, Grüppchen von Frauen, die von den Müttern angeführt herumschlendern, aus allen Richtungen Prozessionen, die trommelnd und singend in Richtung des Schreins marschieren, über ihren Köpfen ein fein besticktes, langes Tuch, um es auf dem Grab des Heiligen abzulegen. Auch die Brüder Sain treffe ich wieder, die beiden berühmten Trommler, deren Konzert auf dem Friedhof des Schah Djamal ich zu Beginn meiner Reise besuchte; diesmal stehen Gonga und Mithu auf einer richtigen Bühne, vor ihnen ein großer Pulk von Zuhörern, den komplizierten Rhythmen hingegeben, die ich wieder nicht zu entschlüsseln vermag.

Auf Lastwagen mit offenen Ladeflächen und riesigen Lautsprechern machen nebeneinander die großen Parteien Werbung für sich, indem sie kostenlos Essen verteilen und dabei den Qawwali bis zum Anschlag aufdrehen, als müßten sie die Konkurrenz nicht

nur bei Wahlen überstimmen, sondern übertönen. Mit der größten Ladefläche und der lautesten Musik ist die Muslim League vertreten, obwohl sie doch angeblich von Saudi-Arabien finanziert wird. Anderswo tanzen junge Männer in immer neuen Formationen, nicht beseelt, nicht kunstvoll, eher entfesselt bis hin zur Obszönität. Auch ist der Geruch von Marihuana nicht zu verkennen, und die jungen und etwas älteren Frauen, die einen auffallend unauffällig mustern, sehen genausowenig wie die grell geschminkten Transsexuellen aus, als würden sie gleich zu ihren Eltern heimkehren.

Die Schriftgelehrten haben schon recht, geht mir durch den Kopf: Mit den Inhalten des Korans, mit dem Sufismus, wie ihn die klassischen Traktate lehren, hat das hier nicht mehr viel zu tun, mehr mit Jahrmarkt oder der kathartischen Verwandlung eines Karnevals, nur daß diese Party am Geburtstag eines Heiligen steigt, vor den Toren oder sogar im Hof einer Moschee, in der andere Gläubige zur selben Zeit trotz des Lärms sich in Gott versenken oder den Koran rezitieren. Und zugleich ist es eben jene Fähigkeit, an ein und demselben Ort Widersprüche, ja, die größtmöglichen Gegensätze zu ertragen oder sogar für selbstverständlich zu halten, die das komplexe, mit Paradoxien, Uneindeutigkeiten, Rätseln vertraute Denken der Mystik auf dem indischen Subkontinent seit Jahrhunderten einübt. Eben deshalb hat der Drang zur Homogenität, zur glasklaren Bestimmung dessen, was statthaft und unstatthaft ist, islamisch und unislamisch, ausgerechnet in Pakistan einen so gewalttätigen Furor entwickelt, weil hier die traditionellen Lebenswelten noch so viele Ambivalenzen bergen. Mithu Sain zum Beispiel, der jüngere der beiden Trommler, weiß nicht einmal auf die Frage, ob er Sunnit oder Schiit sei, eine eindeutige Antwort zu geben, irgendwie sei er auch beides, sagt er – und das in einem Land, in dem es zwischen Sunniten und Schiiten inzwischen fast täglich zu Gewalt kommt.

Die kosmische Ordnung

Ich besuche Mithu am Tag nach dem Fest. Er wohnt mit seiner Frau und drei Kindern in zwei winzigen Zimmern in einem ärmlichen

Viertel Lahores, das Doppelbett zugleich Eßtisch und Wohnzimmercouch. Unter einem lila schillernden Gewand trägt er zu Hause eine Jeans, auf dem Lockenkopf eine Pudelmütze. Um sieben Uhr morgens erst war er zu Hause, was auch seinen Augen anzusehen ist. Schon Mithus Vater war Trommler, und der Großvater ebenso. Als sein Bruder Gonga taubstumm geboren wurde, brachte der Vater ihn – traurig, daß die Kette beendet zu sein schien – zu seinem Pir. Nach allerhand Ritualen und magischen Beschwörungen prophezeite der Pir feierlich, daß auch aus Gonga Sain ein großer Trommler werde – und nicht nur das: Gonga werde sogar fliegen. Als sie vor ein paar Jahren zu einem Festival nach Europa eingeladen wurden, wußten die Brüder, daß der Pir recht gehabt hatte.

– War ganz schön was los, sage ich, worauf Mithu berichtet, daß die *urs*, die Heiligenfeste, vor zehn Jahren noch größer und vor allem wilder gewesen seien.

Heute hätten viele Leute Angst, daß eine Bombe hochgeht, außerdem sei die wirtschaftliche Lage für die Ärmeren noch schlechter geworden. Und ja, viele hätten sich auch von der Schreinkultur abgewandt. Manchmal höre er jemanden *harâm* rufen, «Sünde», wenn sie bei einem Fest aufträten. Früher hätte es das nicht gegeben, früher hätten die gleichen Leute sie beinah als Heilige verehrt. Das seien sie nicht, natürlich nicht, aber doch *Faqirs* oder Fakire, wörtlich: «Arme», die nach nichts anderem strebten als nach der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen.

Das Verbot, nachts im Schrein des Schah Djamal zu trommeln, wie sie es gewohnt waren, hat keineswegs mit der Angst vor Terroristen zu tun, wie ich annahm. Das Verbot, klärt Mithu mich auf, sei schon zwei Jahre vor dem verheerenden Anschlag auf Data Gandsch Bakhsch, das größte Heiligtum Lahores, ausgesprochen worden. Angeblich hatten sich die Nachbarn von Schah Djamal über die Ruhestörung beschwert, tatsächlich sei es aber um einen Bodenstreit gegangen, und dann habe der Kläger eben die Fatwa eines fundamentalistischen Mullahs besorgt, der das Trommeln für unislamisch erklärte. Aber das sei wirklich nur ein Vorwand gewesen. Und der Beamte des Religionsministeriums, der das Verbot

verfügte, sei auf die Musiker schlecht zu sprechen gewesen, nachdem er sie zuvor für eine Hochzeit habe engagieren wollen und sie sich geweigert hätten, mit der Gage herunterzugehen. Der Polizist, der den Schrein absperrte, damit niemand mehr trommelt oder tanzt, sei übrigens kurz darauf erblindet. Für Mithu ist das die Strafe des Heiligen gewesen, der auch Dschule Lal genannt wird, «Roter Tänzer».

– Und seit wann dürft Ihr auf dem Friedhof neben dem Schrein trommeln? frage ich.

Das Ministerium habe bald gemerkt, daß kaum noch jemand den Schrein besuche und entsprechend die Spendenboxen leer blieben, die es verwaltet. Da habe es die Musik wieder erlaubt, wenn auch nur einmal die Woche. Es gehe den Beamten nur ums Geld, um nichts anderes, alle seien sie korrupt. Von *ruhâniyat*, Spiritualität, habe niemand eine Ahnung im Religionsministerium.

– Und der Rhythmus? will ich endlich wissen.

Sie begännen gewöhnlich mit klassischen Rhythmen, erklärt Mithu Sain und schlägt zur Illustrierung mit den Fingern auf seine Oberschenkel, also Fünfern und Sechsern, und dann ginge es darum, diesen Rhythmus zu erweitern, mit Siebenern, Achtern, Neunern, Elfern oder Elfeinhalbern, und zwar spielten sie häufig zwei verschiedene Rhythmen gleichzeitig, deshalb klinge das so kompliziert, und ja, im ersten Teil hätten sie durchaus im Sinn, die Hörer zu beeindrucken, der erste Teil sei noch eher für die Kunst. Wenn dann die Tänzer aufträten, wechselten sie zum Dhammal-Rhythmus, der mit Variationen nur noch wiederholt würde, damit die Tänzer und auch sie selbst in Trance gerieten. Hier entstehe die Verbindung mit dem Heiligen, deshalb würden sie den Dhammal-Rhythmus auch nie zu weltlichen Anlässen spielen, auf einer Hochzeit oder einem anderen Fest. *Mast* sei er dann, «trunken», und eins mit allem, was lebt, zugleich allerdings überwach, im selben Augenblick, nehme jede Bewegung, jeden Ausschlag des Rhythmus, jede Nuance wahr, die sein Bruder Gonga spiele. Erst wenn er trunken sei, sei er wahrhaft gegenwärtig, trommle er nicht selbst, sondern trommle jemand mit ihm.

Manche Leute würden den Sufis vorwerfen, daß sie zu passiv seien, weiß Mithu Sain, daß sie sich nicht gegen die Fundamentalisten wehrten, daß sie sich nicht in der Politik engagierten, keine Proteste organisierten, schließlich hänge die Mehrheit der Pakistanis noch immer dem mystischen Islam an. Aber sie seien nicht passiv, beteuert er, sie würden nur in einem anderen System arbeiten, im inneren System:

– Wir bemühen uns mehr um die kosmische Ordnung.

In dem anderen der beiden Zimmer warten wie jeden Nachmittag schon die Schüler des Trommlers.

TROSTLOSE NORMALITÄT

Afghanistan I, Dezember 2006


Aralsee
Kaspisches Meer
Teheran
Kabul
Srinagar
Lahore
Neu Delhi
Ahmedabad
Arabisches Meer
Rotes Meer
Indischer Ozean
AFGHANISTAN
Anjuman-Pass
Khawak
Salang-Pass
Bagram
Panjschirtal
Shibar-Pass
Chewa
Sunobi
Bagrami
Kabul
Kabul
Jalalabad
Torkham
Parachinar
PAKISTAN
Gardez
Khost

Der Mensch verändert sich so wenig

«Es ist noch immer ein Privileg, Afghanistan zu besuchen», schrieb der Schriftsteller und Photograph Nicole Bouvier, der 1953 mit seinem Fiat Topolino von der Schweiz aus über Kabul bis nach Bombay fuhr: «Bis vor nicht allzulanger Zeit war es eine Leistung. Da die britische Armee Indien nicht zuverlässig unter Kontrolle halten konnte, blockierte sie hermetisch die östlichen und südlichen Zugänge. Die Afghanen ihrerseits verpflichteten sich, keinen Europäer in ihr Gebiet einzulassen. Sie haben beinah Wort gehalten und sind sehr gut damit gefahren.» Kaum einem Dutzend westlicher Draufgänger sei es bis 1922 gelungen, Afghanistan zu besuchen, schreibt Bouvier. Die Gelehrten hätten weniger Glück gehabt. Mußte der Orientalist James Darmesteter sich damit begnügen, seine Informanten in pakistanischen Gefängnissen zu besuchen, weil er es nicht über den Khaiber-Paß schaffte, wartete der Archäologe Aurel Stein zwanzig Jahre auf sein Visum und erhielt es gerade rechtzeitig, um in Kabul zu sterben. «Heute genügt ein bißchen Takt und Geduld, um sich das kostbare Visum zu verschaffen, doch wenn man nach Einbruch der Dunkelheit im Grenzort Laskur-Dong an der Straße Quetta – Kandahar eintrifft, ist niemand da, dem man es vorlegen könnte. Kein Zollbüro, kein Schlagbaum, keine wie immer geartete Kontrolle, nur das weiße Band der Piste zwischen den Lehmhäusern und das Land offen wie eine Mühle.»

Während sein Reisegefährte im Ort den Zollbeamten sucht, schläft Bouvier, der sich an der Hand verletzt hat, im Auto ein. «Das Geräusch der Tür ließ mich jäh auffahren: Ein alter Mann hielt mir eine Laterne unter die Nase, während er auf Persisch heftig auf mich einredete. Er trug einen weißen Turban, ein weißes Gewand, einen wohlgepflegten Bart und um den Hals eine Kette mit einem faustgroßen silbernen Siegel. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, daß dies der Zollbeamte war. Er hatte sich eigens

herbemüht, um uns gute Fahrt zu wünschen und mir die Adresse eines Arztes in Kandahar zu geben. Seine Kleidung, sein ganzes Auftreten, die Liebenswürdigkeit, mit der er seine Amtspflichten ausübte, machten mir diesen alten Mann so sympathisch, daß ich ihn blödsinnigerweise – um ihn nicht in Ungelegenheit zu bringen – darauf aufmerksam machte, daß unser Visum seit sechs Wochen abgelaufen war. Er hatte es schon selbst bemerkt, ohne sich darüber sonderlich aufzuregen. In Asien hält man sich nicht so genau an den Stundenplan, und warum sollte man uns im August die Einreise verweigern, die man uns für den Juli gestattet hätte? In zwei Monaten verändert sich der Mensch so wenig.»

Richtig verrückt

Der Besucher, der Ende November 2006 in Afghanistan eintrifft, zieht am Flughafen Kabul eine militärische Schutzweste und einen Helm an. Britische Soldaten fahren mich in einem Konvoi aus gepanzerten Landrovern in das Hauptquartier der ISAF, der ausländischen Truppen, die den Wiederaufbau des Landes militärisch absichern sollen. Von der Stadt sehe ich nur einen Schlitz, kleiner als die Fenster der Burkas, die in Kabul nur noch wenige Frauen tragen. Als mich die Soldaten nach der dritten PowerPoint-Präsentation, die mit dem obligaten Schlachtruf *winning hearts and minds* begann, zu einem Ausbildungszentrum der afghanischen Armee bringen, wird mir immerhin die Erlaubnis erteilt, wie ein Wachmann aus der Dachluke zu schauen. «Alamo» heißt das Lager aus Containern, Fertighäusern und Zelten, in dem die amerikanischen Ausbilder leben.

– Finden Sie es nicht schade, daß Sie überhaupt nichts von der Stadt sehen? frage ich den freundlichen Offizier, der mich herumführt.
– Ach, das ist kein Problem, antwortet First Sergeant Weber: Wenn ich mal raus will, dann frage ich drei Kollegen, und wir fahren zum Hauptquartier oder nach Bagram zu unseren Jungs.

Es müssen drei Kollegen sein, weil die ausländischen Truppen grundsätzlich nur in Konvois aus mindestens zwei gepanzerten

Wagen à zwei Soldaten durch die Stadt fahren dürfen. Manche Soldaten finden es selbst merkwürdig, daß man dem Volk, dem man doch helfen wolle, nur mit Schutzweste, Helm und geladenem Maschinengewehr begegne. Aber das sei nun einmal notwendig aus Gründen der Sicherheit. Natürlich verstehe ich das. An jedem Tag meiner Reise sprengt sich irgendwo ein Selbstmordattentäter in die Luft. Niemand versteht recht, wie es gelingt, sie zu rekrutieren, denn Selbstmord widerspricht nicht nur dem Koran, sondern vor allem auch dem strengen Ehrenkodex der Paschtunen. Es müssen Ausländer sein, Pakistanis, Araber, sagen viele. Es können nicht nur Ausländer sein. Dazu sind es zu viele. Ich treffe eine Gruppe Soldaten, deren Kameraden gestern gefallen sind. Ich verstehe auch die Desinfektionsmittel vor jeder Kantine, an jedem Waschbecken, in jeder Klozelle, als ob Afghanistan giftig wäre. Sie sind notwendig aus Gründen der Hygiene. Ich verstehe, daß die Kantinen grundsätzlich keine einheimischen Nahrungsmittel verwenden und also buchstäblich jedes Reiskorn, jeder Tropfen Wasser eingeflogen wird. Das ist notwendig nicht aus Gründen der Sicherheit, wie ich vermutete – sondern weil sonst die Preise auf den lokalen Märkten in die Höhe schießen würden, wie der Küchenchef des deutsch-schweizerischen Unternehmens erklärt, das beim Catering in Krisengebieten weltweit an der Spitze steht. Daß Afghanen niemals in Berührung mit den Nahrungsmitteln kommen und in der Küche also nur den Abwasch erledigen dürfen, während die Angestellten der ausländischen Truppen – sogar das Wachpersonal, das die Soldaten beschützt! – meist aus Ländern wie Nepal oder Indien stammt, erfolgt wiederum nicht aus Gründen der Hygiene, sondern der Sicherheit. Natürlich würde er lieber Afghanen einstellen, sagt der Küchenchef. Die seien billiger und dabei wirklich sympathisch. Aber das dürfe er nun einmal nicht, das sei im Vertrag ausdrücklich untersagt, und das müsse man verstehen. Ja, natürlich, sage ich. Aber auch in diesem Gespräch wie in so vielen gelange ich rasch an den Punkt, an dem auch mein Gegenüber nicht mehr versteht.

– Also, wenn ich manchmal über alles nachdenke, dann wundere ich mich schon, sagt der Küchenchef, als ich mich nach dem

Abendessen zu ihm und seinen nepalesischen und indischen Angestellten setze.

– Worüber?

– Über alles halt, wie das so läuft. Wir sind hier in Afghanistan, aber mit Afghanistan hat das nichts zu tun, das Obst aus Südamerika, das Schnitzel aus Deutschland, das Wasser vom Persischen Golf, die Köche aus Nepal.

– Da haben Sie wohl recht.

– Aber richtig verrückt wird es erst bei den Amerikanern in Bagram.

– Wieso?

– Die gehen so weit, die lassen Hummer aus Kuba einfliegen. Aus Kuba! Stellen Sie sich das mal vor.

Dann zuckt der Küchenchef, der gern mehr Afghanen einstellen würde und an dem es nun wirklich nicht liegt, daß das Land nicht vorankommt, melancholisch die Schultern. Aber woran liegt es?

Zwei britische Befehlshaber

Die britischen Befehlshaber, Brigadegeneral Nugee und Colonel Moss, haben eine imponierende Art: humorvoll, höflich, direkt, entwaffnend offen, entwaffnend in dem Sinne, daß sie einem die Argumente aus der Hand nehmen, indem sie sie bestätigen. Die afghanische Polizei, die von den Amerikanern und Deutschen ausgebildet wird? Wenig effizient, schlecht geführt, korrupt, dazu eine Pyramide, die auf dem Kopf steht: mehr Offiziere als Wachleute. Die hohe Absprungquote? Kein Wunder, wenn ein Polizist, der von der ISAF ausgebildet wurde, mehr verdient, wenn er anschließend für die ISAF putzt. Die Warlords, die Ministerpräsident Karzai als Sicherheitschefs in der Provinz einsetzt? Gangster. Die Korruption? Wir wundern uns ehrlich gesagt auch, warum der Bruder des Ministerpräsidenten so reich ist. Die Amerikaner? Well, ihre Polizeiausbildung ist im Gegensatz zur deutschen wirklich gut. Die Deutschen, wissen Sie, und der Colonel fängt an zu kichern, wissen Sie, die Deutschen sind sehr sehr gründlich, und das ist auch gut, das respektiere er, aber man bilde in Afghanistan eben keine Kommissare für den mittleren Dienst in

einer deutschen Provinzstadt aus. Die Polizeiausbildung der Amerikaner hingegen sei vielleicht ein bißchen oberflächlich, also versuche man jetzt, einen Mittelweg zu gehen.

– Sehr schön, aber der Widerspruch zwischen dem Auftrag der Amerikaner und dem Auftrag der NATO, zwischen dem Krieg gegen den Terror und dem Wiederaufbau?
– Hm, gute Frage.
– Der Süden, was ist mit dem Süden, die Kämpfe, die vielen zivilen Opfer, viertausend Tote in diesem Jahr? Warum sind die Taliban nach fünf Jahren immer noch oder wieder so stark?
– Sicher gibt es Gründe dafür, sagt Brigadegeneral Nugee, daß die Taliban im Süden Afghanistans eine breite Unterstützung zurückgewonnen hatten, als das Kommando von den Amerikanern an die NATO überging.
– Welche Gründe?
– Sehen Sie, als wir das Kommando übernahmen, waren wir von der Situation, die wir vorfanden, selbst überrascht. Die Amerikaner hatten ihre Stützpunkte, von denen aus sie Terroristen jagten. Wir als NATO wollten in die Fläche gehen, damit das Land sich entwickelt.
– Warum ist in den fünf Jahren zuvor kaum Entwicklungsarbeit geleistet worden?
– Die Mission der Amerikaner im Süden war eine andere, es ging nicht primär darum, das Land wieder aufzubauen, sondern den Feind zu bekämpfen. Als wir mit dem Aufbau beginnen wollten, merkten wir, daß es überhaupt keine Sicherheit gab. Wir wurden angegriffen, ohne darauf vorbereitet zu sein. Überall waren Feinde. Wir hatten Probleme, es gab viele zivile Opfer, zu viele zivile Opfer, unsere eigenen Verluste waren hoch. Das waren die Nachrichten vom Sommer, die Berichte von Gefechten, von Krieg, als man im Westen von der Irakisierung Afghanistans sprach. Aber: Wir haben die Schlacht gewonnen. Die Taliban mußten sich zurückziehen. Seit Oktober ist die Zahl der Toten deutlich zurückgegangen. Es ist ruhiger. Wir versuchen, die Hilfsorganisationen zu überzeugen, die Arbeit im Süden nun endlich aufzunehmen. Wir beginnen mit Zonen, in denen die

Sicherheit gewährleistet ist, und weiten sie dann Schritt für Schritt aus. Die NATO hat erkannt, daß sie mehr tun muß für den Wiederaufbau. Wir müssen den Afghanen beweisen, daß es ihnen ohne die Taliban besser geht. Das ist eine bessere Strategie als Krieg.

Ich frage, ob das Problem nicht in der Struktur des Wiederaufbaus liege: daß ein Großteil der Hilfsgelder die Afghanen nicht erreicht.

– Ja, gesteht Brigadegeneral Nugee ein.

– Und die PowerPoint-Präsentationen?

– Werbefernsehen, winkt Colonel Moss ab.

– Die vielen zivilen Opfer – laufen sie nicht dem Ziel zuwider, die Herzen und Köpfe der Afghanen zu gewinnen?

– Wir wissen, daß jeder getötete Zivilist uns hundert neue Feinde schafft, sagt Brigadegeneral Nugee und fährt mit einem Anflug von Erregung fort: Wir machen Fehler. Wir wissen genau: Afghanistan ist militärisch nicht zu gewinnen. Wir brauchen nicht unbedingt mehr Ressourcen fürs Militär, aber für zivile Projekte. Für den Wiederaufbau ist Sicherheit die Voraussetzung. Die Frage ist berechtigt, warum in den Jahren, als wir im Süden noch keine gravierenden Sicherheitsprobleme hatten, so wenig in den Wiederaufbau investiert wurde.

– Wo wäre Afghanistan ohne den Krieg im Irak?

– Well, seufzt diesmal Colonel Moss, was soll ich sagen, das ist eine eigene Diskussion, ob der Irakkrieg richtig war, aber für Afghanistan kann ich so viel sagen, daß wir natürlich weiter wären. Ich kann es nicht bemessen, aber wir wären weiter. Gleich wie, hier ist nicht der Irak – *this war is winneable*.

– Die größte Sorge, fährt Brigadegeneral Nugee fort, die größte Sorge, die wir haben, ist, daß irgend etwas passiert, was die Aufmerksamkeit der internationalen Gemeinschaft auf sich zieht, und Afghanistan ein weiteres Mal vergessen wird.

Die Gespräche dauern länger als geplant.

– Es war wirklich interessant, mit Ihnen zu sprechen.

– Vielleicht sehen wir uns zu einem Drink im Offiziersclub wieder.

Humanitärer Einsatz

Ich bin auf dieser Reise Gast der NATO, die in Afghanistan das Kommando über die ausländischen Truppen stellt, derzeit 32 500 Soldaten. Aus ihrer Perspektive blicke ich auf das Land. Das ist neu für mich, aber üblich geworden für den Journalismus, auch wenn es nicht üblich ist, das zu erwähnen. Afghanistan ist nicht der Irak. Ich hätte mit einer zivilen Maschine einreisen und mich als Ausländer im größten Teil des Landes frei bewegen können. Die Sicherheitslage ist noch nicht so prekär, daß man als Zivilist eine Montur tragen müßte, die von außen wie der Anzug eines Astronauten anmutet und sich von innen so schwer anfühlt. Von Afghanen freundlich empfangen zu werden, dürfte noch immer (oder wieder) die Regel sein. Aber wer beobachten möchte, wie sich das Selbstverständnis des westlichen Imperiums seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion verändert hat, sollte nicht nur von außen auf die gepanzerten Fahrzeuge blicken, mit denen der Westen durch immer mehr Länder fährt, um deren Ordnung zu bewahren oder wiederherzustellen. ISAF steht auf den Uniformen der Soldaten, *International Security Assistance Force*, darunter in arabischen Lettern der Schriftzug in der Landessprache Dari: *komak o hamkâri* – «Hilfe und Zusammenarbeit».

Wer mit der NATO in Afghanistan unterwegs ist, muß deren Konzept nicht weniger kritisch sehen, die humanitäre Hilfe als Teil der militärischen Strategie zu behandeln, die darauf zielt, den Truppen ein sicheres Umfeld zu sichern und Informationen zu sammeln. Er kann dem Begriff «humanitär» mißtrauen, der inflationär geworden ist (bis hin zu den «humanitären Bomben», die ein NATO-Sprecher auf den Kosovo fallen sah). Aber auf der persönlichen Ebene entwickeln sich Verständnis und hier und dort sogar Bewunderung, wie ich es vor der Reise nicht für möglich gehalten hätte. Ich habe nicht nur offizielle Gespräche und sogenannte *briefings*. Die meiste Zeit bin ich bloßer Beobachter, in Militärflugzeugen, in Panzerwagen, in Kantinen und provisorischen Bars, auf den Straßenpatrouillen im Rücken der Soldaten, in Zelten

und Wartehallen. Überhaupt das Warten: Mit dem Militär zu reisen, lehrt wahrscheinlich besser als jedes Meditationsseminar Geduld. Und nirgends lerne ich die Soldaten besser kennen, als wenn ich stunden- oder tagelang mit ihnen warte.

Es wird Soldaten geben, die dem Klischee von Rambos entsprechen, allein, ich treffe sie nicht an. Statt dessen treffe ich junge deutsche Rekruten, die ihren persönlichen Auftrag, den Menschen in Afghanistan zu helfen, so klar, reflektiert und glaubwürdig formulieren, wie es keinem Werbefilm der Bundeswehr gelänge. Ich treffe keinen Offizier, dem ich erklären müßte, daß man Herzen und Gemüter einer Bevölkerung nicht gewinnt, indem man Bomben über ihren Köpfen abwirft. Statt dessen höre ich allerorten Kritik an den Amerikanern, die mit ihren Durchsuchungen, Bombardements und willkürlich scheinenden Verhaftungen das Ansehen und damit die Sicherheit der übrigen Soldaten gefährdeten. Dabei beteuern auch die Amerikaner in Gesprächen, daß sie doch nur helfen wollten.

Als er das erste Mal nach Afghanistan geschickt wurde, sagt First Sergeant Weber, der sich ehrlich zu freuen scheint, als er mich in der Kantine des Hauptquartiers wiedersieht, habe er gedacht, er komme für eine militärische Operation. Aber bald habe er gemerkt: Das Zivile sei viel wichtiger. Erfolg und Mißerfolg ihrer Mission würden sich im humanitären Bereich entscheiden. Das sei für ihn der Grund gewesen, daß er gern zum zweiten Mal in Afghanistan Dienst leiste: Weil es ihn erfülle, zu sehen, wie er konkret helfen könne. Es sei doch selbstverständlich, daß man als Mensch lieber helfe als kämpfe.

First Sergeant Weber hat nichts Martialisches an sich. Im hellen Gesicht, auf dem sich rote Äderchen abzeichnen, trägt er stets ein gutmütiges Lächeln unterhalb des blonden Schnurrbarts, und wenn er den Helm ablegt, setzt er einen Schlapphut auf. Mit Augen, die plötzlich aufleuchten, berichtet der Sergeant von den afghanischen Dörfern, in denen seine Kompanie medizinische Hilfe geleistet habe, von den Gesprächen mit den Dorfältesten, von den Frauen und Kindern, die gelacht hätten. Er berichtet allerdings auch von dem Mullah, der einige Tage nach ihrem Besuch von den Taliban gehängt

worden sei. Danach seien die Frauen in dem Dorf nicht mehr zu ihren Ärzten gekommen.

Ich wende ein, daß die Afghanen das amerikanische Auftreten offenbar immer negativer wahrnähmen, und frage, ob er ihren Unmut nachvollziehen könne.

– Ja, sagt First Sergeant Weber. Wenn wir mit unseren Autos unterwegs sind, müssen wir aus Sicherheitsgründen immer sehr schnell und rücksichtslos fahren. Ich würde mich als Afghane auch darüber ärgern.

Ich sage, daß ich nicht das Verkehrsverhalten, sondern die vielen zivilen Opfer meine; ob ihm das als Soldat Gewissensbisse bereite.

– Mein ultimativer Albtraum ist es, daß ein Kind mit einer Spielzeugpistole auf mich zielt. Ich glaube nicht, daß ich dann schießen würde.

– Aber die Luftangriffe, setze ich nach. Ein Dorf von oben zu bombardieren ist doch etwas völlig anderes, als vor jemandem zu stehen, der mit einer Waffe auf einen zielt.

Mit 2095 Angriffen von Juni bis September 2006 hat die amerikanische Luftwaffe mehr Einsätze gehabt als jemals zuvor in Afghanistan. Zum Vergleich: Im Irak fanden im gleichen Zeitraum 88 Luftangriffe statt.

– Glauben Sie mir, das ist jedesmal eine unendlich schwierige Entscheidung, einen Luftangriff anzuordnen, versichert der Sergeant.

– Und was geht Ihnen durch den Kopf, wenn sich die Entscheidung als falsch herausstellt?

– Ich weiß auch nicht, wie man das rechtfertigen soll, antwortet der Sergeant.

Aber nach einer kurzen Zeit des Schweigens führt First Sergeant Weber auch die Luftangriffe wieder auf eine Situation der Selbstverteidigung zurück. Man sei eben angegriffen worden.

– Als Soldat weiß ich, daß es Situationen geben kann, in denen meine Kompanie auch mich im Stich lassen könnte, wenn meine Rettung zu gefährlich wäre. Es gibt Situationen, in denen man einige Menschen opfern muß, um viele zu retten.

In Kabul

Per Handschlag verabschiede ich mich von den beiden Presseoffizieren, die zum Tor des Militärlagers mitgekommen sind. Sie machen sich Sorgen, weil sie für meine Sicherheit verantwortlich sind, und sind zugleich neugierig, was ich nach der Rückkehr ins Raumschiff des Hauptquartiers erzählen werde, das sie wie alle Angehörigen der *International Security Assistance Force* nur im Militärkonvoi verlassen dürfen. Aus Sorge, für einen Angestellten der NATO gehalten zu werden, entferne ich mich zweihundert Meter, bevor ich ein Taxi nehme. Ich will den Kopf frei kriegen von den persönlichen Geschichten der Soldaten. Ich glaube ihnen, daß sie es gut meinen. Aber ich will verstehen, warum es nicht gut läuft.

Der erste Eindruck ist von trostloser Normalität: Verkehrsstau, Trümmer, einfachste Betonverhaue statt Häuser, Armut. Keine Bäume, keine Cafés, kein Lachen. Die einzigen, die in Kabul verweilen, sind Krüppel und die offenbar unvermeidlichen Kinder, die sich Klebstoff vor die Nase halten. Aber auch viele Frauen sind auf den Straßen zu sehen, ohne Burkas, Schulkinder, Mädchen und Jungen. Doch, die Schulkinder, sie lachen. Man muß den Blick auf die Schulkinder heften, um nicht in Depressionen zu verfallen. Wer hingegen in alten Reiseberichten gelesen hat, wie Kabul vor fünfhundert, vor fünfzig und noch vor fünfundzwanzig Jahren aussah, wird seines Tages nicht mehr froh. Kabul war einmal ein Garten. Hier gediehen Trauben, Granatäpfel, Aprikosen, Äpfel, Quitten, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen und Mandeln, wie Kaiser Babur 1501 in seinen Memoiren vermerkte. Die ganze Pracht Indiens, das er eroberte, wog die dreiunddreißig Sorten wilder Tulpen nicht auf, die in Kabul blühten. Nüsse gab es im Überfluß, und der Wein war berauschend. Noch Bouvier fand 1954 ein Kabul vor, das «dem von Babur gezeichneten Bild einer wunderbaren Stadt» nahekam. Und der Polyglott-Führer von 1974 verspricht dem Reisenden «einzigartige Eindrücke, die kein anderes Land in dieser Vielfalt vermitteln kann». Gut ausgebaute Straßen und ein dichtes Binnenflugnetz erleichterten das Reisen. Die neue Zeit

dokumentierte sich in modernen Marmor- und Zementbauten sowie in Glasfassaden. Bedauerlich sei nur, klagt der Polyglott, daß Kabul ein Dorado für Drogensüchtige geworden sei, die dem Ansehen der Europäer erheblich geschadet hätten.

Hippies stellen in Afghanistan heute kein Problem mehr dar. Im Gegenteil: Heute exportiert Afghanistan seine Probleme. Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban vermeldeten Fachleute der Vereinten Nationen, daß nie zuvor auch nur annähernd so viel Mohn angebaut worden sei wie unter den Augen des Nordatlantikpakts, 92 Prozent des Opiums auf der Welt. Das Wirtschaftswachstum, das Afghanistan aufweist, verdankt es nur zum kleineren Teil dem Wiederaufbau; zum größten Teil sind die neuen Villen, Bürogebäude und Einkaufszentren, die es in Kabul auch zu sehen gibt, aus Drogengeschäften finanziert. Und der Milizenführer, der in Afghanistan für die Drogenbekämpfung verantwortlich ist, gilt selbst als einer der größten Drogenbarone des Landes.

Ich begleite den jungen Schriftsteller Massoud Hassanzadeh ins Parlament. Im Brotberuf Journalist für *Voice of America*, ist er mit einem Abgeordneten aus der sogenannten «Reformfraktion» zum Interview verabredet, dem schiitischen Geistlichen Ahmad Ali Dschebraíli. Der Geistliche verlangt Rechtsstaatlichkeit und den Schutz von Minderheiten. Die Verfassung müsse dafür nicht geändert, sondern nur angewandt werden.

– In diesem Augenblick, da ich zu Ihnen spreche, sagt der Geistliche dem Schriftsteller und blickt ihm betroffen in die Augen, werden achtzig Prozent aller Angelegenheiten in diesem Staat nach Maßgabe von Beziehungen, nicht von Gesetzen geregelt.

Afghanistan sei ein islamischer Staat, aber die Theokratie in Iran nicht dessen Modell. Auf die Frage, ob das Parlament das afghanische Volk repräsentiere, antwortet der Geistliche, daß bei der Wahl zwar nicht alles korrekt gelaufen sei, das Ergebnis aber grundsätzlich dem Votum des Volkes entspreche.

– Wir wehren uns gegen die pauschale Kritik am Parlament, wendet sich der Geistliche gegen die Vorwürfe der Taliban: Von der Zerstörung des Parlaments profitieren nur die Feinde Afghanistans, innerhalb und außerhalb des Landes.

Was der Geistliche sagt, klingt vernünftig. Nur habe ich keinen Hinweis herausgehört, wo er politisch steht, ob im nationalen oder religiösen Lager, ob in der Opposition oder der Regierung. Kein Wunder, sagt der Schriftsteller Massoud Hassanzadeh nach dem Interview, die Fraktionen verkündeten alle dasselbe. Alle seien jetzt für Reformen, die Technokraten, die die Regierung bilden, die «Demokraten», als die sich die ehemaligen Kommunisten zusammenfinden, und die alten Islamisten, die sich als erste den Namen Reformer gesichert haben. Gestern habe er einen Altkommunisten interviewt, berichtet Massoud, dessen Aussagen identisch waren mit denen des Islamisten, absolut identisch – für Rechtsstaatlichkeit, gegen Korruption, für Demokratie, gegen Vetternwirtschaft. Aber mit dem Geistlichen würde der Altkommunist sich niemals zusammentun – nicht weil er andere Ansichten habe, sondern weil er einem anderen Lager angehöre. Inhalte interessierten niemanden.

Ich frage Massoud, ob die Schwierigkeiten im Parlament, die er beobachte, nach beinahe drei Jahrzehnten des Kriegs nicht natürlich seien. Immerhin gebe es jetzt ein Parlament, das Schwierigkeiten bereite. Der Schriftsteller gibt mir prinzipiell recht, kommt indes auf den wachsenden Einfluß der Islamisten zu sprechen und die Hilflosigkeit der nationalen Regierung gegenüber Provinzfürsten und westlichen Generälen. Außerdem stünden in jedem anderen Land Kriegsverbrecher vor Gericht, in Afghanistan aber säßen sie im Parlament und erwiderten auf Fragen nach den tausendfachen Morden, die ihnen zur Last gelegt werden, daß im Krieg niemand Süßigkeiten verteile.

– Aber ist es nicht ein Fortschritt, wenn sie sich nun Demokratie wenigstens auf die Fahnen geschrieben haben? frage ich nochmals: Das sagt doch auch etwas über die Wirklichkeit Afghanistans aus, wenn alle plötzlich von Frieden und Menschenrechten sprechen, um Wahlen zu gewinnen. Vielleicht verändern die Parolen langfristig auch die Politik.

– Das mag sein, aber sehr langfristig, meint Massoud Hassanzadeh.

– Gibt es eine Alternative?

– Nein. Es gibt keine Wahl. Entweder diese korrupte Regierung überlebt dank der Unterstützung des Westens, oder wir haben Taliban und Krieg.

Wo ist der Fortschritt?

Nicht die Präsenz des Westens als solche ist in Afghanistan das Problem, eher schon die mangelnde Bereitschaft, so präsent zu sein, wie es für den Wiederaufbau eines Landes von der Größe Afghanistans notwendig wäre. James Dobbins, der ehemalige Sonderbotschafter von Präsident George W. Bush für Afghanistan, hat das bittere Resümee gezogen, daß Afghanistan der «finanziell und personell am schlechtesten ausgestattete Versuch des Nationbuilding in unserer Geschichte» sei. Bezogen auf die Bevölkerungszahl habe das Weiße Haus ein Fünftel der Truppen und ein Fünfundzwanzigstes des Geldes bereitgestellt, das für den Einsatz in Bosnien zur Verfügung stand. Ein großer Teil des zugesagten Geldes sei nie ausgezahlt worden. «Die Hauptlektion von Afghanistan ist: *low input, low outcome*, wenig investiert, wenig erreicht.» Aber es steht nicht nur zu wenig Geld zur Verfügung, um ein Land wie Afghanistan wieder regierbar zu machen. Die Ziele, die die Interventionsmächte in Afghanistan verfolgen, sind so widersprüchlich, daß sie sich auch fünf Jahre nach Petersberg nicht zu einer Strategie fügen und sich die unterschiedlichen Akteure oft gegenseitig lähmen. Vor allem aber widerspricht die Verteilung des Geldes allen Konzepten, die ich zur Vorbereitung gelesen habe, und allen Einsichten, die mir während meiner Reise mit der NATO vorgetragen werden: Den fünfundachtzig Milliarden Dollar, welche die internationale Gemeinschaft für den militärischen Einsatz in Afghanistan ausgibt, stehen ganze sieben Milliarden für den zivilen Aufbau gegenüber.

Dennoch gibt es Fortschritte. Selbst der Schriftsteller Massoud Hassanzadeh würde der Feststellung nicht widersprechen, daß das Parlament ein Fortschritt ist, bei all seinen Unzulänglichkeiten. Gut ein Viertel aller Afghanen haben nach Angaben der Vereinigten Staaten Zugang zu «qualifizierter medizinischer Versorgung».

Hunderttausend Lehrer seien in den vergangenen fünf Jahren ausgebildet, vierzig Millionen Schulbücher gedruckt worden. Statt neunhunderttausend Kindern wie im Jahr 2001 würden nun, fünf Jahre später, fünf Millionen Kinder zur Schule gehen. Zwar sind die Angaben kaum zu überprüfen und mal niedriger (Schüler), mal deutlich höher (Lehrer) als die Zahlen, die die ISAF nennt, doch gibt es andere Beobachtungen, die keine Statistik brauchen. Zumindest in den großen Städten können sich die Frauen wieder ohne Burkas bewegen. Viele Afghanen freuen sich über die neuen Fernsehstationen, die neben einheimischen Unterhaltungsprogrammen auch offene Diskussionen und kritische Reportagen senden. Für die künftige Unabhängigkeit des Landes besonders wichtig ist der Aufbau der nationalen Armee. Den meisten Berichten, Gesprächen und dem eigenen Augenschein nach ist das bisher Erreichte durchaus vorzeigbar. Plausibel erscheint, daß der NATO in Afghanistan am ehesten noch das gelingt, was sie selbst am besten beherrscht. 35.000 afghanische Soldaten sind bereits im Einsatz und genießen ein höheres Ansehen als die Polizei. Beinahe alle Ausbilder sind inzwischen Afghanen. Ausländische Offiziere stehen auf dem Truppenübungsgelände nahe Kabul meist nur noch als Tutoren an der Seite. 2008 soll die afghanische Armee die angestrebte Größe von siebzigtausend Soldaten erreicht haben. Nachdem kürzlich der Sold erhöht wurde und die Soldaten besser verdienen als mancher Arzt, scheint die Motivation der Truppe tatsächlich relativ gut zu sein. Jedenfalls höre ich auch dann keine schwerwiegenden Klagen, als ich allein durch das Camp streife, um mich auf Persisch unter den Soldaten umzuhören. Der eine ist Tadschike, der andere Paschtune, der dritte Usbeke und der vierte ein Hasara-Schiit. Die Armee ist die einzige nationale Institution, die von ethnischen Spannungen weitgehend frei zu sein scheint. Einige der Offiziere haben früher für die Kommunisten gekämpft, die anderen für die Mudschahedin, wieder andere waren Taliban. Manche waren auch erst das eine, dann das andere oder sogar alles drei. Die Atmosphäre in den Ausbildungspausen ist gelöst; anders als in der Stadt wird viel gelacht.

Schießen bräuchte man den Afghanen nicht beizubringen, erklärt ein kanadischer Ausbilder, Officer Feick. Auch taktisches Denken, Intelligenz, Auffassungsgabe bereiteten keine Schwierigkeiten, dann schon eher Topographie, das Studium von Landkarten – kein Wunder, wenn achtzig Prozent der jungen Rekruten Analphabeten seien. Vor allem aber hätten die Afghanen eine andere Auffassung von Disziplin und Zeit. Sich kurz zu fassen, sei nicht gerade ihre Stärke.

– Wenn du einem Afghanen etwas befiehlst, fragt er grundsätzlich erst einmal, warum. Das ist sympathisch, aber im Militär nicht besonders hilfreich.
– Werden die jungen Männer, die Sie hier trainieren, einmal kämpfen können?
– Ja, ich glaube schon. Und wissen Sie warum? Weil sie freiwillig hier sind. Weil sie von überall zu hören bekommen, zu Hause, auf der Straße, im Fernsehen, daß das Land Frieden braucht, und der Frieden eine nationale Armee.

Nun ist der Erfolg einer Armeeausbildung für einen Laien wie mich kaum zu ermessen. Daß ich sympathische Ausbilder und gutgelaunte Rekruten treffe, ist schön, aber kein Beleg. Auch die Gefechtsübung mit Echtpatronen auf der Gebirgsebene One Charly North/One Delta North sagt mir schon aus Unkenntnis militärischer Abläufe so wenig wie die Ortsbezeichnung selbst. Also suche ich den Fortschritt dort, wo ich ihn besser beurteilen kann: in der traditionellen afghanischen Kunst.

Meister Tamim

Meister Tamim hat mit sieben Jahren begonnen, als Miniaturmaler zu arbeiten. Mit sechzehn wurde er bereits *Ostad*, also Meister. Als der Krieg begann, konnte er mit seinen Zeichnungen die ganze Familie ernähren. Dann übernahmen die Taliban die Macht, und Meister Tamim mußte seine Bilder verstecken. Einmal hielt ihn ein Talib auf der Straße an, ein kaum sechzehn- oder achtzehnjähriger Bursche mit Milchbart, der nur Paschto sprach, die Sprache der Paschtunen. Was er da bei sich habe, fauchte der Talib und zeigte

mit der Peitsche auf die Rolle, die der Meister in der Hand hielt. Eingerollt zwischen Zeitungspapieren, Dokumenten und unverfänglichen Kalligraphien fand der Talib die Darstellung eines Menschen. So fest er konnte, schlug er mit der Peitsche den Meister aufs Knie, daß dieser in sich zusammensackte.

– Danach verfiel ich in eine Depression, sagt Meister Tamim. Es war nicht der körperliche Schmerz. Es war diese Demütigung.

Meister Tamim verkündete seiner Familie, daß er Afghanistan verlassen werde. Ein Künstler könne in Afghanistan nicht mehr leben. Ein paar Pinsel nahm er mit, eingewickelt in Decken. Angekommen im pakistanischen Peschawar, mietete er ein Zimmer. Ein Freund half ihm. Meister Tamim fing wieder an zu malen. Nach einigen Monaten hatte er genug Bilder verkauft, um die Familie nachzuholen, die Eltern. In Peschawar fand er auch ein Institut, in dem er andere afghanische Miniaturmaler unterrichten konnte. Als Kabul von den Taliban befreit war, kehrte Meister Tamim zurück. Er lehrt jetzt an einer Schule für traditionelle afghanische Malerei, die von einer englischen Stiftung unterstützt wird. «The Turquoise Mountain Foundation» heißt sie und wurde gegründet von dem jungen Ex-Diplomaten Rory Stewart, der vor einigen Jahren zu Fuß von der Türkei bis nach Nepal gewandert ist und darüber ein wundersames, viel gerühmtes Buch geschrieben hat, «The Places in Between».

– Ich persönlich habe jetzt Freiheit. Mir sagt niemand mehr, was ich zu malen habe und was nicht.

Ich frage mich, wie alt Meister Tamim ist. Seinen Erfahrungen und seiner Meisterschaft nach könnte er siebzig sein. Vom Aussehen halte ich ihn eher für vierzig, fünfundvierzig.

– Ich bin achtundzwanzig, lacht Meister Tamim: Es passiert mir immer noch, daß jemand ins Institut kommt und mich fragt, wo der Meister sei.

Auch Massoud Hassanzadeh, der junge Journalist und Schriftsteller, meint, daß die Afghanen zufrieden seien, wo sie wenigstens eine Ahnung von Fortschritt hätten. In Herat zum Beispiel, seiner Heimatstadt im Westen Afghanistans, sei die Lage besser als in Kabul; dort gebe es so etwas wie ein reguläres Leben

und soziale Strukturen, die noch einigermaßen intakt seien. Aber Herat sei immer schon anders gewesen und habe dank des dortigen Gouverneurs Ismail Khan den Krieg halbwegs unbeschadet überstanden. Die meisten Afghanen seien den ausländischen Soldaten gegenüber nicht feindlich eingestellt und forderten nicht deren Abzug. Sie seien nur verzweifelt, schlicht und ergreifend verzweifelt. In Kandahar oder Helmand allerdings, im Süden, von wo fast alle Meldungen über Anschläge und Gefechte stammen, sei die Stimmung tatsächlich umgeschlagen. Angesichts eines Heers von Arbeitslosen – die Quote beträgt nach Schätzungen westlicher Forscher in manchen Städten bis zu neunzig Prozent – sei es nicht schwierig, einen jungen Mann dafür zu gewinnen, sich den Taliban anzuschließen. Dort habe er wenigstens Nahrung, Kleidung, Unterkunft und vielleicht noch ein paar Afghanis für seine Familie übrig. Ja, es gebe Entwicklung, kommt Massoud auf meine Ausgangsfrage zurück. Aber im Verhältnis zu der Summe, die in das Land gesteckt wurde, sei die Bilanz eine Katastrophe.

– Man darf gar nicht daran denken, sonst wird einem schwarz vor Augen.

«Here in this extraordinary piece of desert is where the fate of world security in the early 21st century is going to be decided», sagte der britische Premierminister Tony Blair gerade diese Woche beim Truppenbesuch. Auch um die Weltsicherheit muß man sich also ernstlich sorgen.

Die neue Autobahn

Warum Afghanistan nicht oder nur so quälend langsam vorankommt, zeigt sich besonders anschaulich dort, wo es am schnellsten gehen müßte, nämlich auf der nagelneuen Autobahn von Sar-e Paul nach Schibergan im Norden des Landes. Im Wahlkampf hatte Hamid Karzai der Bevölkerung der nördlichen Provinzen den Bau einer zehn Meter breiten Schnellstraße versprochen. Begleitet wurde er vom damaligen amerikanischen Botschafter Zalmay Khalilzad, den viele Beobachter dafür verantwortlich machen, daß die Stämme des Südens aus dem Friedensprozeß ausgeschert sind.

Am 10. Juni 2002 hatte er den Rückzug des einstigen Königs Zahir hinter den verschlossenen Türen der Loya Dschirga durchgesetzt und der Einfachheit halber gleich selbst der Öffentlichkeit verkündet. Zahir Schah genoß als einziger afghanischer Politiker das Vertrauen aller afghanischen Volksgruppen, also auch des paschtunischen Südens, hatte allerdings die amerikanischen Luftangriffe scharf kritisiert.

Khalilzad sagte die Finanzierung der Autobahn durch seine Regierung für den Fall zu, daß die Afghanen Karzai zum Ministerpräsidenten wählten. Karzai gewann die Wahl, und die staatliche Hilfsorganisation USAID bewilligte 15 Millionen Dollar für den Bau der Autobahn. Das Geld wurde an ein Büro der Vereinten Nationen überwiesen, die den amerikanischen Berger-Konzern als Berater engagierten. Der Auftrag selbst ging an die türkische Firma Limak, die wiederum die afghanisch-amerikanische Firma ARC Construction Co. als Subunternehmer engagierte. Jede dieser Firmen strich eine üppige Provision ein. Allein vier Millionen Dollar kostete nach Auskunft des Berger-Konzerns die Unterkunft der ausländischen Angestellten und die Einfuhr der technischen Geräte. Für den Bau selbst blieb dann nicht mehr viel Geld übrig. Dabei fielen die Löhne für die afghanischen Bauarbeiter kaum ins Gewicht, bei neunzig Dollar monatlich für zehn reguläre Arbeitsstunden am Tag, siebenmal die Woche und ohne Urlaub. Auch für Krankenversicherungen und sonstige Versorgungsleistungen entstanden keine Kosten, und als der Arbeiter Mohammad Nassim sich bei einem Unfall auf der Baustelle tödlich verletzte, blieb es seinen Kollegen überlassen, für die Familie, die ihren Ernährer verloren hatte, etwas Geld und Nahrungsmittel zu sammeln.

Aber das hätte in Afghanistan kaum jemanden erregt. Verblüfft waren die Bewohner, als sie erstmals die neue Autobahn befuhren. Bereits bei ihrer feierlichen Eröffnung hatte der Straßenbelag so viele Löcher und Risse, daß er mehr aus Schotter als aus Asphalt bestand. Überall sieht man Autos, die mit einer Reifenpanne oder einer zerbrochenen Windschutzscheibe den Verkehr blockieren. Weil aus Geldmangel zwei Meter eingespart werden mußten, fehlt der

Autobahn der Standstreifen. Auch an Nothaltebuchten hat keiner der ausländischen Konstrukteure gedacht. Die vielen Fahrradfahrer, die vorher auf dem Seitenstreifen gefahren sind, müssen nun entweder zu Hause bleiben oder sich zwischen die Autos zwängen. Tröstlich ist für sie, daß die Autos auf der Autobahn kaum schneller fahren als auf der alten Staubpiste. Bei Beschwerden verweist die Provinzregierung die Verkehrsteilnehmer nach Washington. Sie selbst hatte keinerlei Mitsprache bei dem Bau und fühlt sich nicht verantwortlich für dessen Instandsetzung.

Aber Achtung, es wird noch absurder: Einige Zeit nach der «Fertigstellung» gruben Anwohner einen Graben mitten durch die Straße. Rechtzeitig vor der Regenzeit versuchten sie so, einen Abflußkanal zu schaffen. Wegen Beschädigung öffentlichen Eigentums wurden sie verhaftet. Der Dorfälteste verteidigte die Festgenommenen. Die Dorfbewohner hätten sich über die neue Straße gefreut, sagt er, aber nicht darüber, daß ihre Häuser im Winter überflutet würden. Er verlangte den Bau eines Abflußrohrs. Die Baufirma verwies auf einen obskuren und kaum je angewendeten Paragraphen im afghanischen Verkehrsgesetz, wonach kein Gebäude näher als dreißig Meter an einer Autobahn stehen dürfe. Aber die Häuser waren doch vor der Straße schon da, wandten die Dörfler ein. Als sie merkten, daß Logik nicht hilft, gruben sie zwei Monate später einen neuen Graben mitten durch die Straße.

Die amerikanische Organisation CorpWatch, die den Bau der Shibergan-Autobahn dokumentiert hat, verweist darauf, daß der Wiederaufbau Afghanistans weit größere Skandale produziert hat. Straßen wie die Schibergan- oder die Kandahar-Autobahn können immerhin befahren werden. Anderswo hat die Schlamperei Menschenleben gekostet. «Aber die Schibergan-Autobahn ist ein Lehrstück für die Fallstricke bei der Privatisierung des Wiederaufbaus: verschwendetes Geld, gebrochene Versprechen, das Fehlen jedweder staatlicher Aufsicht, lokal oder zentral, sowie grundlegende kulturelle und wirtschaftliche Mißverständnisse, die bei der Bevölkerung Ressentiments erzeugen, statt deren Herzen und Köpfe zu gewinnen.»

1978, vor der sowjetischen Invasion, war Afghanistan arm, konnte jedoch seine Bevölkerung selbst ernähren. Achtzig Prozent seiner Exporte und die Hälfte seines Bruttosozialprodukts stammten aus der Landwirtschaft. Heute ist das Land abhängig vom Wohlwollen der internationalen Staatengemeinschaft. Nach Angaben von Wirtschaftsminister Mohammad Amin Farhang stammen neunundneunzig Prozent aller Waren auf dem afghanischen Markt aus dem Ausland. Die Weltbank, der Internationale Währungsfonds, das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen und die amerikanische Regierung haben mit ihren Beratern mehr Kontrolle über die afghanische Ökonomie und mehr Einfluß auf die Politik als die afghanische Regierung. Die Gebernationen und Finanzinstitutionen rechtfertigen ihre Machtfülle damit, daß sie der Korruption und Mißwirtschaft Tür und Tor öffneten, wenn sie die Milliarden afghanischen Institutionen überließen. Aber die Weltbank selbst widerspricht in einem Ende 2005 veröffentlichten Bericht dieser Logik: «Die Erfahrung lehrt, daß es effizienter und kostengünstiger ist, die Hilfe über staatliche Stellen zu kanalisieren», wird der Vertreter der Weltbank in Afghanistan, Alistair McKechnile, zitiert. Die Korruptionsanfälligkeit westlicher Firmen sei deshalb oft höher, weil sie nur vorübergehend im Land blieben und ihre Tätigkeit vor Ort praktisch keiner Aufsicht und keiner Gerichtsbarkeit unterliege. Die schwerwiegendste Sanktion ist noch, per Helikopter nach Kabul und von dort ins Heimatland geflogen zu werden, wie es einem Mitarbeiter der Sicherheitsfirma USPI geschah, der im Streit einen afghanischen Übersetzer erschossen hatte. Der Angestellte einer anderen Sicherheitsfirma war so frei, einen afghanischen Minister in der Öffentlichkeit zu ohrfeigen.

Amerikanisches Hauptquartier

Als der Schweizer Photograph Daniel Schwartz, der mich auf der Reise begleitet, bei der Fahrt rund um Bagram zum ersten Mal aussteigen darf, um in Anwesenheit von vier Presseoffizieren Photos von der Wüste zu machen, in der sich das Schicksal der Weltsicherheit im 21. Jahrhundert entscheiden wird, löst er eine

Alarmsirene aus. Wie Gott aus dem Himmel weist eine Stimme den Fahrer an, den Motor auszuschalten, doch statt eines Engel steht urplötzlich ein Wachmann mit zwei Maschinengewehren vor dem Panzerwagen, als bestünde Fluchtgefahr. Er sei Bassist, teilt er freundlich mit, mehr Jazz als Klassik, und froh, daß nach der Rückkehr sein Musikstudium beginne. Anders als die amerikanische Presseoffizierin, die allen Ernstes ihre Unterlagen nach dem Namen durchwühlte, hat er auch schon von Alexander dem Großen gehört. Daß der Eroberer bis nach Afghanistan vordrang, erstaunt den Wachmann allerdings sehr:

– Alexander der Große war in Afghanistan?

– Ja, informiert Daniel ihn, und zwar hatte er sein Hauptquartier genau hier, wo heute Bagram liegt.

– Und? fragt der Wachmann.

– Er wurde vernichtend geschlagen – wie übrigens alle Eroberer nach ihm.

Die Presseoffizierin, die den Namen Alexanders des Großen nicht kannte, möchte wissen, warum Daniel die Alarmsirene ausgelöst hat, man dürfe sich doch wohl noch die Landschaft anschauen.

– Keine Ahnung, antwortet der Wachmann knapp, der sich lieber mit Daniel über die Antike unterhält.

Eine halbe Stunde später fährt ein weiterer Panzerwagen vor. Der schwarze Offizier, der aussteigt, hält einen halben Cookie in der Hand, kein Maschinengewehr. Andere rauchten Zigaretten, er esse Cookies, erklärt er, als er den dritten Cookie zu knabbern beginnt. Nein, den Grund für den Alarm kenne er auch nicht, empfehle aber jedem, die Finger von Zigaretten zu lassen.

Eine weitere Stunde später fährt in der Wüste, in der sich das Schicksal der Weltsicherheit im 21. Jahrhundert entscheiden wird, ein dritter Panzerwagen vor. Die hochgewachsene Blonde, die aussteigt, trägt dunkle Sonnenbrille, Jeans, Turnschuhe, weißes, bis über den Brustansatz offenes Hemd, Lederjacke. Breitbeinig stellt sie sich wie vor unartigen Kindern auf, Hände in die Hüften. Na also, denke ich: doch noch ein Rambo. Der Ton schlägt um.

– Welcher von denen ist der Kerl? schnauzt sie ihre Landsleute an.

Wie Petzer in der Schule zeigen sie auf Daniel, dem die Blonde dreißig Sekunden Zeit gewährt, den Film auszuhändigen.

– Es ist der falsche Augenblick für eine Diskussion, murmelt der deutsche Presseoffizier in seiner Muttersprache.

Bevor wir die Rundfahrt fortsetzen dürfen, werden die Papiere aller Besucher überprüft und ihre Namen notiert, auch die der vier Presseoffiziere und der sechs britischen Bewacher, die aus dem Hauptquartier nach Bagram mitgekommen sind, wo dreitausend amerikanische Soldaten, fünftausend Zivilisten und zweitausend afghanische Tagelöhner wie in einer Kleinstadt leben, die auch im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten stehen könnte, aber genausogut auf dem Balkan, in Afrika oder im Irak: eine Shoppingmall mit allen Segnungen des amerikanischen Marktes, Post, Bank, Sportstudio, Friseure, Beauty und Spa Shop, Volkshochschulkurse, ein Fachgeschäft für Orientteppiche, die einschlägigen Hamburger-, Pizza- und Kaffeeketten, sogar Bushaltestellen, nur daß die Bewohner sich auf dem Bürgersteig militärisch grüßen. Lustig sieht das aus, wenn der Bürgersteig belebt ist, beinah wie im Zeichentrickfilm: Hand hoch runter hoch runter hoch. Noch seltsamer sind die Jogger im Sportdress, die dennoch das Maschinengewehr auf dem Rücken tragen und den militärischen Gruß ebensowenig auslassen. Für die Begegnung mit Afghanistan ist das sogenannte «Yurta-Tent» vorgesehen, in dem zwei Kirgisinnen Souvenirs *Made in China* verkaufen: «We give a percentage of our annual sales directly to foundations that inspire messages of hopes for our continued freedom.»

Besuch bei der Paßbehörde

Auf der Rückfahrt hält der kleine Konvoi an der Paßbehörde von Kabul, weil Daniel seinen Aufenthalt verlängern möchte. Vielleicht billigten die Presseoffiziere den Abstecher, um zu zeigen, daß der Nordatlantikpakt und die Afghanen völlig normal miteinander umgehen und es kein Problem ist, spontan die Paßbehörde aufzusuchen. Allein, nichts an dem Vorgang ist normal. Je zwei Presseoffiziere und zwei Soldaten steigen in ihren

Astronautenanzügen aus der Kapsel, um Daniel zu begleiten, der ebenfalls Helm und Schutzweste tragen muß. Sofort macht sich unter den Afghanen vor der Paßbehörde Unruhe breit. Nicht, daß sie aggressiv wären, im Gegenteil, eher scheinen sie sich zu fürchten, halten erkennbar Abstand und entfernen sich rasch von der Tür, auf die die Astronauten mit *salam, salam-Rufen* zusteuern, um sich nach dem richtigen Amtszimmer zu erkundigen. Es ist wirklich keine dankbare Aufgabe für eine schwer bewaffnete, mit Headset, Helm, Sonnenbrille und Schutzweste ausgestatte Gruppe junger Europäer in Kampfanzügen, auf Einheimische freundlich zu wirken. Die Soldaten bemühen sich redlich, das sehe ich aus dem Panzerwagen, aus dem ich nicht aussteigen darf, lächeln angestrengt, werfen die Maschinengewehre demonstrativ hinter den Rücken, halten die Handflächen beschwichtigend nach unten, die Tollkühnen nehmen sogar *salam, salam* rufend ihren Helm ab. Und wirklich bildet sich ein kleiner Pulk von Afghanen, die herauszufinden versuchen, was die Astronauten wollen, die an eines nicht gedacht haben: an einen Übersetzer. Schließlich stand der Abstecher zur Paßbehörde nicht auf ihrem Tagesplan.

Ich erkenne, daß ich gebraucht werde, und steige aus, ohne den verbliebenen Presseoffizier um Erlaubnis zu fragen. Als ich auf die Astronauten und die Afghanen zugehe, merke ich, daß ich an eines nicht gedacht habe: an die Schutzweste und den Helm. So unangenehm ist es mir, Kabuls Straßen, auf denen mir tags zuvor nur Gastfreundschaft begegnete, plötzlich in militärischer Ausrüstung zu betreten, daß ich sofort kehrtmache und Schutzweste und Helm in den Panzerwagen reiche. Dann komme ich den übrigen Astronauten, die überaus dankbar sind, endlich zu Hilfe und erfahre, daß sie vor der falschen Behörde angehalten haben. *Chodâ hâfez*, rufen die Afghanen ihnen nach: Gott schütze Sie.

Cola im Dunkeln

Am letzten Abend fahre ich zu Farid, der als Protokollant im afghanischen Parlament arbeitet, sein Geld allerdings mit einer Wäscherei im sowjetischen Viertel Kabuls verdient. Was von der

Mittelschicht übrigblieb, lebt dort in Plattenbausiedlungen. Der Taxifahrer hat Mühe, die Adresse zu finden, weil es keinerlei Beleuchtung gibt: keine Straßenlaternen, keine Reklameleuchten, nicht einmal in den Häusern brennt Licht, allenfalls hier und dort einzelne Petroleumlampen, die flackern, sonst nur die Autoscheinwerfer. Aber Autos fahren um die Zeit, neun Uhr abends, nur wenige – wohin auch, wenn es keinen Strom gibt und damit kein öffentliches Leben. Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban funktioniert in der Millionenstadt Kabul die Elektrizität noch immer nur drei bis vier Stunden täglich. Die Wasserversorgung ist erbärmlich, die Kanalisation eine Kloake. Immer wieder habe ich von NATO-Offizieren gehört, daß Sieg und Niederlage ihrer Mission sich nicht auf dem Gefechtsfeld, sondern im humanitären Bereich entscheiden. Na dann, gute Nacht, denke ich, als ich durch Kabuls menschenleere Straßen fahre, mitten durch teichgroße Pfützen, überholt von rasenden Four-Wheel-Drives mit westlichen Insassen, vorbei an riesigen, stockdunklen Zeltstädten, in denen Flüchtlinge im fünften Jahr campieren, vorbei an französischen Restaurants und nagelneuen Villen, in denen Ausländer und neureiche Afghanen Strom und Warmwasser aus privaten Versorgungsanlagen beziehen und per Satellitenstandleitung vierundzwanzig Stunden täglich mit der Welt verbunden sind.

An sich wäre *nationbuilding* eine prima Idee. Praktisch heißt es, daß der Wiederaufbau die Wirtschaft der Geberländer stärkt. Die Vereinigten Staaten etwa vergeben Aufträge an amerikanische Großkonzerne, die sich nicht durch die günstigsten Angebote, sondern die besten Lobbyisten, engsten Kontakte und höchsten Wahlkampfspenden hervortun. Die Konzerne wiederum engagieren Subunternehmer, die ihrerseits Subsubunternehmer engagieren. Das meiste Geld bleibt schon einmal als Profit zwischen den Unternehmen hängen. Nachzuweisen haben die Auftragnehmer nicht den Fortschritt, sondern Photos vom Fortschritt, die von Parlamentsausschüssen oder Berichterstattern projiziert werden können. Dabei sind die Defizite wohldokumentiert, nicht bloß in Berichten afghanischer und westlicher Nichtregierungsorganisationen. So hat der amerikanische

Rechnungshof nachgewiesen, daß die staatliche Hilfsorganisation Aufträge für Orte vergibt, die kein Mitarbeiter zuvor besucht hat, etwa für Straßen in isolierten Bergregionen, mitten durch Friedhöfe oder durch Schwemmebenen. Einige Vorhaben konnten auf Nachfrage auf Anhieb nicht einmal lokalisiert werden, und als die Orte schließlich gefunden wurden, stellte sich heraus, daß es dort zu abgelegen oder zu gefährlich war, um lange zu bleiben. Der Rechnungshof hat außerdem bemängelt, daß einzelne Projekte wegen fehlender interner Kommunikation gleich zweimal vergeben und finanziert wurden.

Aber selbst das Geld, das Afghanistan schließlich erreicht, fließt größtenteils zurück in die Wirtschaft der Geberländer. Das Essen, das Management, die Konstrukteure, die Geräte, die Unterkünfte, Wachleute, sogar die Baumateralien und oft sogar die Arbeiter werden aus dem Ausland eingeflogen, genauso wie die meisten Nahrungsmittel und natürlich die Bequemlichkeiten wie Satellitenfernseher, Klimaanlage, gepanzerte Geländelimousine, Stromaggregat, die einem westlichen Ingenieur geboten werden müssen, damit er sich für Afghanistan verpflichten läßt. Allein die Privatfirma, die mit der Ausbildung von Polizisten beauftragt ist, verfügt in Afghanistan über eine Flotte von dreihundert gepanzerten Land-Cruisern, jeder im Wert von hundertfünfzigtausend Dollar. Ein ausländischer Berater kostet durchschnittlich fünfhunderttausend Dollar – hundertfünfzigtausend Dollar Gehalt, das übrige für seine Sicherheit, die Lebenshaltungskosten und den Überschuß, den sein Unternehmen erwirtschaftet. Das importierte Wasser, das er trinkt, kostet mehr, als ein afghanischer Arzt verdient, im Schnitt drei Dollar täglich.

Ähnlich wie der Wiederaufbau nach Naturkatastrophen hat sich *nationbuildung* zu einem regelrechten Industriezweig entwickelt, einer Goldgrube mit der entsprechenden Goldgräbermentalität: Geh ins Land, mach deinen Profit, steuerfrei, versteht sich, und tschüs. Das Ergebnis sind vielerorts Krankenhäuser, an denen vom ersten Tag an nur die Fassade heil ist, Schulen, die beim ersten Schnee einstürzen, Autobahnen, auf denen wenige Wochen nach ihrer feierlichen Eröffnung kein Asphalt mehr liegt, eine industrialisierte

Landwirtschaft, in der sich viele Bauern nicht zurechtfinden und für die sie nicht ausgebildet wurden, so daß sie am Ende noch verzweifelter dastehen. Zwar gibt es mehr oder weniger erfolgreiche Einzelprojekte, neben Profiteuren auch viele Afghanen und Ausländer, die sich täglich bis zur physischen Erschöpfung um den Wiederaufbau bemühen, aber schwere Mängel in der allgemeinen Infrastruktur. Das Ergebnis ist, daß es unter den Taliban Strom gab und unter den Amerikanern nicht.

Schließlich finde ich die richtige Hausnummer, klopfe an die Fensterscheibe – und tatsächlich, Farid öffnet die Tür seiner Wäscherei, eine Petroleumlampe in der Hand. Aus dem Nachbarladen holt er Coca Cola. Ein Tee wäre mir lieber und viel billiger, aber ach ja, um einen Tee zu bereiten braucht man Strom.

– Wie machst du das mit der Wäsche, Farid? Bei drei Stunden Strom?

– Na ja, der Laden ist den ganzen Tag geöffnet, erklärt Farid, aber ich muß mich beeilen, daß ich alles gewaschen bekomme in den drei Stunden. Manchmal nur fällt der Strom ganz aus, dann türmt sich die Wäsche.

Ich frage Farid nach seiner Arbeit im Parlament. Sie macht ihm Spaß. Politik hat er studiert, an der Universität Kabul, wo heute ebenfalls amerikanische Berater tätig sind. Das Studium war gut, sagt Farid, sie hätten viel von den Beratern gelernt.

– Und das Parlament? möchte ich wissen: Wird dort ernsthaft debattiert, oder erweckt es nur den Anschein von Demokratie?

Farid denkt nach. Nein, sagt er dann, es werde schon ernsthaft debattiert, das sei nicht nur Show. Und es gebe neben den korrupten Abgeordneten auch viele, die es ehrlich meinen und sich für Afghanistan aufzehren.

– Das heißt, du bist insgesamt schon glücklich, daß die Taliban weg sind?

Farid schaut mich an und hält die flache Hand unter die Brust. Ich verstehe nicht.

– So lang war mein Bart, lacht Farid, so lang – kannst du dir das vorstellen?

Ich schaue in die Runde, wo inzwischen die Verwandten versammelt sind, der Bruder, der Cousin, zwei Neffen. Wie auf ein Zeichen halten sich alle die Hand unter die Brust und kichern mit Farid. Gewiß habe ich von den Bärten gehört, die unter den Taliban jeder Mann brustlang tragen mußte, aber wenn man in eine Runde freundlicher, glattrasierter Herren blickt, wird einem erst klar, was das bedeutet. Im Dämmerlicht der Petroleumlampe sehen sie mit ihren Schals, Mänteln und Mützen, die man im Kabuler Herbst auch zu Hause anbehält, beinah aus wie eine Gruppe von Bergsteigern, die sich nach anstrengendem Aufstieg nachts in der Almhütte versammeln. Dann zählt Farid die Strafen auf, die die Taliban verhängen: die Anzahl der Gefängnistage fürs Musikhören, die Anzahl der Peitschenhiebe für den fehlenden Bart, die Anzahl der Hinrichtungen wegen vorehelichem Geschlechtsverkehr.

Später frage ich Farid nach dem Loch im Schaufenster, das notdürftig mit Plastik überklebt ist. Vor ein paar Tagen ist jemand eingebrochen, erklärt er. Unter den Taliban konnte er nachts den Laden offenstehen lassen, da wäre nie etwas gestohlen worden. Jetzt gibt es nicht einmal jemanden, bei dem er eine Anzeige erstatten könnte.

– Und die Polizei?

Da fängt die Runde wieder an zu kichern.

GRENZEN DES BERICHTBAREN

Afghanistan II, September 2011


Aralsee
Kaspisches Meer
Teheran
Kabul
Srinagar
Lahore
Neu Delhi
Ahmedabad
Arabisches Meer
Indischer Ozean
TADSCHI-KISTAN
USBEKISTAN
Duschanbe
TURK-MENISTAN
IRAN
AFGHANISTAN
PAKISTAN
Kabul
Herat
Chakhcharan
Jalalabad
Peschawar
Ishamabad
Khost
Faizabad
Kundus
Baghlan
Maimana
Schibirghan
Mazar-i-Scharif
Bagram
Farah
Qalat
Kandahar
Lashkar Gar
Chaman
Quetta
Torin Kot

Friedhof I

In den frühen Morgenstunden des 11. September 2011 besuche ich den Friedhof von Kabul, der ein erfrischender Ort ist, wenn man aus dem staubigen Tumult der Stadt kommt mit ihren stets überfüllten Straßen. In seinen Ausmaßen fast unübersehbar, zieht sich das Gelände einen Berg am Rande der Stadt hoch und liegt damit oberhalb der Abgaswolke. Bäume spenden hier und dort ihren Schatten, man glaubt es kaum, ist doch der Garten, der Kabul einmal war, nur mehr auf jahrzehntealten Photos zu sehen. Noch sonderbarer ist die Ruhe, weit und breit kein Auto zu hören, nur zwei Esel, die in der Ferne schreien. Ich befürchte schon, keine Menschenseele anzutreffen, die ich nach den Opfern des zehn- und des schon mehr als dreißigjährigen Krieges befragen könnte, als mein Blick auf die erste, dann die zweite und bald viele Planen fällt, die zwischen den Zäunen der Familiengräber gespannt sind. Hier und dort wohnen Familien darin, stellt sich heraus; die meisten Bewohner des Friedhofs von Kabul aber sind alte Männer, Greise darunter, offenbar allein.

Mit einem komme ich ins Gespräch, der sich sein Heim sorgfältig eingerichtet hat, auf dem Boden Teppiche, auf einem Brett Töpfe, Kannen und ein Radiorekorder. Hühner laufen vor dem Zelt herum, und ein geschorenes Schaf schmiegt sich an das Bein von Nur Agha, wie ihn früher alle genannt hätten – Leuchtender Herr. Ich schätze ihn auf sechzig, fünfundsechzig Jahre höchstens, nur weiße Strähnen im Bart, keine Furchen auf der hohen Stirn, die schwarzen Haare schulterlang. Tatsächlich sei er 81 Jahre alt, schätzt Nur Agha und lächelt verschmitzt.

– Was haben Sie gemacht, daß Sie so jung geblieben sind? möchte ich wissen.

– Ich habe aufgepaßt, erklärt Nur Agha und zeigt auf seine linke Brust, daß der Kummer keine Knoten in meinem Herzen knüpft.

Dann antwortet er auf meine Frage nach seinem Anteil an den schätzungsweise drei Millionen Toten, die der Krieg gefordert hat, drei von dreißig Millionen Afghanen: Ich habe sieben Märtyrer gegeben.

Als der Krieg vor zwanzig Jahren in die Straßen Kabuls schwappte, Kampf um jedes Haus und von den Bergen Raketen, fuhr er nach Jalalabad voraus, um der Familie eine Zuflucht zu besorgen. Nach Kabul zurückgekehrt, um die Familie abzuholen, hatte eine Bombe sein Haus zerstört, die Frau, alle fünf Kinder und eine Schwester tot. Zwei Wochen dauerte es, bis alle sieben begraben waren, nein, nicht hier auf dem Friedhof, sondern wo immer sich ein geschütztes Fleckchen Erde fand. Den Friedhof zu betreten traute sich in jenen Tagen niemand, Heckenschützen überall.

– Seitdem bin ich ganz allein, sagt Nur Agha und tätschelt sein Schaf, als wolle er die Einsamkeit nicht wahrhaben.

Als die Menschen ihre Toten wieder auf dem Friedhof begruben, baute er hier einen kleinen Teestand auf. Gute Lage, dachte er sich, schließlich herrschte immer noch Krieg. Ein Haus hatte er ja nicht mehr und keine Kraft, von vorn zu beginnen. Also blieb er auch nachts auf dem Friedhof, zwanzig Jahre ist das her. Ob es heute besser sei, frage ich, oder unter den Taliban?

– Natürlich ist es heute besser, antwortet Nur Agha.

Heute könnten wieder alle Menschen die Gräber ihrer Nächsten besuchen, auch die Frauen und die jungen Leute. Die Frauen hätten nicht aus der Stadt hinausgedurft, und die jungen Leute die Straße gemieden, weil immer ein Talib in der Nähe gewesen sei, der etwas an ihrem Aussehen auszusetzen hatte oder sie zwang, am Gemeinschaftsgebet teilzunehmen.

– Also waren die Taliban ein wirtschaftliches Problem für Sie?

– Nein, nein, antwortet Nur Agha, unter den Taliban habe ich mehr Geld verdient.

– Warum?

– Weil die Taliban Almosen verteilten. Heute gibt es selbst im Ramadan Nächte, an denen ich vor Hunger nicht einschlafen kann.

– Und warum ist es dann heute besser? hake ich nach.

– Weil wir heute frei sind, überrascht mich Nur Agha mit einer Antwort wie aus einer PowerPoint-Präsentation: Niemand sagt mir mehr, was ich tun, was ich sagen, wie ich meinen Bart tragen muß.

Ach ja, der 11. September 2001, komme ich auf den Tag genau zehn Jahre später meiner Pflicht als westlicher Berichterstatter nach: wie er dazu stehe? Nur Agha weiß nicht, was ich meine. Die Anschläge in Amerika, die Flugzeuge, die in die Hochhäuser flogen? Nur Agha schüttelt den Kopf. Damals habe es ja kein Fernsehen gegeben, bittet er um Verständnis für die Wissenslücke, und das Radio habe auch niemand einschalten dürfen.

Wir fahren mit den Themen fort, die auf dem Friedhof von Kabul dringlicher sind als der 11. September 2001, etwa der große Samowar, unter dem kein Feuer brennt. Er verkaufe keinen Tee mehr, dazu sei er zu alt und habe keine Lust mehr. Mit dem Geld, das ihm die Trauernden spendeten, halte er sich halbwegs über Wasser, aber seine Existenz sei ohnehin zerstört, Frau und Kinder tot, allein mit einem Schaf.

– Wenn jemand zum Leben hilft, nehme ich es gern an, aber wenn niemand mehr helfen sollte, sterbe ich ebenso gern.

Die Mauern vor den Mauern

Nach fünf Jahren zurück in Kabul, fallen mir als erstes die neuen Mauern *vor* den Mauern aller Gebäude auf, die den Staat, das Kapital oder das Ausland repräsentieren, davor eine dritte Wand aus Betonsäcken und Wachmänner mit Maschinengewehren. Nach einer ersten Begutachtung wird man vor eine Eisentür geführt und durch ein Sichtgitter ein weiteres Mal betrachtet. Öffnet sich die Tür, tritt man in eine Schleuse, in der die Tasche durchwühlt, der Ausweis kontrolliert und der Körper abgetastet wird. Schließlich klopft ein Herr, der als einziger kein Maschinengewehr trägt, gegen eine weitere Eisentür. Wieder öffnet sich ein Schiebefenster, ein kurzer Blick, dann darf ich endlich eintreten und stehe – vor der ursprünglichen Mauer des Gebäudes. Das ist Standard geworden in den gehobenen Hotels, Restaurants, Banken und Shoppingmalls

Kabuls, der Ablauf in drei Etappen wahrscheinlich normiert, nur daß vor Botschaften oder Ministerien bereits die Zufahrtsstraße gesperrt ist. Entsprechend haben die Hotels und Restaurants auch keine Schilder oder Leuchtreklamen, sind von außen nur an dem Vordach aus Eisen und dem Stacheldraht über dem äußeren Sandwall zu erkennen.

Ist das Leben also noch unsicherer geworden? Nein, antworten alle oder jedenfalls alle gewöhnlichen Menschen in Kabul, die nicht dem Staat, dem Kapital oder dem Ausland angehören, die ich in Kabul anspreche, auf Straßen, in Läden oder im Bekanntenkreis, nein, die Lage sei nicht gut, aber natürlich besser geworden. Einerseits verletzt es das Gebot der Höflichkeit, sich gegenüber Gästen zu beklagen, ausländischen Gästen gar; andererseits hat vor fünf Jahren kein Fahrer, Händler oder Bekannter von einer Besserung gesprochen. Was ich auf Anhieb sehe: daß jedenfalls im Zentrum die Armut nicht mehr so offensichtlich ist, keine bettelnden Frauen in Burka alle paar Meter, keine Banden von Kindern, die sich an Klebstoff berauschen, dafür unzählige Kebabstände, viel mehr Geschäfte, überhaupt so etwas wie Stadtleben, eine Müllabfuhr zum Beispiel, o Wunder, und zwei, drei Parkanlagen, die zum Verweilen einladen. Abends die Überraschung, daß es Strom gibt, Straßenlaternen noch nicht, so daß Kabul weiter im Dunkeln liegt, aber in manchen Geschäften strahlen nackte weiße Leuchten, und in den Fenstern der Wohnhäuser ist das fahle Licht von Energiesparbirnen zu erkennen.

Licht! Als ich das letzte Mal in Kabul war, gab es täglich drei Stunden Strom, und den auch nur tagsüber. Fünf Jahre des Wiederaufbaus waren damals bereits vergangen, prächtige Geberkonferenzen wurden abgehalten und Hilfszusagen in einem Umfang erteilt, daß rechnerisch kein Afghane mehr unter der Armutsgrenze leben mußte. Heute liegt Afghanistan im *Human Development Index* noch immer auf Rang 172 von 182 erfaßten Staaten, und doch könnte der Wandel konkreter nicht sein, den es für eine Millionenstadt bedeutet, durchgehend mit Strom versorgt zu werden. Auch scheint der Staat in Gestalt der Soldaten und Polizisten, die an jeder Ecke stehen, ein Mindestmaß an Ordnung zu

gewährleisten. Die Kriminalität sei praktisch nicht mehr existent, sagen die Kabulis, was übersetzt bedeutet, daß man sich nachts in den eigenen vier Wänden nicht mehr mit der Bewachung der Fenster und Türen abwechseln muß.

Es gibt Gefahren, ja, aber sie sind zugleich konkreter und abstrakter geworden: Konkret, weil nicht mehr das allgemeine Chaos und die Gesetzlosigkeit die Sicherheit jedes einzelnen Kabulis bedrohen, sondern die Gewalt sich gezielt gegen die Vertreter, Nutznießer und Garanten der herrschenden Ordnung richtet, daher die Schutzwälle vor allen symbolträchtigen Gebäuden; abstrakt, weil niemand weiß, wer wann wo das nächste Attentat verübt oder ob vielleicht einfach nur jemand mit dem Maschinengewehr in der Hand durchdreht. Die westliche Militärmacht ist aus den Straßen verschwunden, keine rasenden Kolonnen von Panzerwagen mehr, die noch zwei Häuserblocks entfernt den Staub aufwirbeln, an den Checkpoints nunmehr afghanische Sicherheitskräfte, die anders als die NATO-Soldaten in ihren Schutzanzügen nicht wie Astronauten aussehen. Statt Springer-Stiefeln trägt der afghanische Rekrut auch schon mal Turnschuhe. Die Kabulis, mit denen ich ins Gespräch komme, sind froh, daß der Schein der Besatzung schwindet, und fragen sich zugleich bang, was geschehen würde, wenn die ausländischen Soldaten das Land 2014 real verließen, betonen dabei auffällig oft den Konjunktiv. Schon ihre Verwandten, die dreißig Kilometer entfernt wohnen, können nicht mehr ohne weiteres besucht werden – zu gefährlich.

Das ist ein Problem auch für die Berichterstattung: Weite Teile des zerklüfteten Landes sind praktisch nicht mehr zu bereisen, nicht für Afghanen selbst und schon gar nicht für ausländische Besucher. Zwar mögen die meisten Städte sicher sein, aber die Straßen sind es nicht. Ein Berichterstatter gelangt also fast nur an jene Orte, die von Flugzeugen angesteuert werden, und allenfalls in die Dörfer ringsum. Das bedeutet, daß jeder Blick auf das Land notwendig einseitig und lediglich über jene Gebiete aus erster Hand zu berichten ist, in denen es wenigstens elementare Fortschritte gibt: sichere Wege, geöffnete Schulen, Strom, eine irgendwie geartete öffentliche Verwaltung, Polizisten auf den Straßen. Die Alternative

wäre, wieder *embedded* zu reisen, also bei der NATO akkreditiert. Dann trüge ich selbst einen dieser Astronautenanzüge mit Helm und schußsicherer Weste, wäre außerhalb Kabuls in Militärflugzeugen und Panzerwagen unterwegs, bei jedem Gespräch mit Dorfbewohnern umringt von Soldaten und untergebracht in Hochsicherheitstrakten. Weniger eingeschränkt wäre der Blick damit nicht. Unmöglich erscheint es derzeit – oder ist es jedenfalls mir –, den Krieg auf ein und derselben Reise von beiden Seiten der Front zu betrachten. Wollte ich die Sicht der Taliban kennenlernen, müßte ich mich, wenn ich mich nicht auf Interviews mit offiziellen Vertretern beschränkte, die ich freilich genausogut nachlesen könnte, eher im Nordwesten Pakistans umhören. Aber selbst dort kommt man als ausländischer Berichterstatter nicht mehr ohne Genehmigung der pakistanischen Behörden hin, nicht einmal mehr in die großen Städte wie Peschawar und Quetta, die bis vor einiger Zeit noch regelrechte Kontaktbörsen waren, um Taliban kennenzulernen. Und das Risiko, mit einem Trupp von Kriegern übers Gebirge ins südliche Afghanistan zu marschieren, ist derzeit auch Kollegen zu hoch, die mehr Mut haben als ich.

Nach Norden

Als die einzig sichere Verkehrsader des Landes gilt die Verbindung zwischen Kabul und Mazar-e Sharif, knapp fünfhundert Kilometer lang, weitgehend über malerische Berge und durch sanftgrüne Täler. Anfangs neu ausgebaut, geht die Straße bald schon in eine staubige Piste über, auf welcher der Teer zehn Jahre nach Beginn des Wiederaufbaus, der auch Milliarden für den Ausbau des Straßennetzes vorsah, mal größere, mal kleinere Inseln bildet. Vollständig abgetragen ist der Belag in den zahlreichen Tunneln, die noch aus der Regierungszeit von Mohammad Daud Khan in den siebziger Jahren stammen. Weil auch die Beleuchtung fehlt, die es einmal gegeben haben muß, fährt man in eine schwarze Staubwolke hinein, in der blitzartig die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge aufleuchten.

Mein Fahrer hat zu allem eine klare, eine einzige Meinung: Schuld sind immer die Amerikaner.

– Sind Ihnen denn die Taliban lieber? frage ich.

– Die Taliban sind doch die Sklaven Amerikas, erwidert mein Fahrer.

– Aber wieso kämpfen sie dann gegen Amerika?

– Hat die CIA etwa nicht die Taliban ausgebildet?

– Seitdem gab es die Anschläge vom 11. September.

– Und wer unterstützt dann Ihrer Meinung nach heute die Taliban?

– Pakistan, sagt man.

– Wessen Vasall ist Pakistan?

– Die pakistanische Regierung ist von Amerika abhängig, gebe ich zu.

– Da haben wir's! triumphiert mein Fahrer.

Kaum eines der Dörfer an den Berghängen links und rechts der Straße verfügt über Strom und fließend Wasser. Wohlgemerkt, das ist keine entlegene Wildnis, sondern die meistbefahrene Region des Landes. Nach Schulen fragt man hier vergeblich. Dafür erhält man eine Antwort auf die Frage, was aus Nutzfahrzeugen wird, die in Deutschland nicht mehr gefahren werden: ob der Bus von Zipfel Reisen oder der Lastwagen der Firma Matschke aus Bochum, ob die Philipps-Universität-Marburg oder die Spedition Willy Betz – alle sind sie da. Der gesamte Fuhrpark des afghanischen Transportwesens scheint gebraucht in Deutschland eingekauft worden zu sein.

Mazar-e Sharif

Anders als Kabul war Mazar-e Sharif nie eine Schönheit, eilig gebaute Zementbauten an Straßen, die wie mit dem Lineal gezogen sind, als einzige Attraktion der Schrein, in dem angeblich Imam Ali ruht, der vierte Kalif. Aber der Basar birst vor Waren aus Zentralasien, Iran, der Türkei und China, die Straßen sind sauber, Ampeln regeln den Verkehr, wo in der Hauptstadt noch weitgehend freie Fahrt herrscht und an den Kreuzungen also Stillstand. Es ist Donnerstag, später Nachmittag, halb Mazar-e Sharif scheint zum

Schrein zu pilgern. Obwohl der Kult um die Toten den puritanischen Taliban ein Dorn im Auge ist und ein einziger Attentäter Dutzende, wenn nicht Hunderte Menschen mit sich in den Tod risse, gibt es vor keinem der vier Eingänge, die auf das parkähnliche Gelände mit der blauen Moschee führen, Kontrollen.

Hinter einer angelehnten Tür haben sich Sufis dichtgedrängt auf Teppichen versammelt, islamische Mystiker. Nach der Predigt ihres Führers, eines weißbärtigen Greises, der von irdischer und himmlischer Liebe spricht, hebt der Sänger zum *zikr* an, der musikalischen Versenkung in Gott. Seinen ekstatischen Gesang untermalen die anderen Sufis mit ihrem Atem, den sie im Chor rhythmisch hauchen. Allmählich geraten die Köpfe in Bewegung, dann kreisen die Oberkörper elliptisch. Ein zweiter, jüngerer Sänger fällt ein, der Rhythmus beschleunigt sich, der Gesang wird lauter. Nun erheben sich die vielleicht dreißig Sufis, die Oberkörper wirbeln verzückt. Das Gebiet des heutigen Afghanistan ist eines der Quellgebiete der islamischen Mystik; viele Heilige sind hier begraben und einige der größten Dichter des Sufismus. Man wußte, daß auch während des Krieges und selbst unter den Taliban, die alle musikalischen Riten zur Straftat erklärten, mystische Orden im Geheimen existiert haben mußten. Aber daß sich die Sufis heute wieder an öffentlichen Orten zum *zikr* versammeln, vor dem Abendgebet am Schrein des Imam Ali, ohne Kontrolle bei angelehnter Tür, widerlegt mehr als alle Bulletins der NATO die Meinung, nichts sei gut in Afghanistan.

Der beste Ort am Platz

Die hell erleuchtete Moschee steht neben dem Alkoholgeschäft, aus dem man sich den Schnaps mit ins gegenüberliegende Restaurant nehmen kann, weil es keinen ausschenkt. Serviert wird auf Teppichen, die auf Holzgestellen ausliegen. Das ist keine Spelunke hier, sondern der beste Ort am Platz mit gut ausgestattetem Spielplatz, Familienbereich und zwei Hochzeitssälen, groß genug für tausend, zweitausend Gäste und an den Wochenenden immer voll; es ist vielleicht nicht die Mitte der Gesellschaft, aber doch deren

oberes Fünftel. Die Vorstellung, daß die Taliban zurückkehren und ihre strengen paschtunischen Sitten den Tadschiken, Usbeken, Hasaras und anderen Völkern des Nordens noch einmal aufzwingen könnten, halten die Männer für abwegig, die auf dem Nebenteppich sitzen. Selbstverständlich hake ich nach und höre von der Willkür in den Ämtern, dem obszönen Reichtum der ehemaligen *warlords* und heutigen Geschäftsmänner, den leeren Versprechen der Regierung, den immer noch gewaltigen Lücken in der Infrastruktur, etwa der mangelnden Versorgung mit Ärzten oder sauberem Trinkwasser. Aber zurück? Ich frage, ob die ausländischen Truppen Afghanistan 2014 verlassen sollen.

– Auf jeden Fall! ist sich die Runde auf dem Nebenteppich einig.
– Aber dann müssen Sie sich auf Ihre eigene Armee verlassen.
– Die ausländischen Truppen müssen ja nicht unbedingt pünktlich abziehen.

Über die Dörfer

Ich fahre westlich aus der Stadt hinaus, um so weit zu gelangen, wie es die Sicherheit erlaubt. Nach etwa zwanzig Minuten passiert der Wagen die «Kriegsfestung», *Qal-e Jangi*, in welcher der gefürchtete General Dostum ein Gemetzel veranstaltete, nachdem gefangene Taliban einen Aufstand versucht hatten. Zweihundertdreißig Häftlinge starben, die übrigen wurden unter den Augen der CIA in Lastwagen-Container zusammengepfercht, zweihundertfünfzig oder mehr in jedem der dreißig Container, die Knie der Gefangenen gegen ihre Brust gedrückt und teilweise übereinander, Luft nur aus Einschußlöchern. Lediglich eine Handvoll Taliban in jedem Container überlebte die Fahrt nach Schibergan, Dostums Heimatort. Alle anderen wurden hinaus in die Wüste Dascht-e Leili gebracht und in Massengräbern verscharrt. Es ist auch eine solche Vergangenheit, die heute den Ausgleich so schwer macht; auf beiden Seiten der Front stehen Menschen, die keinen Grund haben, ihrem Gegner jemals zu vertrauen, wenn sie nicht immer noch auf Rache sinnen.

Der Fahrer biegt von der geteerten Straße ab. In einem Dorf namens Dehbadi kommen uns zwei deutsche Panzerwagen entgegen, die einzigen ausländischen Truppen, die ich auf der Fahrt über die Dörfer rund um Mazar-e Sharif sehen werde. In den sieben von vierunddreißig Provinzen, in denen die sogenannte Sicherheitsverantwortung an die afghanische Armee übergegangen ist, soll auch optisch demonstriert werden, daß der Abzug möglich ist. Keiner der Menschen am Straßenrand scheint den Deutschen Beachtung zu schenken, die aus kleinen Fenstern ebenso reglos blicken.

Ich frage die Männer verschiedenen Alters, die in einem Hauseingang stehen, was sie von den Soldaten halten, die gerade vorübergefahren sind. Höfliche Leute, die Deutschen, sagt einer, aber keine Krieger, führen immer nur in ihren Panzerwagen herum und könnten vor Schreck kaum atmen, wenn sie mal aussteigen müßten. Nicht schlimm, sagt ein anderer, der Krieg sei schließlich vorbei. Ob denn jetzt schon Frieden herrsche, frage ich verwundert. Ja, seufzen alle auf, das ist jetzt Frieden. Daß die ausländischen Truppen das Land verlassen wollen, finden die Männer deshalb in Ordnung.

– Vielleicht sind sie ja auch müde von uns, murmelt einer verständnisvoll.
– Und die Taliban?
– Als sie das erste Mal kamen, kannten wir sie nicht, sie waren ja nicht von hier. Aber jetzt wissen wir, daß ihr Geschäft das Morden ist und den Leuten Angst einzujagen. Sie werden es nicht wagen, zurückzukehren.

Anders als der Irak, der unter Saddam Hussein zwar eine brutale Diktatur, aber zugleich ein funktionierender Staat war, kannten die Afghanen vor dem Einmarsch des Westens kaum etwas anderes als Unfreiheit, bittere Armut, Krieg. Frei sind sie trotz Wahlen immer noch nicht, wohlhabend ebensowenig – aber dankbar sind die Menschen in Dehbadi schon, wenn sie nun wenigstens in Sicherheit leben, dankbar auch den ausländischen Soldaten.

– Früher dachte ich, Gesundheit sei das Wichtigste, erzählt ein pensionierter Lehrer, der in Sekunden Tee, Gebäck und Nüsse auf

seinen Teppich zaubert: Aber dann habe ich gemerkt, daß es gar nicht hilft, gesund zu sein, wenn nicht auch Frieden herrscht: Wozu will man denn leben im Krieg?

In den Analysen, die Chaos, Krieg und Rückfall an die Wand malen, wird zu wenig bedacht, daß die Menschen in Afghanistan ein Wort mitzureden haben. Als die Taliban 1996 vom Süden aus das Land eroberten, war es im Bürgerkrieg versunken. Auch in den Regionen, die nicht von Paschtunen bewohnt sind, überwog zunächst die Erleichterung, daß überhaupt jemand für Ordnung sorgt. Heute würden sich jedenfalls im Norden die Menschen gegen die Taliban auflehnen, da sie ein wenig Frieden gekostet haben. Nahe Kunduz wurde eine Mädchenschule geschlossen aufgrund des Drucks der Taliban, war weltweit zu lesen. Niemand auf der Welt las, daß die Schule schon bald wieder geöffnet wurde aufgrund des Drucks der Eltern.

– Wir haben nicht genug Räume! klagt die Konrektorin einer Dorfschule, eine kraftvolle Usbekin mit Goldzähnen.
– Vorsicht, tuschelt ihr Vorgesetzter, der Herr schreibt für eine ausländische Zeitung, wir sollten uns zufrieden zeigen.
– Ach was, ruft die Konrektorin und führt den Besucher in die überfüllten Klassen, in denen in drei Schichten von morgens bis abends gelernt wird, links die Mädchen, rechts die Jungen. Sie sind die erste Generation, die keinen Krieg erlebt hat.
– Was wollt ihr einmal werden? frage ich die sechs- bis zehnjährigen Kinder.

Es dauert ein wenig, bis sich jemand traut, aber als das erste Mädchen einmal angefangen hat zu reden, kennen auch ihre Mitschüler kein Halten. Seltsam nur, daß alle den gleichen Berufswunsch haben: Arzt.

– Sie wollen heilen, erklärt die Konrektorin.
– Will denn niemand etwas anderes werden? möchte ich von den Kindern wissen und höre nach einigen Sekunden der Stille ein Mädchen in der letzten Reihe etwas tuscheln.
– Wie bitte? fragt die Konrektorin.
– Ich werde Pilotin, erklärt das Mädchen mit fester Stimme.

Im Panjschirtal

Als solle er auch als Toter auf sein Volk achtgeben, liegt das Grab von Schah Massoud auf einem Bergvorsprung, der von drei Seiten die herrlichsten Blicke auf das Panjschirtal erlaubt, oben die kahlen, steilen Gipfel, unten der weißsprudelnde Fluß und die hellgrünen Bäume und Wiesen, wie hineingesprenkelt die Lehmdörfer, deren kräftiges Braun die Farbe der Berge spiegelt. Ein beständiger Strom von Menschen tritt an den schlichten schwarzen Stein, der von Sand bedeckt ist, darauf eine Glasscheibe mit dem Namen. Sie beten, sie machen Photos, legen Blumen ab, einzelne rezitieren den Koran. Im kollektiven Gedächtnis der Afghanen ist nicht 9/11 als der Tag eingeschrieben, der die Welt veränderte, sondern der 9. September 2001, als Schah Massoud von zwei Selbstmordattentätern in die Luft gesprengt wurde. Heute weiß man, daß die beiden Attentäter, die sich als belgische Journalisten ausgaben, dem Netzwerk al-Qaida angehörten und der Mord die Anschläge in den Vereinigten Staaten vorbereitete. Vor dem erwarteten Gegenangriff sollte erst der letzte Gegner in Afghanistan aus dem Weg geräumt und die Herrschaft der Taliban auf das ganze Land ausgedehnt werden.

Die Nacht verbringe ich bei ehemaligen Mudschahedin, die für Schah Massoud in den besten und den schlechtesten Tagen kämpften, kräftige, bärtige Männer mit schwarz-weißen Tüchern um den Hals. Strom gibt es in dem Bergdorf nicht, Wasserleitungen auch nicht, aber Lagerfeuer, Quellwasser und als einzigen Luxus ein batteriebetriebenes Radio. Die Hänge sind so fruchtbar, daß sich die Menschen selbst ernähren können – das hat immer für die Unabhängigkeit des Panjschirtals gesorgt, dessen schmalen Zugang ihr Führer in den schlimmsten Tagen mit Sprengstoff versperrte.

– Wenn nur ein Mensch auf Erden, dann wußte er, was es bedeutet, wenn Afghanistan in die Hände der Taliban fällt, was es bedeutet für die Welt.

Habe Schah Massoud denn nicht die Welt vor dem Terror von Al-Qaida gewarnt? Nicht einmal um Unterstützung habe er gebeten,

nur verlangt, daß Pakistan die Taliban nicht weiter mit Waffen und Geld versorgt. Aber niemand habe ihn gehört, nicht die Vereinigten Staaten, nicht Europa, nicht Iran, niemand habe sich Ende der neunziger Jahre überhaupt für Afghanistan interessiert, außer den multinationalen Energiekonzernen.

– Dieser Mann hat die Berliner Mauer gesprengt, spielt einer der Männer auf die Niederlage an, die Schah Massoud der Sowjetunion in den achtziger Jahren bereitete.

Es klingt nicht pathetisch, es klingt wie eine simple Feststellung. Aber die Welt habe Schah Massoud wegen einiger Öl- und Gasleitungen alleingelassen.

Wo die Gefährten Schah Massouds heute seien, frage ich. Seien Politiker geworden, sagen die Männer, sehr geschäftstüchtige Politiker, die Ministerien und Paläste besäßen, aber es in zehn Jahren nicht geschafft hätten, Schah Massoud ein anständiges Grabmal zu bauen. Finanziert worden sei die Gedenkstätte von einer Stiftung und Schah Massouds eigener Familie. Wie könne es auch anders sein: So oft schon in der Geschichte hätten sich die Gefährten großer Führer als sehr kleine Geister erwiesen; Charisma und Herzensgröße, Weitsicht und Demut seien eben leider nicht ansteckend. Niemand in Afghanistan sei den Weg Schah Massouds gegangen.

– Wie sehen Sie die Zukunft Afghanistans? frage ich.

– Schlimmstenfalls legen wir in den Eingang des Tals wieder Sprengstoff, antwortet einer.

In den Süden

Kandahar markiert den äußersten Rand des Gebietes, das für die unabhängige Berichterstattung zugänglich ist. Man kann nach Kandahar fliegen, man kann in einer der beiden hochgesicherten Pensionen übernachten und mit dem Auto von Interview zu Interview fahren. Aber schlendern sollte man als Hellhäutiger nicht gerade durch die Basare, raten einheimische Freunde. Entführt bringe ein Ausländer viel Geld ein, tot einen weiteren Punkt für die Propaganda. Selbst die Einheimischen achten darauf, wo sie

hingehen, mit wem und vor allem zu welcher Uhrzeit. Spätestens um neun schlössen die letzten Restaurants und beeilten sich die Taxifahrer, nach Hause zu kommen.

Weil es keine andere Möglichkeit gibt, vom Norden in den Süden des Landes zu reisen, kehre ich also nach Kabul zurück, um das Flugzeug zu nehmen. Nur ein paar Tage fort, ist das Gefühl der Sicherheit schon dahin, das die Bewohner so sorgsam gehegt hatten. Die Taliban haben am Mittag an verschiedenen Orten gleichzeitig mehrere Sprengsätze gezündet und an der Grenze zum diplomatischen Viertel den Rohbau eins Hochhauses besetzt. Noch am Abend hält die Stadt den Atem an, weil die Angreifer unaufhörlich aus dem Hochhaus um sich schießen. Die Straßen sind auch drei Kilometer entfernt vom Schauplatz wie leergefegt, die Preise fürs Taxi haben sich verfünffacht. Es ist nicht die Anzahl und schon gar nicht der Rang oder die Herkunft der Toten, die die Taliban morgen als Erfolg reklamieren werden, unter den Opfern kein Minister, kein Ausländer, nicht einmal eine Mauer *vor* den Mauern gesprengt. Es ist das Mißtrauen. Jeder in Kabul hat etwas anderes gehört, den dürren Communiqués glaubt niemand, die im Staatsfernsehen verlesen werden. Es ist der Eindruck, wehrlos den Angriffen ausgesetzt zu sein, wenn der Staat nicht einmal sich selbst zu schützen vermag. Wie ist es möglich, so fragt sich jeder, daß die Taliban mit kiloweise Sprengstoff, Dutzenden Gewehren und offenbar einer ganzen Wagenladung Munition sämtliche Checkpoints passieren und sich mir nichts dir nichts nahe der amerikanischen Botschaft in Stellung bringen können, wer hat ihnen geholfen?

Auf dem Fernseher der schmucklosen Abflughalle indisches MTV, auf dem Minirock der Sängerin und auf ihren Oberschenkeln ein milchiger Fleck wie auf dem Gesicht eines anonymen Zeugen in einer Fernsehdokumentation. Der Milchfleck kreist, er springt auf ein Auto, wird von acht Männern in die Luft geworfen. Sieh her, Zensur! könnte man abwinken oder zehn Jahre nach dem Sturz der Taliban sich über die freizügigen Tanzvideos im afghanischen Staatsfernsehen wundern, denen kein Reisender nach Kandahar Beachtung schenkt, weder die jungen Leute, die Jeans, T-Shirts und

auf den Ohren dicke Kopfhörer tragen, noch die Alten in ihren Stammesgewändern, brustlang ihr Bart, weder die Frauen unter der Burka noch die beiden einheimischen Entwicklungshelferinnen in Funktionshose und Trekkingschuhen. Daß all diese Menschen demselben Land angehören und derselben Zeit! Wahrscheinlich ist auch die Zukunft in Afghanistan nur im Plural zu denken, die Zukunft des Nordens, die Zukunft des Südens, Westens, Ostens, die Zukunft der Städte und der ländlichen Gebiete. Jedenfalls mit den Möglichkeiten, die der Zentralregierung zur Verfügung stehen, und den Mitteln, die die internationale Gemeinschaft noch zu investieren bereit ist, werden große, größer werdende Teile des Landes bis auf weiteres unregierbar bleiben. Länger als der Dreißigjährige Krieg dauerte es auch in Europa, bis der Frieden Gestalt annahm. Sind auf dem Video mehrere Tänzerinnen gleichzeitig zu sehen, gerät die Beachtung der islamischen Sittlichkeitsnormen vollends zur Groteske; dann sind lauter bewegliche Flecken zu sehen, je nach Schnitt auch ein milchiger Streifen, der die Hälfte – nein, jetzt sogar, weil die Tänzerinnen nach indischer Sitte eine Schulter frei lassen, drei Viertel des Bildschirms bedeckt.

Friedenskonferenz

«Wann die Himmel zerkloben sind,/Und die Sterne zerstoben sind», beginnt der Koranrezitator die Friedenskonferenz der Provinz Kandahar, die unter noch strengeren Sicherheitsvorkehrungen als üblich mit zwei Stunden Verspätung beginnt: «Wann die Meere sind verschäumt,/Und die Gräber sind geräumt;/Wird eine Seele wissen, was/Sie hat getan und was versäumt.» In engen Stuhlreihen haben sich mehrere hundert Männer in traditionellen Gewändern zu einer regionalen Friedenskonferenz in Kandahar versammelt, am Rand ein halbes Dutzend weiblicher Delegierter mit Kopftüchern, dahinter ein ganzes Kontingent von Presseoffizieren der ISAF, der Internationalen Schutztruppen, manche mit Photoapparaten, andere mit Videokameras, *embedded* zwischen ihnen einige Journalisten, die ihre Schutzwesten und Helme abgelegt haben, auf der Bühne die afghanischen Amtsträger und westlichen Generäle in tiefen Sesseln.

Nur die Taliban, um die es eigentlich geht, weil sie doch für den Frieden gewonnen werden sollen, die sitzen nirgends im fensterlosen Saal.

Nach der Koranrezitation wird die Nationalhymne abgespielt, alle springen auf, dann begrüßt ein Minister und übergibt das Wort an den ehemaligen Präsidenten Borhanuddin Rabbani, den Vorsitzenden des Nationalen Friedensrates, der nicht als Freund der Regierung Karzai gilt und wohl deswegen ernannt wurde. Rabbani, ein etwas gebeugter, weißbärtiger und schmaler Herr mit besorgten Augen, trifft als Usbeke und Anführer der Nordallianz auf Vorbehalte im paschtunischen Süden, aber sein Plädoyer für die Aussöhnung ist klar und überaus eindringlich, übrigens auch in einem exzellenten Paschto formuliert, wie mein Nebenmann konzediert, der als Ortskraft für den persischsprachigen Dienst der BBC arbeitet. Man könne, ja müsse die Regierung für vieles kritisieren, betont Rabbani. Aber jetzt sei nicht der Moment für Dispute. Jetzt brenne das afghanische Haus, und alle müßten anpacken, um es zu löschen. Der Applaus ist laut und anhaltend.

Nach Rabbani spricht General John Allen. Er sei gekommen, um zuzuhören und zu lernen, hat Allen in seiner kurzen Dienstzeit als Oberkommandierender der Internationalen Schutztruppen bereits die Tonlage verinnerlicht, mit der man in Afghanistan am meisten erreicht. Alle Entscheidungen müßten von Afghanen selbst getroffen werden, die ISAF unterstütze lediglich die legitimen Vertreter des Volkes, beteuert Allan ein ums andere Mal, um genauso oft zu versichern, daß die internationale Gemeinschaft Afghanistan auch nach 2014 nicht im Stich lassen werde. Die Taliban verlören immer weiter an Boden, ihre Anschläge seien Ausdruck ihrer Schwäche. Während der kräftig gebaute General in betont bescheidener Modulation spricht, als sei er beschämt von dem Privileg, vor diese erlauchte Versammlung treten zu dürfen, verwandelt sein schmaler Übersetzer noch die Anreden in einen flammenden Appell. – Lassen Sie mich von Herzen sprechen, sagt der General, worauf der Übersetzer die Hand tatsächlich an die Brust legt: Viel zu lange gehe der Krieg schon, so viel Leid hätten alle erfahren, jeder im Land sei müde. Auch auf der anderen Seite der Front wünschten sich viele

Krieger nichts sehnlicher, als zu ihren Familien zurückzukehren. Jetzt sei die Zeit für sie, nach Hause zu kommen. Nicht alle Kämpfer werde man überzeugen. Aber jene, die bereit seien, die Geschicke ihres Landes friedlich mitzubestimmen, denen reiche man heute die Hand.

– Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien Gottes reichen Segen, beendet der General seine Ansprache und bedankt sich auf Paschtunisch. Der Applaus dauert nicht länger als ein, zwei Sekunden.

Ob die Rede so schlecht gewesen sei, frage ich meinen Nebenmann. Nein, nein, antwortet der Kollege, früher hätten die NATO-Generäle immer so martialisch geklungen; so einen Bescheidenen wie diesen Herr Allen hätten sie hier noch nicht gehört. Weshalb der Applaus dann so kurz ausgefallen sei, möchte ich wissen. Kein Stammesvertreter lasse sich gern dabei beobachten, einem General der NATO zu applaudieren. Die Taliban hätten überall ihre Spitzel.

Burhanuddin Rabbani hat auf der Konferenz seine letzte Rede gehalten. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Kabul, am 20. September 2011, wird der Vorsitzende des Nationalen Friedensrates in seinem hochgesicherten Haus ermordet. Der Attentäter, der den Sprengsatz unterm Turban versteckte, gab sich als versöhnungswilliger Vertreter der Taliban aus. Perfider kann man Mißtrauen nicht säen.

Stammesführer I

Die Straße, die zum Haus von Hadschi Agha Lalay führt, Mitglied des Provinzrates und Führer des Stammes der Alkozay, ist abgesperrt, vor der Tür Wachleute mit Maschinengewehren. Von knapp fünfhundert Stammesführern in der Provinz Kandahar, die mit der Regierung zusammenarbeiteten, ist Lalay der einzige, den die Taliban noch nicht umgebracht haben. Die Schlaufe des schwarzen Turbans wohlplaziert auf der Brust, empfängt er mich mit einer stillen, weihevollen Umarmung und führt mich in den Empfangsraum, wo die einzigen Stühle des Hauses stehen. Auch

Lalay erklärt, die Lage sei jetzt etwas besser, der Gegner aus weiten Teilen der Provinz vertrieben worden, weil die NATO den Kampf endlich aufgenommen habe. Bis vor einigen Monaten hätten die Menschen der Region den Eindruck gehabt, daß die militärischen Strategien mancher Mitgliedsländer sich mehr an den Zwängen der jeweiligen Innenpolitik als an der Gefechtslage ausrichten.

– Das heißt, Sie beklagen nicht die Härte, sondern die Zurückhaltung mancher ausländischen Truppen?

– Das ist nun einmal keine Übung hier.

Ja, es habe Opfer gegeben, sehr viele unschuldige Opfer, aber das sei nicht zu vermeiden in einem schmutzigen Krieg, in dem sich die eine Seite bevorzugt in Häusern gewöhnlicher Dorfbewohner versteckt halte und die andere Seite aus Furcht vor Verlusten den Bodenkampf meide. Die Dorfbewohner hätten keine andere Wahl, als die Taliban zu beherbergen, weil umgebracht werde, wer nicht kooperiere; und wenn die Dörfler aus Not kooperierten, ereile sie der Tod dann oft aus der Luft. Weder der Regierung noch der NATO mit all ihren Soldaten, Panzern und Aufklärungsflugzeugen sei es gelungen, die Menschen vor den Taliban zu schützen, das sei ein großes Versagen. Gerade heute habe er aus einem seiner Dörfer gehört, daß Taliban sich mit Drohungen Einlaß in die Häuser verschafft hätten. Kurz darauf seien schwerbewaffnete amerikanische Truppen ins Dorf gestürmt und hätten nicht nur die feindlichen Kämpfer, sondern auch viele männliche Dorfbewohner verhaftet. Den ganzen Tag telefoniere er schon, um die eigenen Leute wieder freizubekommen. Allein im Gebiet seines Stammes seien in den letzten Jahren achtzehn Schulen und fünf Krankenstationen gebaut worden – aber jetzt seien alle verwaist, weil sich die Menschen nicht mehr in die Klassen oder zu den Ärzten trauten, alle Entwicklungsarbeit umsonst. Ob die Regierung ihn ausreichend schütze, da er sich als Stammesführer gegen die Taliban wende? Hadschi Agha Lalay vertraut auf Gott und seine eigenen Wachleute. Zwei Attentate hat er schon überlebt.

Kandahar

Von Alexander dem Großen gegründet, ist das heutige Kandahar das Zentrum des paschtunischen Siedlungsgebietes, damit auch die eigentliche Hauptstadt der Taliban; hier zogen sie 1996 zuerst ein, hier hielten sie die Stellung 2001 am längsten. Hier hielt Mullah Omar den Mantel des Propheten in die Höhe, der in einem Schrein aufbewahrt wird, und rief sich zum Amir ol-Momenin aus, zum Befehlshaber aller Muslime weltweit. Diese Stadt hoffen die Taliban als erste wieder zu erobern. Entsprechend wirkt Kandahar noch immer wie im Belagerungszustand, auf den Zufahrtstraßen alle hundert Meter die Checkpoints der afghanischen Armee, im Zentrum an jeder größeren Kreuzung die Panzerwagen der NATO, im Himmel Überwachungszeppeline und Hubschrauber. Der Kollege vom persischsprachigen Dienst der BBC, der mich in seinem Kleinwagen kreuz und quer durch die Stadt fährt, weiß auf den Ausfallstraßen genau, an welcher Brücke oder welchem Verkehrsschild er umkehren muß. Auch für den örtlichen Mitarbeiter eines ausländischen Senders und selbst für die Redakteure der lokalen Medien ist das Entführungsrisiko schon ein paar Kilometer außerhalb Kandahars zu groß.

Im Zentrum selbst gibt es kaum einen Häuserblock, der nicht vom Krieg erzählt: An diesem Rekrutierungsbüro der Polizei hat sich ein Attentäter in die Luft gesprengt, in jener Schule wurden Geiseln genommen, dort stand einmal ein Haus, in dem sich Taliban versteckt hielten. Anders als im Norden scheint in Kandahar jeder einen Freund oder Verwandten zu haben, der ungute Erfahrungen mit den ausländischen Soldaten gemacht hat, sei es bei einer Straßenkontrolle, sei es bei einer Hausdurchsuchung, sei es bei einem Luftangriff aufs Heimatdorf. Lediglich die Kanadier, die eine Zeitlang hier Dienst taten, werden von der Kritik vielfach ausgenommen; außerdem hat Kanada die sonnenbetriebenen Straßenlaternen spendiert, über die sich die ganze Stadt freut. Und die Taliban? Viele Antworten sind ausweichend. Spürbar ist die Angst, etwas zu sagen, was ein Spitzel weitertragen könnte.

Wird man zum Tee eingeladen, was in Kandahar nicht mehr so schnell geschieht wie im Rest des Landes, oder unterhält sich, durch die Landeskleidung jedenfalls oberflächlich getarnt, im Basar etwas

länger mit einem Händler oder Handwerker, erfährt man selten etwas Gutes, weder über die Taliban noch über den Staat. Statt dessen Verschwörungstheorien: Der Krieg sei nur ein Vorwand, damit die amerikanische Besatzung fortdauert – würden denn die Taliban nicht von Pakistan aus agieren? Sei nicht Pakistan ein Vasall Amerikas? Und könne man wirklich glauben, daß die größte Militärmacht der Welt nicht mit ein paar tausend Kämpfern auf Pick-ups fertig werde? Was immer man von dem Verdacht halten mag, den in Kandahar fast jeder Bewohner zu hegen scheint, sollte die ISAF die Heerschar ihrer Presseoffiziere vielleicht nicht nur für die Betreuung westlicher Journalisten einsetzen. Auch die Afghanen haben viele Fragen.

Stammesführer II

Moulavi Abdolaziz vom Stamm der Nurzai erwartet mich mit seinen Männern abends auf einer Decke, die mitten auf der breiten, unbeleuchteten Straße ausliegt. Vor kurzem noch Oberster Richter der Taliban in der Provinz Helmand, ist er einer der ranghöchsten Widerstandskämpfer, die sich dem Friedensprozeß angeschlossen haben. Das Haus, das die Regierung ihm und seiner Familie gestellt habe, verfüge über keinen eigenen Bereich für die Frauen, entschuldigt sich Abdolaziz, daher müsse er jedesmal vor die Tür gehen, wenn Besuch kommt. Aber sei es denn nicht zu riskant, seinen Tee hier mitten auf der Straße zu trinken, frage ich und meine nicht die Gefahr, im Dunkeln überfahren zu werden. Er wisse, daß zehn Selbstmordattentäter auf ihn angesetzt seien, antwortet Abdolaziz, aber das Haus, das ihm die Regierung gestellt habe, sei nun einmal zu klein, er könne niemanden darin empfangen, dabei erwarte er eigentlich jeden Tag sechzig, siebzig Gäste. Der Regierung sei es offenbar egal, ob er in Würde lebe, ob er umgebracht werde. Und was sei mit den hehren Worten, friedenswillige Taliban mit offenen Armen zu empfangen? Daran habe er auch geglaubt, meint Abdolaziz, aber jetzt stelle er fest, daß alles nur Gerede sei, die Regierung gar nicht an Frieden interessiert.

Moulawi Abdolaziz hat eine betörend milde Stimme. Wie in Zeitlupe schwingt der Oberkörper vor und zurück, während der Blick sanft auf seinem Gegenüber ruht. Überhaupt ist der Umgangston der Männer von einer Freundlichkeit, ja Zartheit, daß sich das Feindbild, das ich mir von einem Talib gemacht habe, schon nach einigen Minuten in Luft auflöst. Ein älterer Herr nennt den Stammesführer ironisch Präsident und fragt mit leisem Spott, ob man das Gespräch nicht beim Essen fortsetzen könne. Während Abdolaziz noch lächelnd meinen obligaten Einwänden lauscht, keinen Hunger zu haben, nach Hause zu müssen, nicht zur Last fallen zu wollen und so weiter, wird schon die Plastikdecke auf dem Teppich ausgebreitet und das Essen aufgetragen, Salat, Brot, Joghurt, Kräuter und ein unwiderstehlich gewürztes Curry, zum Nachtisch Trauben und Melonen.

Nach dem Essen erzählt Moulawi Abdolaziz seine Geschichte, die ich notgedrungen ungeprüft mitschreibe, das Notizbuch von einer Taschenlampe beleuchtet, die einer der Männer für mich hält: Noch als Jugendlicher habe er sich Anfang der neunziger Jahre den Taliban angeschlossen, damit Raub, Vergewaltigung und Mord im Land ein Ende fänden. Ihr Regiment sei streng gewesen, ja, aber absolut gerecht, niemand habe über dem Gesetz gestanden, Mord, Ehebruch, Vergewaltigung, Diebstahl, Päderastie, Hunger, Korruption, das alles habe es unter den Taliban nicht gegeben. Allerdings hätten mit der Zeit immer mehr Ausländer das Wort geführt, Pakistanis und Araber vor allem, und es sei bereits Ende der neunziger Jahre zu Konflikten innerhalb der Bewegung gekommen. Der kapitale Fehler der Taliban sei der Pakt mit Osama bin Laden gewesen. Mit al-Qaida habe das Verhängnis begonnen, und das hätten viele Kommandanten vorausgesehen, manche Osama bin Laden sogar für einen amerikanischen Agenten gehalten. Doch Mullah Omar habe alle Einwände in den Wind geschlagen. Es sind doch unsere Brüder, habe er gesagt, unsere Gäste.

Nach der Vertreibung der Taliban 2001 habe Moulawi Abdolaziz sich den Behörden gestellt und sei amnestiert worden, das Dokument trage er immer noch mit sich. Geld habe er fortan im Waffenhandel verdient. Das Schlüsselerlebnis, den Kampf wieder

aufzunehmen, sei eine Szene am Musa-Qala-Fluß gewesen: Aus einiger Entfernung habe er ausländische Soldaten gesehen, die eine afghanische Frau kontrollierten, ihr also auch den Leib abtasteten. Ohne nachzudenken, habe er eine seiner Waffen genommen und auf die Soldaten geschossen – ohne zu treffen, fügt Moulawi Abdolaziz bedauernd hinzu. Zwar sei er geflohen, aber bald schon verhaftet und im Gefängnis misshandelt worden. Wieder in Freiheit, habe er Männer um sich gesammelt und sich wieder den Taliban angeschlossen.

Auch die Taliban seien erschöpft und von inneren Konflikten zermürbt, sagt Moulawi Abdolaziz, der sein Alter auf zweiunddreißig schätzt. Die Afghanen, die ohnehin nur noch ein Viertel der Kämpfer ausmachten, seien frustriert, weil längst pakistanische Pandschabis den Ton angäben, aber nicht nur die, sondern auch Araber, Zentralasiaten, sogar Chinesen. Die Ausländer seien nicht nur äußerst brutal, sie veruntreuten auch Geld, töteten jeden, der nicht mit ihnen zusammenarbeite, zerstörten die Schulen, vor allem die Mädchenschulen. Er selbst sei im pakistanischen Quetta zwei Tage lang verhaftet worden, weil er die ausländischen Taliban zu scharf kritisiert habe. Später habe er gehört, daß die Amerikaner angekündigt hätten, das Land zu verlassen. Er betrachte Mullah Omar noch immer als Amir ol-Momenin, als Befehlshaber der Gläubigen, auch heute. Aber die Taliban seien nicht mehr, was sie anfangs waren, sondern leider von Ausländern gesteuert, die kein Interesse an Afghanistan hätten und dessen Zerstörung in Kauf nähmen. Wenn die Regierung den afghanischen Kämpfern nur ein konkretes Angebot machen würde, würden sich viele dem Friedensprozeß anschließen. Er selbst habe durchaus noch Kontakt zu alten Gefährten, aber welches Argument habe er denn, um sie für den Frieden zu gewinnen, wenn er nicht einmal gebührend Gäste empfangen könne?

Ich frage, was konkret denn Moulavi Abdolaziz von der Regierung erwarte. Ein größeres Haus, antwortet er sofort, eine Arbeit für seine Männer und für sich selbst ein Amt. Welches denn zum Beispiel? Zum Beispiel das Amt des Vorsitzenden des Gelehrtenrates der Stadt, schlägt Abdolaziz vor; der bisherige Vorsitzende sei vor

kurzem ermordet worden. Aber er könne auch eine Theologische Schule leiten oder dergleichen. Und politische Forderungen? Die Gefangenen müßten freikommen, meint Abdolaziz und fügt erst auf eine weitere Nachfrage hinzu, daß nach einem Friedensschluß natürlich auch die Scharia wieder gelten müsse. Das Land sei schließlich islamisch, aber viele Frauen gar nicht oder nicht richtig verschleiert, nicht wie im Süden. Die Burka müsse es nicht sein, das Gesicht dürfe frei bleiben. Nein, gegen Mädchenschulen hätten die Taliban nichts, bekräftigt Abdolaziz, oder jedenfalls nicht die wahren Taliban, nicht Mullah Omar, der ganz anders sei, als viele Menschen meinten, ein bescheidener, stiller Mann, der Kinder liebe und die Barmherzigkeit. Wie oft habe er selbst erlebt, wie Mullah Omar jemanden begnadigte, der etwa seinen Bart rasiert hatte; der Amir ol-Momenin habe immer auch an die Familie eines Sünders gedacht.

Was er eigentlich von Selbstmordanschlägen halte, frage ich. Wenn man den Feind angreife und dabei sterbe, dann sei das eine Heldentat, erklärt Moulawi Abdolaziz. Hingegen sei es eine große Sünde, sich unter unschuldigen Menschen, also im Basar, in einer Moschee oder auf der Straße, in die Luft zu sprengen.

– Gehörten denn Selbstmordattentate nicht zu den Methoden der Taliban?
– Nein!, ruft Moulawi Abdolaziz, das haben wir nie gewollt, das haben die Araber eingeführt.
– Und die Anschläge vom 11. September 2001?
– Darüber möchte ich nicht sprechen.
– Warum?
– Weil die Anschläge nicht in Afghanistan geschahen und nicht von Afghanen begangen wurden.
– Aber grundsätzlich – sind westliche Zivilisten für Sie legitime Angriffsziele?
– Nur wenn sie gegen den Islam kämpfen.
– Also nicht der Ungläubige als solcher?
– Haben wir dich etwa nicht freundlich empfangen?
– Ich bin Muslim.

– Wir hätten dich genauso freundlich empfangen, wenn du Christ oder Jude wärst. Du willst uns nicht angreifen, nicht unsere Kultur zerstören, also ist es unsere Pflicht und Ehre, gastfreundlich zu sein.

Ob er den Entschluß bereue, sich dem Frieden angeschlossen zu haben? Und ob er ihn bereue! antwortet Moulawi Abdolaziz, ohne zu zögern. Aber zurück könne er auch nicht, die Taliban tränken schon sein Blut.

Die Grenze der Berichterstattung

Ein Bettlaken über dem Bauch, der Oberkörper spindeldürr und die Schenkel mit Wunden übersät, die an der frischen Luft trocknen, liegt «Die Gnade Gottes», wie der Name Rahmatullah wörtlich übersetzt heißt, im Hof des Mirwais-Krankenhauses. Die Unterarme, vom Jod noch gelb, zeigen im rechten Winkel nach oben, als solle jeder die Stümpfe sehen, an denen bis vor ein paar Tagen Hände waren. Die Haare stehen ihm zu Berge, aber das ist nur vom Staub, und Rahmatullah macht dazu das friedfertigste Gesicht. Er sei zwanzig Jahre alt, sagt er, Schäfer und mit der Herde unterwegs gewesen, als er auf dem Boden etwas Metallenes entdeckt habe, so eine runde Scheibe. Er habe sie aufgehoben, ja, und da sei die Mine auch schon explodiert. Er habe schon geahnt, daß es etwas Gefährliches sein könne, aber sei neugierig gewesen, habe auch gar nicht richtig nachgedacht. Dann lacht Rahmatullah, weil man sich ja über so eine Dummheit bei niemandem beschweren könne, lacht so herzlich und breit, daß die oberen Backenzähne zu sehen sind. Selbst die Angehörigen, die um das Bett herum stehen, ein Kind und Männer verschiedenen Alters, von denen der Älteste ihn streichelt, müssen jetzt schmunzeln über die Dummheit von Rahmatullah oder vielleicht nur, weil das Lachen so rührend ist auch für sie. Ob man die Menschen auf dem Land denn noch immer nicht über die Gefahren von Minen aufgeklärt habe, frage ich fassungslos. Ja, sagt Rahmatullah, sie hätten schon mal etwas gehört, aber so genau nun auch nicht Bescheid gewußt, was es mit diesen Teilen auf sich habe. Was er denn tue, wenn er zurückkehre ins Dorf, ob irgendwer ihm

helfe, ein Staat oder eine Hilfsorganisation? Gott hilft, antwortet Rahmatullah und fängt wieder an zu lachen.

– Dein Lachen bringt mich zum Weinen, entschuldige ich mich für meine Tränen.

Siebenhundert bis achthundert Patienten suchten das Mirwais-Krankenhaus jeden Tag auf, berichtet der Chefarzt Mohammad Qasem, der zwischen dem dichtem Bart und den matten Augen tiefe Furchen im Gesicht hat. Hinzu kämen die Angehörigen, die im Garten oder auf den Fluren campieren. Die anderen Städte des afghanischen Südens verfügten allenfalls über Krankenstationen. Im Schnitt müßten sie jeden Tag ungefähr hundert Patienten stationär aufnehmen, von denen vielleicht zwanzig Opfer des Krieges seien, Minenopfer, Anschlagsopfer, Opfer von Luftangriffen, auch verwundete Taliban, für die das Krankenhaus eine Art Immunität ausgehandelt habe – für einen Arzt müsse jeder Patient schließlich gleich sein. Daß sie Krieger beider Parteien versorgen, habe nebenbei den Vorteil, von niemandem bedroht zu werden. Viele Patienten seien hier, die die Signale der ausländischen Soldaten nicht richtig zu deuten gewußt hätten, hätten sich etwa einem Konvoi genähert, statt anzuhalten, und seien deshalb angeschossen worden. Sei es kein Verbrechen, ein ganzes Dorf zu bombardieren, weil sich in einem einzigen der Häuser ein Feind versteckt halten könnte? Und schließlich erkläre sich auch die hohe Anzahl von Verkehrsopfern teils mit dem Krieg; aus Furcht vor Überfällen führen die Fahrer auf den Überlandstrecken so schnell, von den vielen Nervenkranken gar nicht zu reden, jeden Tag vierzig, fünfzig Patienten mit schweren Störungen, Aggressionen, Schlaflosigkeit, Verfolgungswahn und dergleichen. Nach vierunddreißig Jahren Krieg seien achtzig Prozent der Afghanen psychisch gestört, schätzt Dr. Qasem, und auch das traditionelle Wertgefüge sei verfallen, Aufrichtigkeit, Vertrauen, die Achtung vor dem Gesetz, der Respekt vor Autoritäten. Ob er glaube, daß der Krieg jemals zu Ende geht, frage ich. Ach was, antwortet Dr. Qasem, Tag für Tag werde es schlimmer; dieses Gerede von Friedengesprächen, vom Schutz der Zivilisten – diese hochgesicherten Konferenzen – alles Lüge. Alle wüßten doch, daß nicht die Afghanen das Schicksal ihres Landes

bestimmten, sondern das Ausland; Pakistan, die Vereinigten Staaten, Iran, China, Rußland, Indien, Saudi-Arabien, alle mischten sie mit.

– Weshalb führen sie ihre Kriege nicht untereinander, weshalb lassen sie Afghanistan nicht endlich in Frieden?

Dr. Qasem führt mich durchs Krankenhaus, in dem auch einige europäische Ärzte und Schwestern arbeiten, wie die Einheimischen mindestens zehn Stunden am Tag sechsmal die Woche. Kinder liegen mit Verbrennungen nackt auf einem Bett, manchmal zu zweit, und wimmern, neben ihnen Väter in vollständiger Verzweiflung. Aber an den Rand des Gebietes, das für meine eigene Berichterstattung zugänglich ist, trete ich erst vor dem Bett eines Zwölfjährigen, der tags zuvor zwischen die Fronten eines Feuergefechtes im Dorf Panjabad geriet. Dr. Qasem hat schon das Tuch angehoben, um den zerfetzten Magen zu zeigen. Dann hält er einen Augenblick inne und legt das Tuch wieder vorsichtig auf den Jungen:

– Wir haben hier schon Traumatisierte genug, erklärt Dr. Qasem, warum er mir den Anblick erspart.

Friedhof II

Nachdem ich Nur Agha und sein Schaf photographiert habe, gehe ich weiter über den Friedhof von Kabul. Diesen und jenen seiner Bewohner spreche ich an und bekomme als Antwort auf meine Frage mal die Vier genannt, mal die Acht, mal die Zwölf. Vier Märtyrer, acht Märtyrer, zwölf Märtyrer. An einem Wassertank füllen Kinder große Kanister auf. Die verdreckten Gesichter, die verfilzten Haare und die Lumpen an den schmalen Leibern erübrigen die Frage, ob sie die Schule besuchen. Freudig posieren die Jungen und Mädchen fürs Photo – ja, macht nur, winkt ein älterer, großgewachsener Herr, der etwas bessere Kleidung trägt – und können es kaum glauben, als sie sich anschließend auf dem kleinen Display meines Apparats sehen. Der Herr stellt sich vor – sein Name Hadschi Niaz Mohammad, Friedhofswächter von Beruf, sechzig Jahre alt – und hat sich nach zwei Minuten bereits in Rage

geredet: Ein Hundeleben führten sie hier, arm und von niemandem respektiert.

– Schau dir diese Kinder an, schau in ihre Gesichter. Schau auf die Zelte: Warum müssen Menschen auf dem Friedhof wohnen?

Ob irgendwer helfe, villeicht der Staat?

– Ach, woher.

Und eine der internationalen Organisationen, etwa die Vereinten Nationen?

– Die Vereinten Nationen – der Hadschi lächelt bitter – die Vereinten Nationen gibt es doch nur im Fernsehen.

Dreitausend Afghanis verdiene er im Monat, umgerechnet fünfzig Euro, ohne Altersvorsorge oder Versicherung. An manchen Tagen habe er so wenig Geld, daß er den bettelnden Kindern nichts zustecken könne.

– Nein, kein Hundeleben, wir leben noch schlechter als Hunde. Hunde schämen sich wenigstens nicht. Dann zeigt er auf das Notizbuch, das ich in der Hand halte: Ich schreib dir zwölf deiner Bücher voll, so groß ist unser Schmerz.

Der 11. September 2001?

– Ich weiß nicht, wer so etwas tut und warum, seufzt der Hadschi: Ich weiß nur, daß wir Afghanen dafür büßen mußten, alle Afghanen. Wissen Sie, wir sind kein Volk ohne Geschichte. Wir hatten aufrechte Führer, wir hatten Dichter, wir hatten ein Ansehen in der Welt. Es gab Zeiten, da haben wir mit Deutschland Handelsverträge geschlossen, da haben wir in Deutschland Mercedes-Benz bauen lassen. Aber heute sind wir die Bettler Deutschlands. Heute bringt ein Selbstmordattentäter einen deutschen Kommandanten um, und alle Deutschen halten uns für Terroristen.

Ob es denn unter den Taliban besser gewesen sei, frage ich. Immerhin habe es unter den Taliban keine Diebe, keine Vergewaltiger, keine Mörder gegeben, sagt der Hadschi, nachdem er lange überlegt hat. Die Kabulis konnten nachts die Türen offenlassen oder an der Friedhofsmoschee die Spendendose unverschlossen, aus der die Bewohner versorgt wurden. Heute leere das Ministerium für

religiöse Stiftungen die Dose, so daß kein Afghani den Friedhof erreiche.

Hadschi Niaz Mohammad führt mich in den Hof der Moschee, wo er wohnt. Blitzschnell ist ein Teppich ausgerollt, eine Plastikfolie in die Mitte gelegt, eine Teekanne, Gläser, Brot und Joghurt darauf gestellt:

– Aber für seine Gastfreundschaft ist Afghanistan noch immer weltberühmt, behaupte ich.

Später bemerke ich, wie der Hadschi unauffällig meine Schuhe herumdreht, die Ferse zum Teppich. Das ist in Afghanistan üblich, damit die Gäste beim Gehen leichter in ihre Schuhe hineinschlüpfen können. Auch auf diese Geste sollte die Welt in Afghanistan achten.

DER AUFSTAND

Teheran, Juni 2009


Aralsee
Kaspisches Meer
Srinagar
Kabul
Lahore
Neu Delhi
Teheran
Ahmedabad
Persischer Golf
Rotes Meer
Kaspisches Meer
Rāmsar
Salman Shahr
Gīlan
Now Shahr
Rūyan
Bābol
Sārī
Amol
Mazandaran
Qazvīn
Qazvin
Elburs-Gebirge
Teheran
Karaj
Damavand
Markazi
Teheran
IRAN
Semnan
Qom

Zufallsgemeinschaft

Wieder öffnet sich im letzten Moment eine Tür, diesmal ein Rollgitter, um genau zu sein, das Rollgitter eines schmalen Sanitärgeschäfts in einer sechsspurigen Straße, auf der eine Einheit der Freiwilligenmiliz heranrückt, der *Bassidsch*, etwa hundert Mann mit Helmen, Schilden, Knüppeln und Schutzwesten über der Zivilkleidung. Der Ladenbesitzer, ein kleiner, leicht gebückter Mann mit grauen Haaren und weißem Schnurrbart, zieht das Gitter hinter uns herab. Wir: vier Menschen unterschiedlichen Alters, die sich nicht kennen, drei Männer und eine Frau. Hektisch stellen wir uns einander vor, obwohl keine Eile ist, da wir für unbestimmte Zeit ein paar Quadratmeter teilen wie einen Aufzug, der stehengeblieben ist, einer Ingenieur, der andere Student, sie Lehrerin, der vierte eigentlich nur Berichterstatter. Aus dem Ausland? fragt die Lehrerin, als sei das allein schon eine gute Nachricht.

– Wir müssen uns verstecken! ruft der Ingenieur: Wenn die Freiwilligenmiliz uns entdeckt, wird sie den Laden anzünden.

Aber die Freiwilligenmiliz erreicht den Laden nicht. Viele der Demonstranten haben sich umgedreht und bewerfen die Milizionäre mit Steinen. Wieder werden Müllcontainer auf die Straße gerollt und angezündet. Auch aus anderen Richtungen fliegen Steine, keine zwei Meter von uns entfernt beteiligen sich zwei ältere, glattrasierte Herren am Kampf, auf der anderen Straßenseite Frauen. Manche der Milizionäre wollen weiter vorrücken und werfen ihrerseits mit Steinen, andere weichen zurück. Durch das Rollgitter sehen wir, daß die Milizionäre untereinander diskutieren, wir sehen den Anführer schreien, als plötzlich die Demonstranten «Gott ist größer!» rufen und nach vorne stürmen.

Der Jubel, der ausbricht, weil die Freiwilligenmiliz davonrennt, währt keine fünf Minuten, dann rückt schon ein Antikrawallkommando an, das *zedde schuresch*. Der Sanitärhändler

schließt die Glastür und nimmt uns mit in sein Lager. Von dort aus hören wir Schüsse, Schreie, Sirenen. Weitere fünf Minuten später ist es wie auf Knopfdruck still. Als der Sanitärhändler uns die Glastür öffnet und das Rollgitter hochfährt, betreten wir ein verlassenes Schlachtfeld, Rauchschwaden, der Boden übersät mit Steinen und den Glassplittern der Autos, hier und dort Feuer. Aus den benachbarten und gegenüberliegenden Häusern kommen zu viele Menschen zum Vorschein, als daß sie alle Anwohner sein könnten, und reiben sich die Augen. In der Luft liegt noch der Geruch von Tränengas. Es ist Samstag, der 20. Juni 2009. Was wie Krieg aussieht, war noch ein Schweigemarsch, als ich drei Tage zuvor in Teheran eintraf.

Ankunft

Der Fahrer, der mich vom Flughafen ins Zentrum bringt, ist am Freitag nicht einmal wählen gegangen. Ob er dennoch etwas von den Demonstrationen mitbekommen habe, die nach Bekanntgabe des offenbar gefälschten Wahlergebnisses ausbrachen?

– Mein Herr, sagt er, ich hätte mich schon zu Hause einsperren müssen und mit niemandem reden dürfen, um nichts von den Demonstrationen zu bemerken.

Und die Gründe, Hintergründe? Der Fahrer versorgt mich mit Details und dementiert Gerüchte. Nein, die Antikrawallkommandos bestünden nicht aus Ausländern. Ja, es gebe genug Iraner, die unter Umständen, die der Staat herbeiführen könne, bereit seien, ihre eigene Mutter niederzuknüppeln. Er selbst war lange Jahre Soldat. Die Anforderungen an eine militärische Laufbahn seien komplex. Einen großen, athletischen Körper zu haben, genüge nicht. Man müsse sich mit vielem auskennen, umfassend trainiert und klug genug sein, um auch in den Situationen richtig zu reagieren, die man nicht simulieren könne. Aber eine Aufgabe gebe es, für die man als Soldat lediglich einen großen, athletischen Körper benötigt und möglichst wenig Verstand. Die Antikrawallkommandos würden genau danach ausgewählt, nach Größe und Dummheit, und so

indoktriniert, daß sie in den Situationen gerade nicht nachdenken, die man nicht simulieren kann.

Mittwoch

Im Ingenieurbüro des Freundes ist um halb vier Dienstschluß, damit alle Angestellten an der Demonstration teilnehmen können. Bis Viertel nach vier ist man allerdings mit dem Qualifikationsspiel für die Fußballweltmeisterschaft beschäftigt, Tor für Iran, Jubel. Die Namen der Spieler, die ein grünes Armbändchen tragen, drehen eine Runde nach der anderen durch die Großraumbüros. Dann der Ausgleich: Wenn Saudi-Arabien und Nord-Korea heute nacht unentschieden spielen, hat Iran nicht einmal die Relegationsspiele für die Qualifikation erreicht, aber jetzt schnell zum Protestmarsch, der keine zehn Minuten entfernt bereits in der Revolutionsstraße begonnen hat.

Da die ersten Toten zu beklagen und alle Proteste untersagt sind, ziehen die Menschen schweigend durch das Teheraner Zentrum, rufen keine Slogans, führen keine Plakate oder Fahnen mit sich. Selbst von der Hochstraße aus, die auf *Youtube* später dutzendfach zu sehen sein wird, überblicke ich weder den Anfang noch das Ende des Zuges. Die meisten halten ein Din-A-4 großes Blatt mit einem Spruch oder dem Photo eines Erschlagenen in die Höhe, das sie selbst ausgedruckt haben. Favorit sind sarkastische Anspielungen auf die Behauptung des Präsidenten, daß in Teheran nur einige Hooligans unterwegs seien wie nach einem verlorenen Fußballmatch. Noch nie hat eine Masse auf mich so individuell gewirkt, jeder formuliert den Protest auf eigene Weise. Nicht einmal Ordner sind ausgewiesen, nur hier und dort steht jemand auf der Leitplanke und verkündet eine Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer ausbreitet. Morgen um zwei vor den Vereinten Nationen. Nein, morgen um vier auf dem Freiheitsplatz. Streckt alle die Hände hoch! Vor Einbruch der Dunkelheit bitte auflösen.

Es ist nicht klar, ob die Ordner sich spontan auf die Leitplanke gestellt haben oder einer Organisation angehören, die ansonsten unsichtbar bleibt. Nachdem die Wahlkampfzentralen zerstört

wurden, sitzen die Oppositionsführer, die noch nicht verhaftet worden sind, zu Hause und telefonieren. Der mutmaßliche Wahlsieger Mir Hussein Musawi taucht ohne Ankündigung, die zu gefährlich wäre, bei den Demonstrationen auf, hat aber nur ein Megaphon, um sich verständlich zu machen. Das Handy ist nur vormittags zu gebrauchen, Kurzmitteilungen gar nicht möglich, das Internet so langsam geworden, daß es mit Glück noch für E-Mails taugt. Fernsehsendungen und Feuilletondebatten im Westen ranken sich um den Mythos der ersten politischen Massenbewegung, die mittels Facebook, Twitter, SMS und Google Groups kommuniziert; tatsächlich sind die Demonstranten auf Mund-zu-Mund-Propaganda zurückgeworfen. Peinlich genau sind sie darauf bedacht, den Antikrawallkommandos, die hinter diesem oder jenem Häuserblock bereitstehen mögen, keinen Vorwand zum Einsatz zu liefern. An den großen Kreuzungen bleiben sie bei Rot stehen, damit die Autos passieren können. Wenn es Grün wird, beeilen sie sich, um die entstandene Lücke schnell zu schließen. Hundert Meter weiter fordert ein Ordner sie auf, wieder langsam zu gehen, damit die Hinteren aufschließen können.

Da alle politischen Forderungen lebensgefährlich geworden sind, konzentriert sich die Opposition darauf, die Einhaltung des Gesetzes zu fordern, was die größte Provokation zu sein scheint. Überhaupt ist es kurios, zu sehen, wie die Bewegung dem Regime die Symbole geklaut hat. Während die Anhänger von Staatspräsident Mahmud Ahmadinejad nationalistisch mit der Landesfahne wedeln, um ihr religiöses Image abzulegen, trägt die Opposition, die nicht mehr in einer Theokratie leben will, das islamische Grün: jeder auf seine Weise, als Schal, als Kopftuch, als Armband oder Schnur zwischen den Fingern. Die grünen Stirnbänder kannte man von den Freiwilligen, die im Krieg gegen den Irak auf die Minenfelder liefen, oder von der libanesischen Hisbollah. Jetzt werden sie zu ultramodischen Frisuren getragen und passen bestens zu den schmalen Koteletten, die sich quer über die Wangen ziehen. Jeden Abend um zehn rufen Menschen in der ganzen Stadt «Gott ist größer» von den Dächern und Balkonen, selbst der Zoroastrier, der mich später nach Hause fährt: So weit hat uns die Islamische

Republik gebracht, schimpft er, daß wir vor Verzweiflung *Allaho akbar* rufen wie Muslime. Daß Gott größer ist, übertrifft dabei jede Parole an Gehalt: größer als Ihr, die Ihr Euch wie Götter aufführt.

Gegen alle Vernunft schauen der befreundete Ingenieur und ich nachts noch das Fußballspiel an, das einen Sieger haben muß, damit Iran sich für die Weltmeisterschaft qualifiziert. Wie im Flipper schießen die Saudis den Ball vor den Strafraum der Nordkoreaner, wo er zufällig von Bein zu Bein kreiselt und in die eigene Hälfte zurückkullert. Weil beide Gegner sich dem Wettbewerb verweigert haben, bestraft der Schiedsrichter uns mit acht Minuten Nachspielzeit.

Donnerstag

Unter allen häßlichen Plätzen Teherans nimmt der Kanonenhausplatz, der heute nach Ajatollah Chomeini benannt ist, einen besonderen Rang ein. Er wird überragt von einem himmelhohen Rechteck aus schmutzigem Beton, in dem das Fernmeldeamt untergebracht ist, ringsum niedrigere Gebäude derselben Konsistenz, in der Mitte acht Spuren einer Einbahnstraße und eine ebenso große Asphaltfläche, die einmal ein Parkplatz gewesen sein könnte und heute die nicht weiter definierte Fläche vor dem Eingang der U-Bahn ist. Wer hier wohnt oder seinen Laden hat, einst das prächtige Zentrum Teherans, später Vergnügungsmeile und heute Arme-Leute-Gegend, mag es für realistisch halten, daß Mahmud Ahmadinejad bei den Präsidentschaftswahlen zwei Drittel der Stimmen erhielt.

Der junge Mobilfunkhändler, der trotz des Protestzugs vor dem Schaufenster rasch eine iranische SIM-Karte verkauft, zeigt mir spöttisch den Vogel, als ich ihn frage, warum er nicht auf die Straße geht. Der Präsident imponiere ihm, sagt er, seine Furchtlosigkeit, sein Patriotismus und vor allem, daß er einer von ihnen sei und gegen die Bonzen der Islamischen Republik kämpfe. Mit der Religion habe er es persönlich weniger, interessiere sich für Fußball und Filme. An den Wänden hängen Poster amerikanischer Actionhelden, in den Haaren glänzt Gel. Auf den Einwand, daß der

Präsident Kritiker verhaften läßt, erwidert er trocken: Das tun sie doch alle. Und die Zensur? Es erscheinen überhaupt keine Romane!

– Mein Herr, ich lese keine Romane, in den Zeitungen steht sowieso nichts.

Holocaust?

– Ich habe keine Ahnung, was stimmt und was nicht stimmt, aber der Präsident hat doch nur eine Frage gestellt.

Wirtschaftlich halten sich die Vor- und Nachteile die Waage: Was die Familie an direkten Zahlungen oder Coupons erhält, wird von der Inflation aufgefressen, räumt der Mobilfunkhändler ein. Es ist keine blinde Gefolgschaft: Er denkt, man sollte dem Präsidenten wie seinen Vorgängern eine zweite Amtszeit einräumen, damit er aus seinen Fehlern lernt, die Inflation in den Griff bekommt und nicht alle gegen sich aufbringt.

– Viel Spaß beim Demonstrieren, ruft er mir nach, als ich mich wieder in den Zug einreihe.

– Ich will mir nur ein Bild machen, rufe ich zurück und stöhne erst jetzt über das Wetter, obwohl es an den vorherigen Tagen genauso heiß war, in der Sonne sicherlich über vierzig Grad.

Anders als bei der ersten Großkundgebung am Montag, als sich nach Angaben des Bürgermeisters, der selbst ein Konservativer ist, drei Millionen Menschen aus allen Altersgruppen versammelten, sind es vor allem junge Leute, die sich noch auf die Straßen trauen, viele Studenten, aber auch Angestellte, Stewardessen in Uniform, Mädchen im Tschador, überhaupt viele Frauen, mehr als die Hälfte, scheint mir, beileibe nicht nur die Jugend des wohlhabenden Teheraner Nordens, vielmehr ist die gesamte iranische Studentenschaft vertreten, höre ich aus den Gesprächen heraus, besonders viele Leute aus der Provinz, die in Wohnheimen wohnen und nun Zeit zum Demonstrieren haben, weil die Prüfungen abgesagt wurden. Der Riß verläuft nicht zwischen den Bürgern und den Habenichtsen, zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen dem Norden und dem Süden der Stadt, eher zwischen den Generationen, vielleicht noch den Schulabschlüssen. Viele der Demonstranten sind die Kinder derjenigen, die ihr Leben für einen islamischen Staat zu geben bereit waren und auch am vergangenen

Freitag wie selbstverständlich den Kandidaten des Führers wählten. Die höheren Schulen und Universitäten, die die Kinder besuchen, haben die Eltern mit ihrer Revolution erkämpft.

Am fünften Nachmittag in Folge auf der Straße scheint das Adrenalin der Demonstranten verbraucht, das die Überraschung über die eigene Stärke und der Schrecken über die Opfer erzeugt haben. Indem die Regierung den Widerstand zu ignorieren behauptet und sich weiterer spektakulärer Übergriffe enthält, nicht einmal Verkehrspolizisten vorbeischickt, aber gleichzeitig alle Berichte unter Androhung von Gefängnisstrafen untersagt, rutschen die Proteste in den internationalen Nachrichten nach hinten. Die Informationsblockade funktioniert: Nicht nur sind sich die täglichen Schweigemärsche in der dürftigen Optik der Handybilder zu ähnlich; die Aufnahmen dringen zu spät, zu verstreut nach draußen, um die Abendjournale rechtzeitig zu erreichen. Man muß demnach nur das Internet je nach Tagesgeschehen verlangsamen, das Mobilfunknetz abschalten und keine Journalistenvisa mehr erteilen, schon ist der Stecker aus der Globalisierung gezogen. Als lebte ich noch im Zeitalter vor der Telegraphie, werde auch ich erst nach Deutschland zurückkehren müssen, um meine Nachrichten zu überbringen. Für morgen hat Ajatollah Chamenei angekündigt, die Freitagspredigt zu halten. Weil die Zeichen, die er diese Woche gab, mal in die eine, mal in die andere Richtung deuteten, kreisen die Gespräche um die bange Frage, ob der Revolutionsführer sich zu einem Kompromiß durchringt oder morgen das Zeichen zum Sturm geben wird.

Freitag

Ausgerechnet wegen ihres Mobiltelefons gelangen Tausende nicht auf den Campus. Aus Sorge vor einem Anschlag soll man sie in einem der Busse abgeben, die vor dem Eingang stehen, doch sind es trotz aller Mahnungen, sie nicht mitzubringen, so viele, daß sich vor den Bussen große Trauben von Menschen gebildet haben, die ihr Telefon in kleinen Plastiktüten, die kostenlos verteilt werden, einem der Ordner ans Busfenster reichen wollen. Durch Bekleidung, Brille

und Bewegung als Bürgersohn ausgewiesen, nutze ich zum Durchschlängeln meinen Bonus als Auswärtiger, der löblich das Freitagsgebet besuchen will, und erreiche nach einer halben Stunde tatsächlich das Busfenster, gerade als die numerierten Zettel ausgehen. Seit drei Tagen erst, dafür um so kräftiger, trommelt das Staatsfernsehen, werben die Zeitungen, organisieren die Verbände, verabreden sich Sportvereine, werden Soldaten, Milizen und Staatsangestellte mobilisiert für den historischen Tag, an dem Führer und Volk «ihren Eid erneuern», wie es in Anspielung auf den prophetischen Bund in Medina stets heißt. Die Demonstration gelingt eindrucksvoll, zeigt der Augenschein und werden am Abend die Bilder aus den Hubschraubern bestätigen.

Dreimal habe ich das Teheraner Freitagsgebet zuvor besucht und an einem müden Ritual teilgenommen, bei dem einige Zehntausend Funktionäre, Soldaten und letzte Getreue die Revolution pflichtgemäß hochleben ließen und auf Zuruf die üblichen Todeswünsche skandierten, Tod Amerika, Tod Israel, Tod den Feinden der Herrschaft des Rechtsgelehrten, Tod den Schlechtverschleierten, den Krawattenträgern oder was gerade anstand. Schwenkte die Kamera weg, sanken die Fäuste, als wären sie mit einem Seilzug verbunden. Heute jedoch ist nicht nur die riesige Halle gefüllt, nicht nur der Campus der Universität Teheran, sondern sind es noch die umliegenden Straßen und Plätze. Den Gesichtern ist die freudige Erwartung von Fußballfans anzusehen, deren Mannschaft vor einem historischen Sieg steht. Wer sich noch keinen Platz auf dem Bürgersteig gesichert hat, beeilt sich bei der rituellen Waschung, für die Wasserwagen bereitstehen, als mache es einen Unterschied, ob man die Predigt einen oder zwei Straßenzüge entfernt verfolgt, die Männer unrasiert oder mit Bart, Plastikschlappen oder Schuhe mit runtergetretenen Fersen, damit die Füße bequemer rausschlüpfen können. Die Mode der Frauen variiert nur danach, ob sie sich den schwarzen Tschador vor die Nase halten, unter dem schwarzen Tschador zusätzlich ein schwarzes Kopftuch tragen oder beides. Das Durchschnittsalter dürfte dreißig Jahre über dem der Schweigenden liegen: Wer hierhin kommt, verteidigt die Revolution, für die er einst gekämpft

hat, für die er in den Krieg gezogen ist, verteidigt die gefallenen Söhne oder Brüder, verteidigt seine eigene Biographie. Für die Funktionäre, an ihren einförmigen Anzügen, Bärten, Brillen und Frisuren sofort zu erkennen, mögen materielle Werte auf dem Spiel stehen; den älteren Männern, die weder reich geworden sind noch durch einen Regierungswechsel zu verarmen drohen, geht es um die geistigen Werte, die der Führer stets beschwört, weil der Westen sie vor zweihundert Jahren verloren habe. Ihnen hat die Islamische Revolution Würde verliehen, das Selbstbewußtsein, sich vor niemandem mehr zu ducken. Ihre Kinder allerdings fehlen. Vielleicht sind sie unpolitisch wie der Mobilfunkhändler, denen der Präsident nur imponiert; genauso könnten sie zu den Studenten gehören, die gegen ihn revoltieren.

Als das Programm mit einem Einpeitscher beginnt, der zehn Minuten lang die üblichen Parolen variiert, bin ich der einzige, der nicht die Faust hebt. Auch wenn mich niemand zu beachten scheint, ist es beängstigend genug, in einer Menge von sagen wir mal einer Million zu stehen und als sagen wir mal einziger nicht mitzuschreien. Der Koranrezitator, der auf den Einpeitscher folgt, gibt mir Gelegenheit, mich leise mit meinem Nachbarn zu unterhalten. In gütigem Ton erklärt mir der alte Herr, zu welch unfaßbaren Lügen sich die sogenannte grüne Bewegung verstiegen habe, um den überragenden Wahlsieger zu diskreditieren. Akzeptiert man die Grundvoraussetzung, daß bei der Auszählung alles mit rechten Dingen zuging, klingt alles weitere so logisch wie in jeder Verschwörungstheorie. Später wird der Führer sogar die ermordeten Studenten als Märtyrer beweinen, erschlagen von Konterrevolutionären in gestohlenen Uniformen. Die Niedertracht dieser Feinde gehe so weit, daß sie Führer-Parolen gerufen hätten.

Nach dem Gebetssänger tritt erst ein Knabenchor mit vaterländischen Weisen auf, dann ein Elegiensänger im traditionellen Stil, dessen Verse allerdings nicht das Drama des Imam Hossein beweinen, sondern die heutige Auseinandersetzung zum Drama Hosseins stilisieren. Nie wieder wird ein Imam gegen die Übermacht der Feinde verlieren, weil ihn die Gläubigen nie wieder im Stich lassen werden, ein Freudengesang eigentlich,

dennoch weinen ringsum die alten Herren wie auf Knopfdruck: Die Passion Hosseins und die Hinterlist der Briten, Amerikaner, Zionisten und Heuchler sind allen Zuhörern in allen historischen Stadien bis in die Gegenwart so vertraut, daß Anspielungen genügen, um alle Bilder zurückzurufen.

Als die Männer gefühlig genug geworden sind, tritt Ajatollah Chamenei auf. Dem dialektischen Verlauf seiner Argumente und der Subtilität der Zwischentöne merkt man die lange Ausbildung an; die schiitischen Seminare sind die einzigen Lehrzentren der Welt, deren Unterrichtsplan seit dem Mittelalter ohne Unterbrechung bis heute auf dem aristotelischen Kanon von Rhetorik, Grammatik und Logik beruht. Im wirkungsvollen Kontrast zu den Vorrednern und zur Dramatik des Ausnahmezustands, in dem sich die Nation befindet, beginnt der Führer mit der Ruhe dessen, der weiß, daß die Hörer an seinen Lippen hängen. Die Zuhörer redet er so direkt und mit warmer Stimme an wie ein väterlicher Freund, beinah wie vorhin der Nachbar, der die Weltkonspiration darlegte. Wie jeder gute Rhetoriker lässt der Führer sie im Unklaren, worauf er hinauswill, zeigt Verständnis auch für die andere Seite, präsentiert sich als unparteiischer Richter, damit das Urteil um so wirkungsvoller ist, zu dem er nach der spannungsvoll gedehnten Exposition ansetzt. Er hat sich entschieden: für die Zuhörer und gegen die Schweigenden. Die Männer ringsum brauchen keinen Einpeitscher mehr, damit sie alle paar Minuten Tod! schreien, Tod Amerika, Israel, den Heuchlern und so weiter. Selbst das Glaubensbekenntnis, das an manchen Stellen gefordert ist, ergänzen sie um das Arsenal der Todeswünsche.

Zum Finale wird Ajatollah Chamenei plötzlich ganz still und vermag eben dadurch die Gefühle der Zuhörer noch einmal anzuheizen, die den Siedepunkt doch schon längst erreicht haben. Diese Zurücknahme, das Senken der Stimme auf dem Höhepunkt, um einen weiteren Höhepunkt zu erreichen, ist brillant, als Schriftsteller kann ich es nicht anders sagen. Der Revolutionsführer spricht seinen Vorgänger an, als spräche Imam Hossein zum Propheten: «Oh unser Herr, oh unser Vormund!» Dem Weinen nach zu schließen, ahnen alle, was folgt: «Was ich tun mußte, habe ich

getan; was ich sagen mußte, habe ich gesagt.» Imam Hossein zieht in die Schlacht von Kerbala: «Ich habe ein wertloses Leben.» Auch der Nachbar schluchzt ob dieser Demut laut auf. «Ich habe einen geschädigten Körper», steigert der Führer das Mitleid der Umstehenden ins Hysterische, indem er auf seinen Arm anspielt, der seit einem Bombenattentat gelähmt ist. «Ein wenig Ehre habe ich, die ich Ihnen verdanke. Mehr besitze ich nicht, und das werde ich auf dem Wege dieses Islams und der Revolution opfern. Was ich besitze, gehört Ihnen. Oh unser Herr, oh unser Vormund! Verrichten Sie Bittgebete für uns! Sie sind unser Oberhaupt, Sie sind Oberhaupt dieses Landes, Sie sind Oberhaupt dieser Revolution; Sie sind unsere Stütze. Mit Macht werden wir auf diesem Weg fortschreiten. Unterstützen Sie uns mit Ihren Bittgebeten und Mahnungen auf diesem Weg.» Dann rezitiert der Führer die Sure 110, «Wann Hilf' von Gott kommt und der Sieg», bevor er schließt: «Friede sei mit Euch, die Barmherzigkeit Gottes und Sein Segen.»

Manche der älteren Herren kreischen regelrecht und zittern am ganzen Leib, auch der Nachbar. Sie haben gehört, was sie hören wollten und was seit Jahren nicht mehr so klar, so simpel, so aggressiv klang: die Welt als Kampf zwischen Gut und Böse, wir gegen sie. Nach dem Gebet ziehen viele skandierend durch die Straßen, die einen in diese, die anderen in jene Richtung, erkennbar spontan, aber noch viele Häuserblocks entfernt angetrieben von dem Einpeitscher, der wieder ans Mikrophon getreten ist. Wer von heute an demonstriert, lehnt sich nicht mehr gegen die Regierung, sondern gegen den Führer auf: In der Lesart der heutigen Islamischen Republik bedeutet dies einen «Krieg gegen Gott» und ist ein todeswürdiges Verbrechen.

Die Studenten und Journalisten, mit denen ich am Morgen noch gesprochen habe, sind abends nicht mehr zu erreichen, genausowenig die Familie des jungen Mannes, der im Studentenwohnheim erschlagen wurde. Stand Freitag, 19. Juni 2009 sind fünfhundert Wortführer der Opposition verhaftet, die Demonstranten nicht mitgerechnet, die im Laufe der Woche festgenommen wurden. Um so überraschter bin ich, als mich abends der ehemalige Innenminister Abdollah Nuri zurückruft, ein

Geistlicher im Range eines Hodschatoleslams, der lange im Gefängnis saß und unter allen Reformpolitikern der einzige mit unbestrittener *credibility* außerhalb der eigenen Bewegung ist.

– Wie ist Ihre Prognose? möchte er zunächst wissen, als ich ihm gegen Mitternacht im fensterlosen Versammlungsraum seines Hauses gegenübersitze.

Ich vermute, daß die Schweigenden einen offenen Kampf nur verlieren könnten, nicht allein wegen der Übermacht der anderen Seite, ihren organisatorischen und propagandistischen Vorteilen, ihren Waffen und der Bereitschaft, sie einzusetzen: Die beim Freitagsgebet hätten ihre Geschichte zu verlieren und seien daher zu allem bereit; die Schweigenden hingegen opferten sich in der Mehrheit nicht mehr für ein politisches Ziel, eine Ideologie oder einen Führer auf, was eigentlich ein Fortschritt sei. Und selbst wenn morgen die Studenten auf die Straße gingen, die der Geschichte ihre Zukunft entgegenstellten, stünden ihnen doch nicht die Bürger zur Seite, die Arbeiter, der Basar.

Abdollah Nuri ist optimistischer:

– Wer sagt denn, daß die Drohung wahrgemacht wird?

Wer so aggressiv spreche und sich ohne erkennbaren Grund so eindeutig positioniere, habe entweder Panik oder wolle einschüchtern. Wie er höre, seien die Revolutionswächter keineswegs einmütig in ihrer Bereitschaft zur Gewalt. Kommen morgen um vier genügend Demonstranten zum Revolutionsplatz, woran er glaube, habe das Regime verloren. Erteile es den Schießbefehl, gerieten spätestens die Trauerfeiern zum offenen Aufstand. Hielte sich das Regime zurück, erwiese sich die Drohung des Führers als leer.

Ob er nicht mit seiner Verhaftung rechne, frage ich noch.

– Die Tasche ist schon gepackt, lacht Abdollah Nuri.

Zurück zum Samstag

Vom Ferdousi-Platz an, der gut zwei Kilometer entfernt liegt, ist die Stadt besetztes Land: Entlang der Bürgersteige stehen alle fünf Meter Polizisten mit Helm, Knüppel und Schild, außerdem Agenten des

Geheimdienstes, die in Iran alles sind, nur nicht geheim. Einsatzleiter sind an den Walkie-Talkies zu erkennen. Über die Revolutionsstraße verteilt und in allen Nebenstraßen warten auf Lastwagen oder in Mini-Bussen die Freiwilligenmilizen und Antikrawallkommandos. Tragen die Freiwilligenmilizen außer Weste, Helm und Knüppel ihre Straßenkleidung, wirken die Antikrawallkommandos mit ihrem Ganzkörperschutz aus schwarzem Plastik wie ein Insektenschwarm. Auf der Straße ziehen abwechselnd die Mopeds der Milizen und die Geländemotorräder der Kommandos vorbei, auf denen jeweils zwei Männer sitzen, einer am Lenker, der andere mit Knüppel. Manche Beifahrer halten einen Holzbalken in Händen. Noch nicht zu erkennen sind die sogenannten Zivilgekleideten, *lebas-schachsi*, die am meisten gefürchtet werden, weil sie nicht erst das Fürchten lehren, sondern sofort zuschlagen. Die Geschäfte sind geöffnet, auf der Straße der übliche Verkehr. Je näher ich dem Revolutionsplatz komme, desto jünger werden allerdings die Fußgänger.

– Die Polizisten nicht ansehen, flüstert ein junger Mann mit Rucksack, weil ich offenbar zu neugierig wirke: Gehen Sie ganz normal weiter.

So beklommen uns wohl beiden zumute ist, müssen wir dennoch lächeln, als wir feststellen, daß wir den gleichen Vornamen tragen.

Um Viertel nach drei erreiche ich den Revolutionsplatz, der so groß und unwirtlich ist wie viele Plätze Teherans, dreispuriger Kreisverkehr und in der Mitte eine Baustelle mit Schuttberg, ringsherum mehrstöckige Bauten aus rohem Beton mit kleinen Läden im Erdgeschoß, verdreckte Schaufenster. Aus den Autos blicken erschrockene Fahrer auf ein Militärlager: Wasserwerfer, Busse und Geländemotorräder mit weiteren Kommandos und Milizen auch am Straßenrand und weiterhin Polizisten alle zwei Meter auf dem Bürgersteig. Bleibt ein Fußgänger stehen, fordert ihn ein Agent des Geheimdienstes barsch zum Weitergehen auf. Während die Freiwilligenmilizen so tun, als stünden sie immer hier, gehen die jungen Leute rein zufällig am Revolutionsplatz vorbei. Straßen und Geschäfte sollen geöffnet bleiben, nicht einmal das Mobilfunknetz ist abgeschaltet wie an den vorherigen

Nachmittagen. Selbstsicherheit will der Staat wohl damit demonstrieren, Normalität. Nur die Kunden fehlen, und die Verkäufer stehen nicht hinter ihren Theken, sondern bang vor ihren Läden.

Um die Zeit bis vier Uhr zu überbrücken, ohne mich vom Revolutionsplatz zu entfernen, wechsle ich mehrfach die Straßenseite, trinke in kleinen Schlucken einen frisch gepressten Granatapfelsaft und lasse mir in einem Schreibwarenladen alle Zeit der Welt, einen Kugelschreiber auszusuchen. Anschließend nutze ich eine Autopanne, um mich eilfertig anzubieten, beim Anschieben zu helfen.

– Verschwindet! ruft der Kommandeur eines Antikrawallkommandos.

– Wollen wir doch, versichert der Autofahrer.

Nach zwei Minuten wird es dem Kommandeur zu bunt und er weist vier seiner Männer an, den Wagen vom Revolutionsplatz zu rollen. Ich schaue mich um, wo ich als nächstes hingehen könnte, um auf dem Platz zu bleiben.

Ich erwarte nicht mehr viel. Selbst der befreundete Ingenieur ist den ersten Tag zu Hause geblieben, wie fast alle in seinem Großraumbüro: Es reicht, daß er auf einem Video des Geheimdienstes identifiziert wird, um nicht nur seine eigene Existenz, sondern die Zukunft seiner Kinder zu ruinieren, deren Schulabschluß, deren Aussicht auf einen Studienplatz. Wer von den Schweigenden überhaupt kommt, wird so tun, als sei er nur ein Fußgänger, und allenfalls mehrfach den Platz kreuzen. Als ich jedoch um Punkt vier Uhr mit einer Wasserflasche aus einem Lebensmittelgeschäft trete, strömen die Menschen aus mehreren Straßen auf den Platz und gehen in einer Schlange, die nicht mehr aufhören will, auf dem schmalen Bürgersteig schweigend in Richtung Freiheitsplatz, zwanzig, dreißig Jahre alt die meisten, wahrscheinlich Studenten, aber auch Geschäftsleute mit Aktenkoffer, Professoren oder Intellektuelle mit grauem Kinnbart, ältere Frauen im schwarzen Tschador, überhaupt so viele Frauen wie an allen Tagen, ohne selbstbedruckte Blätter diesmal. Die ersten machen das V-Zeichen, dann wagen es nach und nach die anderen,

bis alle Hände in den Himmel zeigen. An den Helmen ist jetzt das Visier heruntergezogen.

Das Anti-Krawall-Kommando setzt sich in Bewegung. Zwei der Motorräder biegen auf den schmalen Bürgersteig: Die Fahrer geben Gas, die Beifahrer schlagen mit den Knüppeln oder Holzlatten auf die Menschen ein, die sich an die Häuserwand drängen oder in den Graben springen, der Straße und Bürgersteig trennt. Schreie, Kreischen, empörte wie flehende Rufe. Von vorn rückt eine weitere Motorradstaffel an und sorgt für einen Stau. Die Demonstranten fliehen in alle Richtungen, suchen Schutz zwischen den Autos, rennen in die Seitenstraßen oder zwischen den Autos hindurch, springen über die beiden Zäune, die die Busspur in der Mitte abtrennen, und erreichen den gegenüberliegenden Bürgersteig, die Knüppel hinterher. Ohne zu begreifen, was ich tue, sprinte ich in einer Gruppe von vielleicht fünfhundert Menschen um die nächste Ecke. Weil von vorn schon das nächste Kommando auf uns wartet, verteilen wir uns an der ersten Kreuzung links und rechts in den Gassen. Aus den nächsten Seitenstraßen reihen sich weitere Demonstranten in den Zug. Bald sind es schon wieder mehrere Tausend, die mit dem V-Zeichen parallel zur Hauptstraße laufen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht mehr bloßer Berichterstatter sein, hinter uns die Knüppel, vor uns hilf Gott.

Plötzlich brennen die Augen und ich meine zu ersticken, wieder Rufe, Kreischen, als sich neben uns eine Tür öffnet. Zehn, zwölf anderen Demonstranten hinterher, hechte ich in den Hof eines zweistöckigen Hauses und finde mich in einem Hausflur wieder. Die Greisin im bunten Tschador, die aufgeregt zwischen uns umhergeht, dürfte die Hausherrin sein. Wir brauchen Feuer! ruft jemand aufgeregt. Ein anderer: Kein Wasser an die Augen, kein Wasser! Die Greisin bringt einen Stapel alter Zeitungen, die sie auf dem Steinboden ihres Flurs anzündet. Jeder steckt ein Blatt ins Feuer und hält es sich vor die Augen. Auf dem Boden sitzt ein Mädchen und weint hysterisch, jemand anderes hält den Kopf aus der angelehnten Tür und übergibt sich. Der Rauch hilft: Bis auf das Mädchen, das weiter weint, beruhigen sich alle; anschließend beruhigen alle das Mädchen. Jemand hilft der Greisin, die Asche wegzukehren, die

anderen gehen auf den Hof, wo sich andere Demonstranten ausruhen, oder zurück auf die leere Straße – nur in welche Richtung? Sie sollen sich Richtung Freiheitsplatz halten, weiß jemand, also gehen sie nach rechts und ich hinterher, schon weil die Chance, den Knüppeln zu entgehen, in der Gruppe größer ist, da man in verschiedene Richtungen fliehen kann. In einer Querstraße reihen wir uns in einen größeren Zug von Demonstranten, der auf die Revolutionsstraße zusteuert.

Als ich zum zweiten Mal durch eine Tür fliehe, die sich unverhofft öffnet, meine ich bereits, genug gesehen zu haben: einen Zivilgekleideten, der im Vorübergehen einem Mann mit voller Wucht auf den Nacken schlägt, den Mann, der sich auf dem Boden krümmt und brüllt, seine Freunde, die ihn weinend wegziehen. Ein Auto, das an einer Kreuzung stehenbleibt, weil dort Steine fliegen; ein Milizionär brüllt den Fahrer an, weiterzufahren. Der Fahrer, erkennbar verwirrt, zeigt mit den Händen, daß er nicht weiß, in welche Richtung, schon zertrümmert der Knüppel die Scheibe des Fahrersitzes. Blutüberströmte Gesichter, Barrikaden aus brennenden Mülltonnen, ein Frau mittleren Alters, ob Anwohnerin oder Regimegegnerin, vollständig von Panik erfüllt, die kreischend, zitternd, heulend auf dem Bürgersteig steht, während vor und zurück alle Menschen an ihr vorbeisprinten. Immer wieder öffnen sich die Türen der Anwohner und die Gitter der Läden für Flüchtende, obwohl das Viertel keineswegs bürgerlich ist, ziemlich weit im Süden der Stadt. Es sind zu viele Demonstranten, die sich auf zu viele Straßen verteilen und immer wieder neu formieren, als daß die Sicherheitskräfte die Lage unter Kontrolle bringen können, zumal die Gegenwehr immer wütender wird. Die jungen Männer werfen Steine, wo sie welche finden, springen auf fahrende Motorräder und setzen sie in Brand, ebenso einen Omnibus der Freiwilligenmiliz. Viele der Polizisten wollen sich erkennbar heraushalten, kümmern sich hier und dort um verletzte Demonstranten, raten anderen, in welcher Richtung Flucht am ehesten möglich ist. Die Milizen sind oft überfordert und wissen nicht, wie sie auf eine Überzahl von Demonstranten reagieren sollen, während die Antikrawallkommandos den Protest am

effizientesten ersticken. Brutaler sind nur die Zivilgekleideten, die sich gezielt auf einzelne Demonstranten stürzen.

Als ich mich wie viele Demonstranten oder auch wie die Passanten und Autofahrer, die zufällig zwischen die Fronten geraten sind, nur noch in Sicherheit bringen will, dauert es noch zwei Stunden, bis ich das Viertel endlich verlassen habe. Der Rückweg in den Norden dauert nochmals zwei Stunden, weil die Straßen an vielen Stellen blockiert sind. Die Arbeiter der U-Bahn, die neben der Stadtautobahn gebaut wird, stehen auf ihren mehrstöckigen Wohncontainern und machen das Siegeszeichen der grünen Bewegung, als im Hubschrauber die Staatsmacht über ihnen kreist, ebenso die meisten Autofahrer, die unten im Stau stecken. Auch weit entfernt vom eigentlichen Schauplatz der Demonstration kommt es zu Auseinandersetzungen. Als es jungen Leuten gelingt, eine Einheit der Freiwilligenmiliz mitten auf der Stadtautobahn in die Flucht zu schlagen, hupen die Autofahrer, manche steigen aus und tanzen, von den umliegenden Häuserdächern und der Fußgängerbrücke, auf die ich gestiegen bin, rufen die Menschen «Tod dem Diktator!» Dann fährt die Motorradstaffel eines Antikrawallkommandos heran. Die Demonstranten fliehen über die Leitplanke, einzelne finden Zuflucht in Autos. Ich höre jemanden rufen: Alle hupen!, schon setzt wieder das Hupkonzert ein. An sämtlichen Straßenkreuzungen sind Freiwilligenmilizen postiert, im Norden selbst Männer mit weißen Bärten, schmächtige Jungen, nicht älter als fünfzehn. Die Rufe, daß Gott größer sei, sind an diesem Abend lauter und dauern länger.

Sonntag

Allein in meinem eigenen Bekanntenkreis, der in Teheran nicht besonders groß ist, sind acht Demonstranten gestern abend nicht nach Hause zurückgekehrt. Weder weiß die Polizei etwas über sie, noch waren sie bisher in einem der Krankenhäuser zu finden. Die staatliche Nachrichtenagentur spricht von dreizehn Toten, Gerüchte von ganz anderen Zahlen. In der Stadt scheint es ruhig zu sein, an allen größeren Plätzen Polizei, Antikrawallkommandos oder

Freiwilligenmilizen. Es herrscht auch Verwirrung, wo überhaupt eine Demonstration stattfinden könnte, unterschiedliche Orte machen die Runde und werden widerrufen, sicher auch vom Geheimdienst gestreut, um Verwirrung zu stiften, das Mobilfunknetz den ganzen Tag abgeschaltet, das Internet funktioniert nicht, die Satellitensender nicht zu empfangen. Die Verhaftungswelle setzt sich fort, reicht immer tiefer in den Staatsapparat und schwappt immer höher in der Hierarchie. Mehrere Studentenführer und Journalisten, die ich diese Woche so hoffnungsvoll antraf, sind vom Geheimdienst abgeholt worden, Abdollah Nuri merkwürdigerweise noch nicht. Das Staatsfernsehen führt geständige Spione vor, nennt die Getöteten Terroristen und beschuldigt den Westen, den Aufstand geschürt und bezahlt zu haben. Einzelne Reformer melden sich wütend zu Wort, mit Großajatollah Montazeri auch der höchststehende Großajatollah aus Ghom; ein zweiter Großajatollah meldet resigniert, daß er sich melden würde, hätte es noch Sinn.

Nacht zum Montag

Im Flugzeug staune ich über den euphorischen Ton der internationalen Kommentare, die die Demonstranten hochleben lassen. Das mag nett gemeint sein, verkennt aber, daß die Opposition gegen diesen gewaltigen und gewaltbereiten Sicherheitsapparat keine Chance hat. Noch sind nicht einmal die Revolutionsgarden zum Einsatz gekommen. Wenn es gelänge – aber wie? –, die Proteste fortzusetzen, gar noch einmal Hunderttausende oder Millionen auf die Straße zu bringen wie vor der Predigt des Führers, könnte es in Teheran und Ghom auch hinter den Kulissen zu einer Revolte kommen. Wenn nicht, herrscht in Iran nicht mehr der Rechtsgelehrte, sondern herrschen Knüppel, Wasserwerfer und Sturmgewehre.

EINGANG ZUR HÖLLE

Syrien, September 2012


Sfiita
Tellkalakh
Homs
Halba
Tripoli
El Hermel
Batroun
Bcharre
Qaryatein
Mittelmeer
Jounié
Ba'albek
Beirut
Yabrûd
LIBANON
Jeroûd
Zebdâni
Sidon
Damaskus
Maaroyoûn
Tyre
SYRIEN
Quneitra
ISRAEL
Golanhöhen
See Genezareth
Tiberias
Damaskus
Jerusalem
Mittelmeer
Lampedusa
Kairo

Mitte und Rand

In der Mitte der Stadt und den wohlhabenden Vierteln ist der Krieg nur zu hören, im Abstand einer ganzen oder halben Stunde, manchmal alle zehn Minuten, tagsüber seltener als nachts, eine einzelne Mörsergranate oder nicht aufhörende Salven. Die Menschen heben nicht einmal mehr den Kopf, gehen durch die neuen Shopping-Malls und den viel größeren Basar, stehen an den Ladentheken oder im Stau, sitzen in den Cafés und Restaurants, fahren mit der Arbeit fort oder ihrem Gespräch. Die Granaten werden vom Qassioun-Berg abgefeuert, zu dessen Füßen sich die Stadt bis weit in die Wüste erstreckt, ein beliebtes Ausflugsziel eigentlich, besonders im Sommer, weil die Luft dort oben ein, zwei Grad kühler und auch sauberer ist. Aber Ausflüge macht ohnehin niemand mehr in Damaskus. Freitags, wenn die Läden und Büros geschlossen, die Wege also nicht mehr notwendig sind, leeren sich die Straßen und Bürgersteige und wirkt die Stadt schon gar nachts wie verlassen. An den übrigen Tagen hingegen ist der erste Eindruck eine schon schwindelerregende Normalität. Längst hat man sich an die Checkpoints gewöhnt, die allerorten den Verkehr unterbrechen, längst auch an die Vertriebenen, die unter Brücken und in Parkanlagen campieren, weil sie keine Verwandten in der Mitte der Stadt und den wohlhabenden Vierteln haben. Fragt sich denn niemand, wo die Granaten einschlagen?

Doch, alle scheinen sich das zu fragen, jedenfalls alle, die ich darauf anspreche, und viele haben auch Antworten, ganz konkrete Beschreibungen des Krieges, weil sie an den Rändern und in den ärmeren Vierteln der Stadt wohnen, aber nun nicht mehr nach Feierabend in ihre Häuser zurückkehren können oder nur, um ihr Eigentum zu bergen, sofern es nicht geplündert worden ist. Das ist neben dem Schein von Normalität das zweite, was mich an der Stadt überrascht: Die Menschen sprechen, sprechen für oder gegen den

Staat, sprechen über die Rebellen mit Angst oder mit Hoffnung – sie sprechen. Wer Syrien kannte, wie es vor dem Aufstand war, der wird sich an die Unmöglichkeit erinnern, unter Fremden oder im öffentlichen Raum über Politik zu diskutieren. Jetzt passiert es mir in beinah jedem Taxi, daß der Fahrer von Freiheit und Demokratie redet, ja, manche wollen mich gar nicht mehr aussteigen lassen, wenn sie erfahren, daß ich im Ausland über Syrien berichte, fahren hier noch einen Bogen und dort eine Runde, um mir ihre Sicht der Lage zu erklären, ihre Not, ihre Wut, ihre Vorstellung, was aus dem Land werden soll.

Wo schlagen die Granaten ein? frage ich also gleich am ersten Tag einen jungen Schuster, der seine Familie bei Verwandten in der Altstadt untergebracht hat und sich sofort mit mir verabredet, um mich in seinen Stadtteil Midan mitzunehmen, wo die Reichen auch schon vor dem Krieg nicht hinfuhren. Im Minibus mahnt mich der Schuster zu schweigen, damit ich nicht als Ausländer auffalle, und weist wortlos auf die zerstörten Gebäude, die Moscheen vor allem, ausgebrannte Tankstellen, die Spuren der Panzer auf dem Beton. Je ärmlicher die Häuserreihen wirken, desto mehr Einschußlöcher haben sie. Anders als in Ägypten oder Tunesien, wo die Revolution in den Zentren der Großstädte stattfand, gingen die syrischen Proteste von den ländlichen Regionen sowie den Rändern und ärmeren Vierteln der Städte aus, wo die liberalen Wirtschaftsreformen unter Baschar al-Assad nicht nur das Elend verschärften; denn gleichzeitig sahen die Menschen den plötzlichen, für das einst sozialistische Syrien ungewohnt auffälligen Reichtum einiger weniger, die westlichen Limousinen und SUVs, die neuen Boutiquen und schicken Restaurants, die leuchtenden Werbetafeln allerorten. Die Tafeln, die an den Ausfallstraßen für Internetverbindungen oder Kücheneinrichtungen werben, stehen immer noch auf den haushohen Pfeilern aus Eisen, nur scheint es niemanden mehr zu geben, der sie austauscht oder die Glasscheiben reinigt. Der Schuster fordert mich mit einem Blick auf, auszusteigen, und nimmt mich in eine staubige Gasse mit, wo die Nachbarn auf dem Bürgersteig Backgammon spielen. Wir treten in eines der vierstöckigen Häuser, die nicht nur außen unverputzt sind, im Flur

kommen uns mehrere Katzen entgegen, steigen die Treppen, vor jeder Wohnungstür staubüberzogene Schuhe, und gelangen aufs Dach, das im Sommer gleichzeitig Bettenlager und Rumpelkammer ist:

– Siehst du den Krieg? fragt der Schuster.

Ja, ich sehe vier schwarze Rauchsäulen in die Luft steigen, keine fünfhundert Meter entfernt, schätze ich, und höre die Schüsse der Sturmgewehre.

Der Verlauf ist immer der gleiche: Die Rebellen beziehen Stellung in einem Stadtteil, in dem sie auf die Unterstützung der Bevölkerung zählen können – nicht nur in Damaskus sind es die ärmeren, überwiegend von Sunniten bewohnten Vororte und Viertel. Dann rückt die Artillerie an, die inzwischen auch von Luftangriffen und Raketen flankiert wird, um die Menschen zu «befreien», wie es im Staatsfernsehen jedesmal heißt.

– Aber der Staat lügt! beteuert der Schuster und zeigt wieder auf die Rauchschwaden: Niemals werde irgendwer vorgewarnt, die Bewohner flöhen erst, wenn schon die Dächer über ihren Köpfen einstürzten: Sprich mit den Menschen, wenn du in Syrien bist! Jeder einzelne hier wird dir tausend Wahrheiten sagen.

Zurück auf dem Bürgersteig, setzen wir uns zu den Männern, die in ihren traditionellen Dschellabas Backgammon spielen. Daß sie, daß alle Menschen oder jedenfalls alle Sunniten im Viertel auf die Revolution hoffen, scheint so selbstverständlich zu sein, daß eigens auf den Nachbarn hingewiesen wird, der den Staat noch unterstützt. Jeder einzelne berichtet von Greueltaten der Sicherheitskräfte, Hinrichtungen auf offener Straße, die er mit eigenen Augen gesehen habe, Folterungen, Bombenangriffen. Dabei erfahre ich auch von dem Lebensmittelhändler an der Ecke, der vor ein paar Tagen erst verhaftet worden sei.

– Haben Sie denn keine Angst? frage ich.

– Das syrische Volk hat starke Herzen, antworten sie.

Ja, das hat es, denke ich und wundere mich bei diesem wie bei so vielen anderen Gesprächen, die ich in dieser Woche führe, daß ich eines nicht wahrnehme: Haß.

Diese Menschen, durchweg sogenannte einfache Leute, viele Männer mit Bart, ihre Frauen alle mit Kopftuch, haben neun Monate friedlich demonstriert, sind niedergeknüppelt, beschossen und schließlich in einen Krieg hineingezogen worden, der gerade in diesem Moment keine fünfhundert Meter entfernt tobt. Sie haben die Bilder der Massaker gesehen, zuletzt im Damaszener Vorort Darayya, nur ein paar Kilometer entfernt, mutmaßlich vierhundert Tote, viele Frauen und Kinder darunter, vierhundert Sunniten, muß man auch sagen, weil sich der Terror gezielt gegen die Mehrheitsbevölkerung richtet. Und doch sprechen sie nicht von Vergeltung, sondern schwärmen von ihrer Stadt als der ältesten der Welt, die niemals einer einzelnen Volksgruppe oder Religion gehört habe, sympathisieren zwar mit den Rebellen, aber kritisieren deren Strategie des Häuserkampfes, schimpfen auf die Golfstaaten, die innerhalb des militärischen Widerstands ausschließlich die radikalen Gruppen unterstützten, und betonen, daß sich ihr Zorn gegen das Herrscherhaus richte, nicht gegen die Alawiten als solche. Ist das glaubwürdig, wenn die Elite des Staates wie des Militärs fast ausschließlich aus Alawiten besteht und für die Massaker gezielt alawitische Milizen eingesetzt werden, wie die Männer doch ebenfalls erwähnen? Sie wollten nicht ausschließen, sagen sie, daß es hier und dort zu Racheakten kommen werde, und fangen wieder an, auf die Golfstaaten und die Salafiten zu schimpfen. Aber das syrische Volk sei klug genug, zu wissen, daß die Regierung einen Konfessionskrieg anzettele, um die Opposition als Gotteskrieger zu denunzieren. Der Mann, der als einziger in der Straße das System noch unterstütze, sei schließlich ebenfalls Alawit und spiele dennoch mit ihnen Backgammon. Vielleicht das syrische Volk, aber nicht der Schuster und seine brettspielenden Nachbarn, ich glaub's, werden der Regierung den Gefallen tun, sich an einem Heiligen Krieg zu beteiligen.

Ich erzähle nur von dieser einen, zufällig ersten Bekanntschaft so ausführlich, dabei wiederholt sich das Muster und könnte ich von den meisten Begegnungen sehr ähnlich berichten: Gefragt, wo ich herkomme, stelle ich mich als ausländischen Berichterstatter vor, und schon sind wir mitten im Gespräch oder werde ich

mitgenommen in jene Gegenden der Stadt, von deren Besuch das Informationsministerium wohl nicht nur aus Gründen der Sicherheit abrät. Ich bin selbst überrascht, daß ich mich so frei bewegen darf. Mit einem Journalistenvisum eingereist, übergebe ich am ersten Vormittag meine Liste mit Politikern, die ich interviewen möchte – das war's. Vielleicht werde ich beschattet, vielleicht wird mein Telefon abgehört, doch eher vermute ich, daß die Sicherheitskräfte derzeit andere Sorgen haben. Auch die Künstler und Intellektuellen, die sich mit der Anzahl ihrer Gefängnisjahre vorstellen, und die Oppositionellen, deren Versammlungen man daran erkennt, daß ihre abgeschalteten Handys auf dem Sofa im Vorzimmer liegen, auch sie bestätigen, daß sie kaum noch behelligt werden, seit die friedlichen Massenproteste in einen bewaffneten Aufstand umschlugen. Der Staat konzentriere sich auf den militärischen Kampf, ich dürfe sie ruhig mit Namen zitieren.

Künstler der Revolution

Mouneer al-Sharaani sagt, daß ihm derzeit alle Kalligraphien zu politischen Aussagen gerieten, es sei wie verhext. Obwohl der Aufstand schon so lange dauere, achtzehn Monate schon, fühle er sich immer noch wie im Ausnahmezustand und könne an wenig anderes mehr denken. Al-Sharaani, ein leise sprechender, sehr höflicher Herr mit weißem Bart, der die Leidenschaft seiner Worte nicht in Gesten und Ausdrücke überträgt, empfängt mich in seinem Atelier, in dem vor allem ältere, das heißt in Syrien inzwischen: vorrevolutionäre Arbeiten ausgestellt sind, extrem formalisierte, manchmal geradezu abstrakt anmutende Schriftzüge, die gleichwohl auf der genauen Beherrschung der kalligraphischen Formensprache beruhen. Er gehört zu den bekanntesten Kalligraphen der islamischen Welt, seine großflächigen Schriftzüge werden auf Auktionen in London oder Dubai zu Höchstpreisen gehandelt. Und doch ist ihm heute mehr daran gelegen, auf seinem Laptop die kleinen Spruchtafeln und Logos zu zeigen, die er für die Demonstranten entworfen hat: «Nein zur Angst», «Nein zur Armut» oder auch «Nein zum Schweigen».

Daß ein Teil der Bewegung schließlich zu den Waffen gegriffen habe, sei angesichts der Gewalt des Staates unvermeidlich und dennoch ein… – al-Shaarani zögert, weil er das Wort «Fehler» vermeiden möchte – …nicht richtig gewesen, weil die Regierung genau das herbeiführen wollte, um die Revolutionäre zu Terroristen zu erklären und noch härter zuzuschlagen. Die friedlichen Massendemonstrationen, die der Regierung mehr zugesetzt hätten, seien seitdem nicht mehr möglich, nur noch dezentrale, kurzfristig angesetzte und also kleinere Protestversammlungen, deren Bilder kaum noch in die internationalen Nachrichtensendungen gelangten. Ein Fehler sei es gewesen, jetzt benutzt al-Sharaani das Wort doch, daß die Waffen nicht wie anfangs zur Verteidigung, sondern zunehmend auch offensiv eingesetzt würden. Die Freie Armee sei kaum in der Lage, die Viertel und Städte, die sie besetze, tatsächlich zu halten, wenn die Regierungstruppen ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung heranrückten. Außerdem sei praktisch nicht mehr zu kontrollieren, wer alles mitmische, zumal die Regierung Hunderte, Tausende Kriminelle aus den Gefängnissen entlassen habe. Hinzu kämen die religiösen Extremisten, die aus dem Ausland eingeschleust würden. «Nein zur ausländischen Einmischung» sei schließlich auch ein Slogan der Bewegung gewesen, betont al-Sharaani und zeigt mir auf dem Laptop die Kalligraphie.

– Und was erwarten Sie vom Westen? frage ich.
– Nichts erwarte ich vom Westen, sagt al-Sharaani.
– Nichts?
– Ja, es wäre schon viel gewonnen, wenn der Westen gar nichts täte, statt die Muslimbruderschaft zu stärken, die den Nationalrat dominiert, und im Ausland Oppositionsfiguren aufzubauen, die die Lage vor Ort zu wenig kennen. Und gehören denn Saudi-Arabien und Katar nicht zum Westen, können Saudi-Arabien oder Katar irgendetwas tun ohne die Zustimmung des Westens?
– Sie meinen, der Westen läßt die säkularen Kräfte bewußt im Stich, damit die religiösen Kräfte die Oberhand gewinnen?
– Bewußt oder unterbewußt unterstützt die westliche Staatengemeinschaft jedenfalls ausschließlich Islamisten, sowohl im militärischen Widerstand als auch in der Exilopposition.

Später treffe ich al-Sharaani im Atelier seines Freundes Youssef Abdelké wieder, das in einem kleinbürgerlichen, dichtbesiedelten Viertel unweit der gefährlich gewordenen Bagdad-Straße liegt. Die genaue Adresse benötige ich nicht; es genügt, in einem der Geschäfte zu fragen, schon begleitet mich der Händler bis an die Tür, um dem berühmten Künstler selbst einen guten Abend zu wünschen. Großgewachsen, mit weißem Zopf und dichtem Schnurrbart, sticht Abdelké aus seiner Nachbarschaft auch äußerlich hervor. Die beiden Freunde platzieren mich auf ein Sofa und rücken links und rechts zwei Holzstühle heran, beide ungefähr im selben Alter, etwas über sechzig, ihr Französisch mit dem samtweichen Akzent der Levante, zwei Weggefährten, zwei langjährige politische Aktivisten, Abdelké lange Jahre im Gefängnis, el-Sharaani im Exil, auch zwei ehemalige Kommunisten – Ich bin immer noch Kommunist! ruft Abdelké dazwischen –, und sind voller Hoffnung, in ihrem Alter doch noch die Freiheit zu erleben, für die sie ein Leben lang gekämpft haben.

– Die Menschen haben die Angst verloren, sagt Abdelké: Das ist das Entscheidende – vierzig Jahre Angst sind vorbei.

Mit Waffengewalt könne sich das Regime noch eine Weile halten, aber auf Dauer nicht mehr gegen ein ganzes Volk regieren, zumal die Lähmung des Landes inzwischen schon so lange anhalte, die Unterdrückung derart brutal geworden sei, daß sich auch die eigene Klientel zunehmend abwende:

– Wir nähern uns dem Punkt, an dem das Überleben des Regimes niemandem mehr nützt.

Youssef Abdelké beteuert, nicht alle seine Bilder seien politisch geworden. Als er die jüngsten Arbeiten auf dem Boden des Ateliers ausbreitet, Zeichnungen von Tieren und Stilleben darunter, erkennt sein Freund al-Sharaani dennoch die Not und Spannung der gegenwärtigen Situation in jedem einzelnen Motiv wieder.

Zwei Sichtweisen

Es mag noch einen anderen Grund geben, warum das Informationsministerium meine Wege nicht verfolgt: Mein Hotel

liegt im christlichen Teil der Altstadt, wo nun wirklich kein revolutionärer Wind weht, und soweit ein Ausländer ohne Schwierigkeiten an den Checkpoints durchgelassen wird, bewegt er sich in einer gesellschaftlichen Schicht, in der die Rebellen jedenfalls von einem Teil der Bewohner für Terroristen gehalten werden und die Opposition für das ungebildete, vom Ausland aufgewiegelte Volk. Um wieder nur eine von vielen ähnlichen Begegnungen zu schildern, sei nur der nette Ingenieur erwähnt, der aus einer der Vorstädte ebenfalls vor dem Krieg fliehen mußte, aber sich mit seiner Familie wenigstens das gute Hotel leisten kann, in dem ich wohne. Zweitausend Dollar habe ihn der Aufenthalt bereits gekostet, stöhnt er auf Englisch, zweitausend Dollar für Ferien in der eigenen Stadt, und nun habe auch noch seine Fabrik schließen müssen, weil die Anfahrtswege für Belegschaft und Lieferanten zu unsicher geworden seien; den Job sei er also ebenfalls los. Er sei Sunnit, habe weder etwas mit Alawiten zu schaffen noch besondere Sympathien für die Regierung, habe anfangs sogar mit den jungen Demonstranten sympathisiert, besonders die Korruption im Land ärgere ihn sehr. Aber nun habe er am eigenen Leib das Chaos erfahren, das die sogenannte Freie Armee anrichte, habe die bärtigen Fanatiker gesehen, ausländische Dschihadisten darunter, habe die fremden Sprachen doch gehört.

– Waren Sie denn noch zu Hause, als die Rebellen das Viertel einnahmen? frage ich.
– Nein, sagt der Ingenieur, wir waren schon geflohen, aber Nachbarn haben es uns berichtet, und Bilder gesehen haben wir auch.
– Im Fernsehen?
– Auch im Internet, sagt der Ingenieur und holt sein iPad hervor, um mir ein Video zu zeigen, auf dem langbärtige Männer mit Sturmgewehren durch eine Straße laufen. Er zeigt mir noch andere Bilder, etwa Aufnahmen von einem zerstörten Krankenhaus, und fragt, welche Revolution denn Krankenhäuser zerstöre. Als ich nachfrage, ob das Krankenhaus nicht auch von Regierungstruppen zerstört worden sein könne, legt der Ingenieur erst richtig los und klärt mich mit detaillierten Belegen, die ich

nicht durchweg als abwegig abtun kann, über den Plan des Westens und der Golfstaaten auf, Syrien erst zu zerstören und anschließend nach eigenem Gutdünken wieder aufzubauen. Seine Frau, die neben ihm im Innenhof des restaurierten Altstadthotels sitzt, nimmt ihre Zigarre aus dem Mund und nickt:

– Sehen Sie denn nicht, fragt sie, daß Syrien zu einem zweiten Irak gemacht werden soll?

Es sind zwei diametral entgegengesetzte Erzählungen, die sich das Damaskus dieser Tage in je verschiedenen Varianten erzählt und die nur eines gemeinsam haben: Jede neue Meldung, jedes neue Bild fügt sich nahtlos in die bestehende Deutung ein. Man muß nur einmal al-Dschasira und den syrischen Nachrichtenkanal nebeneinander sehen, ohne den jeweiligen Ton zu hören oder auf den Fließtext am Bildschirmrand zu achten – es sind die gleichen Aufnahmen von zerstörten Städten und weinenden Müttern, die als Beweis für die Barbarei des jeweils anderen Lagers angeführt werden. Manchmal male ich mir aus, die beiden säßen an einem Tisch, sagen wir der Schuster aus Meidan und der Ingenieur aus meinem Hotel, um ihre Argumente auszutauschen, dann höre ich von Familien insbesondere der Mittelschicht, in denen nicht einmal mehr Vater und Sohn, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin ein Wort miteinander sprechen, weil sie die politischen Ansichten des jeweils anderen für falsch, mehr noch: für verbrecherisch halten.

Das Outsourcen des Terrors

Seltsamerweise ist der Umgangston an den Checkpoints, wo Staatsmacht und Bevölkerung im Alltag aufeinandertreffen, dennoch korrekt, oft sogar freundlich. Auch die Soldaten, mit denen ich in einem Militärkrankenhaus in Damaskus spreche, wirken auf mich nicht wie finstere Gestalten, sondern ehrlich besorgt. Manche von ihnen erzählen anrührende, politisch durchaus ambivalente Geschichten, die nicht von einem Propagandaapparat vorgefertigt sein können. Der Fahrer, der mit großer Verve auf den Staat schimpft, kann dennoch mit dem Rekruten scherzen, der sich am Checkpoint ins Fenster beugt. Ich war oft genug in Ländern, in

denen die Armee als Besatzungsmacht wahrgenommen wird, ich kenne die grimmigen oder ängstlichen Blicke, wo immer sich Soldaten und Zivilisten begegnen. Seltsamerweise sehe ich sie in Syrien nur selten.

Nur einmal höre ich schon bei der Anfahrt zu einem Checkpoint den Fahrer leise fluchen, und ich sehe, wie er sich umschaut, ob er noch wenden oder in eine Seitenstraße abbiegen kann, ohne Verdacht zu erwecken. Es ist auch keine gewöhnliche Kontrolle, weil dahinter ein Stadtteil liegt, in dem sich Rebellen verschanzt haben, und die Soldaten, die mit ihren Sturmgewehren auf das Auto zielen, sehen nicht aus wie gewöhnlich, sondern tragen zur Militärhose nur schwarze T-Shirts. Selbst ihr Körperbau sticht hervor, der Kommandant ist nachgerade fett, seine Soldaten auffallend groß und äußerst muskulös, und die düsteren Blicke zeigen noch vor den barschen Befehlen an, daß sie absolut nicht zum Scherzen aufgelegt sind. Komme, was wolle, soll ich auf keinen Fall meinen Mund auftun, flüstert mir der Fahrer noch zu, da brüllt ihn der Kommandant schon an, was wir hier suchten. Der Fahrer stammelt etwas, von dem ich nur das Wort «verfahren» oder genau gesagt «Weg verloren» verstehe, schon fährt ihn der Kommandant an, daß er einen Wagen benötige. Zu Diensten, sagt der Fahrer, worauf sich vier Bodybuilder mit ihren Gewehren auf die Rückbank des iranischen Fabrikats zwängen, das wie ein Spielzeug aussieht und nur unwesentlich größer ist. Im ersten Moment bin ich froh, daß ich nicht Platz machen und also bei dem Kommandanten zurückbleiben muß.

Als die Soldaten zehn Minuten später ausgestiegen sind, flüstert der Fahrer «Schabiha», als sei allein schon das Aussprechen des Wortes gefährlich: Hast du bemerkt, daß die Gewehre geladen waren? Nein, das habe ich nicht bemerkt, ich kenne mich mit den unterschiedlichen Stellungen von Gewehrverschlüssen nicht aus. Aber daß in dem Gedränge auf der winzigen Rückbank leicht jemand aus Versehen den Abzug hätte betätigen können, hätte der Fahrer nicht hinzufügen müssen.

Die Regierung samt deren Anhängern bis hin zu dem Ingenieur in meinem Hotel bestreiten vehement, daß es so etwas wie Schabiha-

Milizen überhaupt gibt. Habe ich Beweise gefunden? Nein. Aber bemerkt habe ich und muß jeder bemerken, der sich an den Rändern der Stadt bewegt, daß ein bestimmter Typus des syrischen Soldaten sich in Kleidung, Körperbau und Mimik geradezu ostentativ von den regulären Truppen unterscheidet. Ob er sich Schabiha nennt oder nicht, ist vielleicht gar nicht so wichtig. Wichtiger ist, daß das eine Lager fest von der Existenz einer Regierungsmiliz überzeugt ist, die für nichts anderes da ist, als zu morden und zu plündern, das andere Lager hingegen die Existenz einer solchen Mörderbande für absurd hält, sie im Zentrum der Städte und den wohlhabenden Vierteln auch gar nicht wahrnimmt und deshalb für die Massaker und Plünderungen eine unheimliche, äußere Kraft verantwortlich macht. Das heißt, beide Lager fürchten sich vor einem Feind, der zum Äußersten entschlossen ist, und nehmen jede neue Gewalttat als Beleg für die Berechtigung ihrer jeweiligen Angst.

Man wird einwenden, daß die Existenz und auch die Verbrechen regierungsnaher Milizen hinreichend dokumentiert seien. Gleichwohl hält ein Teil der Syrer – viele Wohlhabende, viele Drusen, viele Christen, die große Mehrheit der Alawiten – eben deshalb am Staat fest, weil sie ihn in Gestalt der Regierung, der Beamten oder der regulären Truppen vielleicht als korrupt, aber gerade nicht als brutal wahrnehmen. Assad ist doch kein Saddam Hussein! – wie oft höre ich das während meines Aufenthaltes. Nein, das ist er nicht, weil Saddam Husseins Herrschaft wie so viele andere Tyranneien auf offener Gewalt beruhte, auf Hinrichtungen, die öffentlich verkündet wurden, auf Folterungen in den regulären Gefängnissen oder Giftgasangriffen, die er nicht einmal zu verheimlichen suchte. Die Herrschaft Baschar al-Assads hingegen ist nicht zu verstehen, wenn man nicht das menschenfreundliche Antlitz ernstnimmt, das sie sich von Anfang an zu geben versucht hat – seien es die Auftritte mit seiner jungen, sympathisch wirkenden Frau inmitten der Stadtgesellschaft, die geradezu rituell gewordenen Ankündigungen, in einen Dialog mit der Opposition treten zu wollen, oder die wirtschaftliche Liberalisierung, die dem Land die Schöne Neue Welt der globalen Konsumgüter beschert hat.

Indem der Staat den Terror gewissermaßen «outgesourct» hat an Milizen, deren Existenz er entschieden bestreitet, versetzt er die oppositionellen Teile der Bevölkerung in Angst und Schrecken und führt seinen Anhängern zugleich in den täglichen Abendnachrichten vor, wie erbarmungslos die Opposition im Fall eines Machtwechsels mit ihnen verführe. So bezieht das Regime seine Legitimation aus dem Radikalismus seiner Gegner, den es deshalb systematisch schürt. Mit wachsendem Erfolg: Daß die verwundeten Soldaten, zu denen ich im Militärkrankenhaus geführt werde, von der Roheit der Rebellen sprechen, mag ihnen eingebleut worden sein oder nicht; bei aller Perfidie der staatlichen Propaganda schwer vorstellbar erscheint hingegen, daß ihnen die groben Stichverletzungen erst im Leichenschauschau zugefügt oder die Gliedmaße nachträglich abgetrennt worden sein sollen. Im Flur stapeln sich die Särge, weil in den Kühlkammern kein Platz mehr ist.

Das Fest des Heiligen Elian

Mit dem Photographen Kai Wiedenhöfer fahre ich zum Fest des Heiligen Elian in die Kleinstadt Qaryatein, zwei Stunden nördlich von Damaskus. Gewöhnlich wird das Fest von Christen aus dem ganzen Land besucht, dieses Jahr jedoch ist nur die eigene Gemeinde gekommen, die auf den Bänken der kleinen, über tausend Jahre alten Kirche Platz findet, die Männer in Bundfaltenhosen und kurzärmligen Hemden, die Frauen in knielangen Röcken, die Jugendlichen mit viel Gel in den Haaren, die Kinder mit Glitzer auf den Kleidern. Der Gottesdienst besteht fast ausschließlich aus Liedern und gesungenen Gebeten, die nicht viel anders als Koranrezitationen klingen; beim Vaterunser breiten die Gläubigen die Hände mit den Handflächen nach oben aus wie Muslime bei der Fatiha, und für die Eucharistie knien sich die langbärtigen Mönche hin, um mit der Stirn den Boden zu berühren. Für die Bibellesung hat der Priester sicher nicht zufällig die Befreiung des Volkes Israel aus der Tyrannei des Pharaos ausgewählt. Er gehört dem Kloster Mar Musa an, das von der Regierung wie von der Amtskirche kritisch beäugt wird, weil der italienische Ordensgründer Paolo

Dall'Oglio öffentlich über die Gewalt der Regierungsmilizen gesprochen und zum Dialog mit der Opposition aufgerufen hat. Seit er des Landes verwiesen wurde, leitet ein Syrer den Orden, Vater Jacques, der sich mit kritischen Worten allerdings ebensowenig zurückhält.

Nach dem Gottesdienst nimmt Vater Jacques mich mit in sein karges Büro, das zugleich Unterkunft ist. Die Amtskirche in Syrien, kommt er ohne Umschweife auf die Lage im Land zu sprechen, mache den gleichen Fehler wie im Irak, wo sie sich aus Angst vor den Islamisten eindeutig auf Seiten der Regierung positioniere. Wenn sie schon nicht über die Unterdrückung reden wolle, sollte sich die Kirche wenigstens neutral verhalten, sonst werde sie später in Haftung genommen. Leider seien auch in den Gemeinden selbst, vor allem den ländlichen Gemeinden, die Christen von der Furcht beseelt, in einem revolutionären Syrien keinen Platz mehr zu haben. Zwar gebe es viele junge Christen, die in den Gefängnissen säßen, aber gerade auf dem Land kennten viele Gemeindemitglieder ihre eigene Geschichte nicht, hielten den Islam für einen Albtraum und merkten nicht, wie fundamentalistisch sie inzwischen selbst geworden seien.

Ich frage, ob die syrischen Christen nicht allen Grund hätten, sich zu fürchten, wenn sie das Schicksal ihrer irakischen Glaubensbrüder sähen.

– Nicht nur wir Christen, die Syrier stehen vor dem Eingang zur Hölle. Aber doch nicht, weil die Menschen in Freiheit leben wollen, sondern weil auf ihr berechtigtes Anliegen mit Gewalt reagiert wird.

– Und wenn aus Syrien am Ende also ein zweiter Irak würde?

– Dann würde es wohl einen Exodus geben, sagt Vater Jacques, um sofort zu betonen, daß die Christen in sehr viel höherem Maße in die syrische Gesellschaft integriert seien als im Irak oder auch in Ägypten. Außerdem übe der Fundamentalismus im Vergleich zu anderen arabischen Ländern nur eine geringe Wirkung auf den syrischen Islam aus. Vor Ort käme der Orden mit den Muslimen jedenfalls besser zurecht als mit manchen Christen.

Ich frage Vater Jacques, was er von der Forderung mancher europäischer Politiker hält, aus Syrien ausschließlich christliche Flüchtlinge aufzunehmen.

– Diese europäischen Politiker sollten lieber alles dafür tun, damit überhaupt niemand aus Syrien fliehen muß, statt mit ihren unverantwortlichen Äußerungen genau jenen Konfessionalismus zu befördern, der uns bedroht. Wir Christen gehören zu diesem Land, auch wenn das die Fundamentalisten weder bei uns noch in Europa gern hören. Die arabische Kultur ist unsere Kultur!

Fünfmal ist das Kloster Mar Musa überfallen worden, von Kriminellen wohlgemerkt, nicht von Islamisten, fünfmal, obwohl es schon beim ersten Überfall kaum etwas zu stehlen gab. Nein, sagt eine Nonne leise, sie hätten nicht das Gefühl, daß die Regierung sie beschützen wolle. Eher fühlten sie das Gegenteil.

Am Grabe von Ibn Arabi

Wenn es im Islam eine Theologie des Pluralismus gibt, dann hat sie im dreizehnten Jahrhundert der Mystiker Ibn Arabi geprägt, der «Größte Meister» wird er bis heute genannt, *asch-Schaych al-akbar*. In einem seiner berühmtesten Gedichte heißt es:

Mein Herz kann jede Form annehmen,
Für Gazellen eine Weide, für Mönche ein Kloster,
Ein Tempel für die Götzen, die Kaaba für Pilger,
Die Tafeln der Tora, die Blätter des Korans.
Ich folge der Religion der Liebe
Wohin auch ihr Reittier sich wendet,
Dort kehr' ich mich hin.

Ibn Arabis Grabmoschee liegt mitten im alten Salihiyya-Viertel von Damaskus, einem engmaschigen Netz sehr belebter, nicht herausgeputzter Gassen und Gäßchen, in die es auch in friedlichen Zeiten nur wenige Ausländer verschlug. Nach Geschlechtern getrennt, sind die Gläubigen in stilles Gottgedenken versunken, psalmodieren leise den Koran, der vor ihnen auf kleinen

Holzständern liegt, oder verrichten ihr Ritualgebet. Manche tragen die langen Haare und bunten Ringe der Derwische, andere die langen Bärte, kurzen Haare und weißen Gewänder, die man auch von Salafisten kennt, dazwischen einige Männer in westlichen Anzügen, die Wangen glattrasiert, außerdem Kinder, die zwischen den Gläubigen spielen. Auch ich verrichte mein Gebet und werde, noch bevor ich mir eine Wand zum Verweilen suchen kann, von einem jungen Mann angesprochen, der mich in gebrochenem Persisch fragt, ob ich Iraner sei. Offenbar hat er an der Stellung der Hände bemerkt, daß ich dem schiitischen Ritus gefolgt bin. Ich müsse vorsichtig sein, sagt er leise, Iraner hätten zur Zeit viele Feinde in Syrien. Den Ratschlag erhalte ich oft: Weil die Islamische Republik den syrischen Staat mit Geld, Waffen und Militärberatern unterstützt, sollte man sich auf den Straßen besser nicht als Iraner zu erkennen geben.

Wir ziehen uns zurück in eine Ecke des Schreins, um uns ungestört zu unterhalten. Der junge Mann ist begeistert, daß ich die Schriften Ibn Arabis kenne, und begeistert zugleich von Iran, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß er auf Seiten der syrischen Regierung steht, spricht von den Aufständischen nur als Extremisten und Terroristen. Ob er denn wisse, daß die Islamische Republik Sufis gnadenlos verfolge, frage ich. Der junge Mann versteht erst nicht und fragt dann mehrfach nach, ob er richtig verstanden hat. Ja, sage ich immer wieder und berichte von den vielen Derwischklöstern, die in Iran dem Erdboden gleichgemacht, und den mystischen Scheichs, die mit geschorenen Haaren durch die Straßen getrieben oder sogar hingerichtet worden seien. Anders als in Syrien könnten die Sufis ihre Rituale in Iran nur im Untergrund praktizieren, unter großer Gefahr. Der junge Mann kann es einfach nicht glauben, so wenig er mir andererseits zu mißtrauen scheint: Er nimmt den syrischen Staat als Bollwerk gegen den Islamismus wahr, der den Sufismus bedroht, und nun hört er, daß ausgerechnet der engste Partner, ja, die Schutzmacht dieses Staates die eigenen Sufis verfolgt und ermordet.

Der Aufstand in Syrien wirbelt die eingefahrenen Muster auch unserer Wahrnehmung durcheinander. Das strikt säkulare, seinem

ganzen Habitus nach weltliche Regime hat als Hauptsponsor eine islamische Theokratie, während der Westen auf Seiten einer Opposition steht, die jedenfalls in Teilen dezidiert religiös ist; vollkommen weltläufig wirkende, perfekt Englisch sprechende Syrer verteidigen die autoritären Strukturen mit dem Argument, daß das Volk für die Freiheit noch nicht reif genug sei, und fordern beim Whisky, daß die Armee die Aufständischen mit eisernem Besen aus dem Land kehrt, während bärtige Männer und streng verschleierte Frauen ihre Hoffnung auf die Demokratie setzen und an die Menschenrechte appellieren. Und dazwischen hört man von Kommandanten der Freien Armee, die auf die Frage, warum sie sich einen Bart wachsen ließen, antworten: Gebt ihr uns Waffen, dann rasieren wir uns wieder.

Denken ohne Zwischentöne

Raschid Darar kennt die Frommen, vor denen sich in Syrien nicht nur Regierungsanhänger fürchten, er kennt sie hautnah. Jahrelang hat er mit ihnen eine Gefängniszelle geteilt. Der Geistliche, der wegen seiner regimekritischen Haltung in keiner Moschee mehr predigen darf, hat die «Islamisch-Demokratische Bewegung» gegründet, die zusammen mit einigen anderen Oppositionsparteien vom Staat geduldet wird. Einmal, so erzählt Darar in einem Café nahe des Bahnhofs, das von den bekanntesten Intellektuellen frequentiert wird und damit wohl auch von Mitarbeitern des Geheimdienstes, einmal habe ihn ein islamistischer Häftling in barschem Ton gefragt, ob er überhaupt das Ritualgebet verrichte.

– Wie alt bist du? fragte Darar zurück.
– Fünfunddreißig, antwortete der Islamist.
– Ich verrichte mein Gebet länger, als Du lebst, sagte Darar, worauf der Islamist eine Weile schwieg.
– Dann fragte er Darar, ob er an die Demokratie glaube. Darar bejahte.
– Und an die Menschenrechte?
– Ebenfalls.
– Dann bist du auf jeden Fall ein Ungläubiger.

Noch sei ein solches Denken ohne Zwischentöne, das die Welt strikt nach gläubig und ungläubig, erlaubt und verboten aufteilt, den meisten Syrern suspekt, betont Darar. Die Lebenswirklichkeit der Menschen sei nun einmal voller Zwischentöne, und gerade aus den Dörfern höre man immer wieder, daß die militanten Islamisten dort nicht willkommen seien. Allein, wenn der Staat weiterhin auf nackte Gewalt setze und das Blutvergießen anhalte, werde sich nach und nach auch die Bevölkerung radikalisieren.
– Ich habe Angst um mein Land und Angst um meine Religion.

Die Intensivstation

Kai und ich verabreden uns mit einem Fahrer, der uns an allen Checkpoints vorbei in eine der verwüsteten Gebiete rund um Damaskus zu schleusen verspricht. Auf einer mehrspurigen Straße, an der rechter Hand zerstörte Häuser zu sehen sind, fahren wir auf den Standstreifen und biegen auf ein müllübersätes Feld ab. Unser Taxi ist nicht das einzige Auto, das sich über das ziemlich unebene Gelände müht, und es ist auch nicht dunkel, sondern hellichter Tag. Der kleine Pendelverkehr zwischen Krieg und Frieden scheint also hingenommen zu werden.

Die Stadt, in die wir gelangen, wirkt auf den ersten Blick menschenleer. Die Wände der mehrstöckigen Häuser sind von Einschußlöchern leichter und schwerer Geschütze übersät, kaum ein Fenster heil, auf dem Beton gesplittertes Glas, leere Patronen, die Spuren von Panzern und verstreute Abfälle, die Rolläden der Geschäfte heruntergelassen und teilweise umgebogen, so daß man hineinschauen kann, alles Inventar darinnen geplündert. Wahrscheinlich haben die streunenden Hunde auch ihren Anteil gehabt. Nach der vierten Kreuzung entdecken wir doch einzelne Menschen, eine Frau mit zwei Einkaufstüten zunächst, einen Straßenzug weiter auch Kinder. Wir passieren Häuserzeilen, die zum Teil noch bewohnt scheinen, Wäsche auf dem Balkon, eine Bäckerei, vor der sich eine kleine Schlange gebildet hat, hier und da Straßenhändler mit Obst oder Lebensmitteln. Dann wieder einige hundert Meter vollkommene Stille. Mit dem Strom ist es auch

merkwürdig, größtenteils scheint er nicht zu funktionieren, aber dann fahren wir durch eine Straße, in der die Laternen am hellichten Tag leuchten.

An einem abgebrannten Krankenhaus gehe ich entlang, um einen Einstieg zu suchen, und stoße in der Seitenstraße auf das Schild einer gynäkologischen Praxis. Ich steige einige Treppen hinab und stehe plötzlich einigen Männern und Frauen in grünen, staub- und rußbedeckten Kitteln gegenüber, die genauso erschrocken zu sein scheinen wie ich. Ich stelle mich vor und frage, ob ich mir das Krankenhaus anschauen dürfe. Eine Ärztin zögert einige Sekunden, blickt zu ihren Kollegen, bevor sie mit einem sehr traurigen Gesichtsausdruck nickt. Darf ich den Photographen holen? frage ich. Wieder zögert die Ärztin und blickt sich um. In Ordnung, sagt sie schließlich und tritt mit mir auf die Straße, um dem Fahrer zu zeigen, wo er unauffällig parken kann. Dann führt sie uns durch die dunklen Flure, in denen das Wasser knöchelhoch steht und die Stromkabel von der Decke hängen. Sie seien erst vor drei Tagen zurückgekehrt, um so gut es geht aufzuräumen, erklärt die Ärztin. Offenbar sind die Angreifer durch die Flure gelaufen und haben in jedes einzelne Arzt-, Behandlungs- und Krankenzimmer Brandbomben oder etwas Ähnliches geworfen, keine Granaten scheint es, weil die rußgeschwärzten Wände nicht aufgerissen sind. Die Fensterscheiben sind zersplittert, sämtliche Einrichtungsgegenstände bis auf die Eisengestelle verkohlt, die Krankenbetten, die Rollstühle, die Liegen, alles nur noch Gerippe.

– Wer waren die Angreifer? frage ich.

Die Ärztin kann es nicht genau sagen, weil die gesamte Belegschaft mitsamt den Patienten geflohen sei, als die Armee in das Viertel einrückte. Aber sie vermute natürlich, daß es Milizen waren.

– Schabiha?

– Wer sonst? antwortet die Ärztin.

Dann führt sie mich zur Intensivstation, die im obersten Geschoß liegt. Drei Patienten hätten sie gehabt, die nicht aus dem Krankenhaus getragen werden konnten, zwei sehr alte Männer und einen Jungen, außerdem einen Pfleger, der sich geweigert habe, die Kranken zurückzulassen.

Wir treten in die Intensivstation, die einmal aus vier Betten mit den dazugehörigen Apparaten bestand. Die Bettgestelle mit den hochgestellten Rückenlehnen sind noch vorhanden, auch die Gehäuse der Apparate. Die Ärztin muß uns nicht darauf hinweisen, wir sehen es selbst: An drei der Rückenlehnen, genau in Höhe der Köpfe, befinden sich die Einschußlöcher von zahlreichen Kugeln, die durch das Bettgestell gingen und in der Wand steckengelieben sind, sowohl von Pistolen als auch von Gewehren, Kalaschnikows, um genau zu sein. Unter den Betten, ebenfalls in Kopfhöhe, sind die Blutlachen getrocknet. Es gibt keine anderen Einschußlöcher in dem Raum, es ist nicht gekämpft worden. Die Schüsse zielten einzig und allein auf die drei Rückenlehnen in Höhe der Köpfe. Nur an einer einzigen anderen Stelle sehen wir die Kugeln in der Wand und das getrocknete Blut auf dem Boden. Hier muß der Pfleger gestanden haben.

Kann die Situation gestellt gewesen sein? Wir kamen zufällig an dem Krankenhaus vorbei, kein Mensch konnte mit unserem Besuch in dem abgesperrten Gebiet gerechnet haben. Erkennbar hatten die Ärzte, Schwestern und Pfleger gerade erst mit den Aufräumarbeiten begonnen. Und der Schock, der ihnen ins Gesicht geschrieben stand, wirkte erst recht nicht gespielt.

– Dürfen wir berichten, dürfen wir auch von der Intensivstation Photos machen? frage ich noch einmal.
– Ich muß den Direktor fragen, sagt die Ärztin, die in ihrer Nervosität niemanden findet, zu dem sie sich fragend umschauen kann.
– Er kommt, sagt sie, als sie mit dem Direktor telefoniert hat. Doch der Krankenhausdirektor kommt auch nach dem zweiten Anruf nicht. Als die Ärztin zum dritten Mal angerufen hat, seufzt sie, er käme doch nicht: Ihm sei gesagt worden, daß sie alle tot seien, wenn von der Intensivstation jemand erführe. Die Ärztin berät sich mit ihren Kollegen, die in den Raum getreten sind, und erteilt am Ende Kai die Erlaubnis, auch von den Rückenlehnen Photos zu machen.
– Es wird einmal ein Gericht geben, vor dem Beweise vorzulegen sind, erkläre ich.

– So Gott will, ist es nicht erst das Jüngste Gericht, sagt die Ärztin.

Kai hat die Photos nicht veröffentlicht, und an der Beschreibung des Ortes habe ich einige Details so verändert, daß das Krankenhaus nicht auf Anhieb zu identifizieren ist. Die genauen Angaben mitsamt den Bildern haben wir einer geeigneten Institution übergeben. Daß ich überhaupt davon schreibe, mag dadurch gerechtfertigt sein, daß Menschenrechtsorganisationen zahlreiche Berichte über beschossene, gestürmte, angezündete Krankenhäuser gesammelt haben, auch über Patienten, die im Krankenbett erschossen wurden. Aber der Leser wird mir glauben, daß es ein Unterschied ist, ob man davon liest oder die Rückenlehnen mit eigenen Augen sieht.

Wer lesen kann, der lese

Auch in Homs besichtigen wir zwei der Stadtteile, in denen der Krieg getobt hat. Allerdings werden wir hier von Soldaten sowie von Mitarbeitern verschiedener Behörden begleitet, keinen Apparatschiks, sondern drei jungen, ebenso neugierigen wie sympathischen Leuten in Jeans, die auf der Fahrt von Damaskus gute arabische und westliche Musik hörten. Abgesehen von den Verwüstungen, die sehr ähnlich sind, finden wir eine große Leiter mit Strick, die von den Rebellen als Galgen benutzt worden sein soll, in einem Klo außerdem ein gußeisernes Wasserbecken mit einem offenen Stromkabel darin, von der Decke herabhängend eine Schnur zum Festbinden der Hände. Allerdings ist an dem Besuch nichts zufällig oder unerwartet, und auch bei den Gesprächen mit der sogenannten Bevölkerung sind wir von Soldaten umringt. Damit ich ungestört reden könne, gingen sie gern mit den Soldaten ein Stück weiter, sagen die Begleiter und verstehen nicht, daß der Informationsgehalt des Gespräches dennoch gering wäre. Ziemlich hilflos versuchte ich mir ein Bild zu machen: Der Galgen und das Becken für die elektrischen Schläge mögen eine Attrappe sein, aber wenn alles nur eine Show ist, warum stellen sich dann die Waffen als so mickrig heraus, die die ausländische Unterstützung der Rebellen belegen sollen, eine Dynamitkiste, die offenkundig aus den Beständen der Nationalen Armee stammt, oder ein selbstgebautes

Katapult mit einer Spiralfeder, die aus einem Lastwagen oder einer Industrieanlage herausmontiert worden sein mag. Auch die Kirche, in die wir geführt werden, ist zur Überraschung unserer Begleiter keineswegs geschändet, sondern von einem Geschoß ins Dach getroffen worden, in den Regalen die Bibeln unberührt.

Ein Fahrradfahrer wird herbeigewunken, damit er zwischen den zerstören Häusern seine Geschichte erzähle. Das alles spricht doch für sich selbst, meint er, der erkennbar nicht auf ein Gespräch erpicht ist. Aber wir möchten es von Ihnen erfahren, drängen meine Begleiter sehr freundlich.

– Wer lesen kann, der lese, sagt der Fahrradfahrer und fährt weiter.

AUCH WIR LIEBEN DAS LEBEN

Palästina, April 2005


Ostsee
Schwarzes Meer
Köln
Damaskus
Jerusalem
Mittelmeer
Kairo
Akko
Haifa
See Genezareth
Tiberias
Nazareth
Afula
Dschenin
Nablus
Jordan
WEST-
JORDANLAND
Tel Aviv
Ramallah
Amman
PALÄSTINA
Jericho
Jerusalem
JORDANIEN
Bethlehem
Totes Meer
Gaza-Stadt
Hebron
Ein Gedi
GAZASTREIFEN
Rafah
Beerscheba
ISRAEL

Auch wir lieben das Leben, wo wir nur können,
Wir tanzen zwischen zwei Märtyrern, stellen zwischen den
Märtyrern ein Minarett auf für die Veilchen oder eine Palme.
Wir lieben das Leben, wo wir nur können,
Und stehlen dem Seidenwurm einen Faden, einen Himmel zu
errichten und den Aufbruch zu umzäunen.
Wir öffnen das Gartentor, damit der Jasmin als schöner Tag
auf die Straßen hinausgeht.

Mahmud Darwisch

Auf der Suche nach Palästina

Ich fliege nach Palästina! mailte ich einem Freund vor der Reise. Wo ist das? fragte er mich, halb spöttisch, halb mitleidig. Wo ist Palästina? Fünf Tage bin ich kreuz und quer durch die Besetzten Gebiete gefahren und habe es nicht gefunden. Vor drei Jahren, nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen und dem Ausbruch der zweiten Intifada, gab es immerhin einen Traum, der die Palästinenser vereinte. Sie waren wütend, und viele fanden Rechtfertigungen für die Gewalt, sogar für die Gewalt gegen Zivilisten, aber alle hatten doch ein Ziel vor Augen: ihren eigenen Staat. Und sie wußten, daß dieser Staat auf die Grenzen von 1967 begrenzt sein würde. Niemand sprach von Haifa, Jaffa, Akko. Es ging um Nablus, Jericho, Ost-Jerusalem. Da war Verzweiflung – aber immerhin auch Leidenschaft, Schmerz. Diesmal sah ich nur Apathie. Bei aller Skepsis gegenüber den Medien war ich in der Hoffnung angereist, es sei tatsächlich wieder Bewegung in den Friedensprozeß gekommen. Ariel Scharon hatte den Rückzug aus Gaza angekündigt, George W. Bush versprochen, sich für einen palästinensischen Staat einzusetzen, die Palästinenser hatten mit Mahmud Abbas einen Präsidenten gewählt, der sogar Israel als ein Mann des Friedens gilt. Die Radikalen hatten schon lange keinen Anschlag mehr verübt. Im Gegenzug hatte die israelische Armee

manche Restriktionen aufgehoben. So hieß es auf allen westlichen Kanälen. Vor Ort stellt sich schon nach dem ersten Nachmittag, dem ersten Checkpoint, der ersten Zeitungslektüre, den ersten Gesprächen heraus: Die guten Nachrichten sind eine mediale Blase – von wem und aus welchen Motiven auch immer in die Luft gepustet.

Ohne Hoffnung

Auf palästinensischem Boden hat sich nichts geändert, das Anlaß zur Hoffnung geben könnte – nicht die Schikanen der israelischen Armee und nicht die Gewaltbereitschaft der Palästinenser, nicht die Korruption der Autonomiebehörde und schon gar nicht der Wille Scharons, Ost-Jerusalem und die großen Siedlungsblocks im Westjordanland, in denen achtzig Prozent der Siedler leben, dauerhaft zu annektieren. Die Palästinenser, die nach Vorhersagen der Demographen bald schon die Mehrheit in Eretz Israel bilden und damit qua Existenz das israelische Selbstverständnis als «jüdischer und demokratischer» Staat in Frage stellen, wären größtenteils in vier unzusammenhängende und daher leicht zu kontrollierende Enklaven zusammengepfercht, die eine in Gaza, die anderen drei im Westjordanland. Durch den Rückzug aus Gaza kann sich der israelische Ministerpräsident als Mann des Ausgleichs zeigen und den internationalen Druck mindern. Was sein eigentliches Ziel ist, zeigt der unverminderte Ausbau israelischer Siedlungen im Westjordanland und sprach sein Berater Dov Weißglas am 6. Oktober 2004 in der Tageszeitung *Ha´aretz* offen aus: «Der eigentliche Sinn des Rückzugs ist das Einfrieren des Friedensprozesses. Wenn das gelingt, gibt es keinen palästinensischen Staat und keine Gespräche über Flüchtlinge, Grenzen und den Status von Jerusalem.» Der Rückzug aus Gaza, so fuhr Dov fort, sei «die Dosis Formalin, die man braucht, um zu verhindern, daß es zu einem politischen Dialog mit den Palästinensern kommt.»

Schon jetzt gibt es bei einer Fahrt von Hebron im Süden nach Nablus im Norden des Westjordanlands kaum einen Abschnitt, wo der Blick herumschweifen könnte, ohne auf dem einen oder anderen

Hügel auf eine jüdische Siedlung zu stoßen. Und das soll einmal Palästina werden? Die israelische Linke unterstützt Scharons Rückzug aus Gaza, nicht weil sie seine eigentlichen Ziele übersieht, sondern weil sie hofft, daß die Aufgabe der Siedlungen eine Dynamik des Friedens freisetzt, die zum Rückzug auch aus der Westbank führen könnte. Scharon wäre der Geist, der das Böse will und das Gute schafft. Leider erscheint das aus Sicht der Palästinenser so realistisch wie Faust II.

Daß die palästinensischen Widerstandsgruppen seit dem Ende der zweiten Intifada im Februar 2005 auf Anschläge weitgehend verzichten, scheint keiner Einsicht, sondern der schieren Erschöpfung ihrer Gesellschaft geschuldet zu sein. Ich bin in der einen Woche kaum einem Palästinenser begegnet, der in seiner Familie keine Opfer zu beklagen hat – und keiner der Toten hatte sich selbst in die Luft gesprengt. Zugleich hat sich die Lebenssituation seit der ersten Intifada kontinuierlich verschlechtert. Die Palästinenser haben sich mit aller Macht aufgebäumt und sind jetzt umso elender in sich zusammengesackt. Hamas und Dschihad sammeln ihre Kräfte und konzentrieren sich einstweilen darauf, ihren Einfluß Tag für Tag zu erweitern. Es ist nicht lange her, da galten die Palästinenser als die weltoffenste und demokratischste Gesellschaft unter den Arabern, mit dem höchsten Anteil von Frauen in Führungspositionen. Jetzt breitet sich unter ihnen ein religiöser Dogmatismus aus, wie ich ihn in diesem Ausmaß nicht einmal aus Iran kenne. Das Bürgertum verarmt oder wandert aus. Vor allem die Christen, die der Gesellschaft immer ihren Stempel aufgedrückt haben, resignieren. Das säkulare Palästina hat sich auf zwei, drei Inseln zurückgezogen, nach Ramallah, Bethlehem, Ost-Jerusalem. Schon in Nablus und Hebron beherrscht die Hamas das Straßenbild. Und das Riesengefängnis Gaza, einen der wohl trostlosesten Flecken der Erde, haben die Islamisten bereits übernommen. Cafés, Frauen ohne Kopftuch, Alkohol – alles verboten, wenn nicht durch Gesetze, dann durch den Druck einer Öffentlichkeit, die sich von Tag zu Tag an Frömmigkeit überbietet.

Wer will es den Palästinensern verdenken, daß sie den Islamisten in die Arme laufen, bietet die Hamas ihnen mit ihrem karitativen

Netzwerk und den Ideen frommer Brüderlichkeit doch ein Mindestmaß an Versorgung, das zu leisten die Autonomiebehörde nicht imstande ist. Die israelische Regierung beklagt seit langem, auf palästinensischer Seite keinen Partner für den Frieden zu haben. Bald ist es vollbracht, daß man nicht einmal widersprechen kann. Wahrscheinlich muß auch die Westbank erst so weit herunterkommen wie der Gaza-Streifen, bevor die Verhältnisse mit einem sogenannten Friedensvertrag im Sinne der israelischen Rechten zementiert werden: ein Groß-Israel mit einigen palästinensischen Protektoraten. Ob man die dann Staat nennt, ist ohnehin nicht so wichtig. Hauptsache, sie sind eingemauert. Ariel Scharon hat den Israelis zu verstehen gegeben, die Palästinenser seien Terroristen, die man wegsperren müsse wie Tiere. Er hat die Palästinenser kollektiv behandelt wie Extremisten. Nun gleicht sich die palästinensische Gesellschaft allmählich dem Bild an, das die israelische Rechte seit Jahren von ihr zeichnet. Ihr humanes Antlitz droht sich aufzulösen, und damit auch die Grundlagen für einen friedlichen Ausgleich, der doch vor vier, fünf Jahren so greifbar schien. In Gaza ist es jetzt schon schwierig, darüber zu sprechen, wie eine Versöhnung einmal aussehen könnte. Es läßt sich überhaupt nicht mehr diskutieren. Die Opfer-Geschichten, die jedem Gesprächspartner auf dem Herzen brennen, ersticken jede Diskussion und jeden Versuch, Verständnis zu wecken für die andere Seite, die anderen Opfer. Ich kann mich nicht erinnern, jemals aus einem Land so deprimiert zurückgekehrt zu sein. War es ein Land? Palästina war es nicht.

So zynisch er ist, aber der Gedanke kam mir während der Reise immer öfter: Im Vergleich zur Gegenwart wäre Eretz Israel vielleicht doch keine so schlechte Option. Wenn ein jüdischer Einheitsstaat der Plan ist, sollen ihn die Israelis wenigstens schnell umsetzen, damit der Schrecken ein Ende hat und die Palästinenser sich an ihr Schicksal so gewöhnen können, wie es die israelischen Araber schon getan haben. Man kann sich in der Unterwerfung durchaus einrichten, wenn sie ein Mindestmaß an Kommodität bietet. Ihre eigenen Araber behandeln die Israelis wenigstens wie Untertanen. Es gibt für sie Gesetze, Gerichte, Arbeitsplätze. Natürlich sind sie

nicht gleichberechtigt, eine Demokratie ist Israel nur für Juden – aber haben die Menschen in Ägypten, Syrien oder anderen arabischen Staaten etwa mehr Rechte? Und die öffentliche Verwaltung funktioniert in Israel allemal besser als in den arabischen Staaten, seien sie diktatorisch verfaßt wie in Ägypten, islamistisch wie im Sudan oder demokratisch wie im Libanon.

Es verwundert nicht, daß die meisten israelischen Araber sich zwar ein freies Palästina wünschen, aber keinen Zweifel daran lassen, daß sie nach einem Friedensschluß dennoch in Israel wohnen bleiben werden. Auch in der Westbank lebten die Menschen besser, als sie noch von Israel verwaltet wurde. Es gab Schulen, die diesen Namen verdienten, Straßen, die gepflegt wurden, kaum Korruption – und sie durften sich frei bewegen. Die Israelis traten als Kolonialisten alter Schule auf: Sie wollten den eingeborenen Wilden die Zivilisation bringen. Seit die Palästinenser die Verwaltung der Städte im Westjordanland übernommen haben, funktioniert fast nichts mehr. Natürlich liegt das zunächst an der Besatzung. Wie soll ein Staat funktionieren, wenn nicht einmal dessen Repräsentanten – geschweige denn die einfachen Bürger – frei von Stadt zu Stadt fahren dürfen? Aber die Besatzung kaschiert zugleich, daß der Autonomiebehörde mit ihren vielen Machtzentren kaum zuzutrauen ist, das Leben jemals auch nur annähernd so gut zu organisieren, wie der israelische Staat es für die eigenen Bürger tut, einschließlich der arabischen.

Die Mauer vor dem Mitgefühl

Das Problem der Regierung sind im Augenblick nicht die Palästinenser. Dank amerikanischer Rückendeckung darf sie mit ihnen ohnehin tun, was sie will. Das Problem der Regierung wird die israelische Gesellschaft sein, die sich in ihrer Mehrheit überhaupt nicht für die Westbank und die Siedlungen interessiert. Die meisten Israelis wollen einfach in Ruhe leben. Die jetzige Regierung hat ihnen die Ruhe fürs erste beschert, deshalb ist sie populär – nicht etwa, weil sie der Idee eines Groß-Israel anhängt. Wenn die Rechten dennoch ernst machen mit der Annektierung der

Westbank, wird sie mit der eigenen Gesellschaft größere Schwierigkeiten haben als mit den bis dahin völlig zugrundegerichteten Palästinensern.

Daß Ariel Scharon mit seiner Politik dem Hobbes'schen Gott gleicht, der die Menschen erst krank macht (sprich: gewalttätig), um sich anschließend damit zu brüsten, wie gut er heilen kann (die Gewalt niederringen), bemerkt kaum jemand. Ohnehin wollen die wenigsten Israelis noch etwas von den Palästinensern wissen. Wir haben ihnen Frieden angeboten, sie wollten nicht – nun gut, dann haben sie eben die Konsequenzen zu tragen, nur haltet sie uns vom Leib, diese Wilden: Das ist die Kurzfassung der jüngeren Geschichte, die ich am häufigsten höre. Die Mauer, mit der Israel die Palästinenser wegsperrt (und dabei durch ihren Verlauf schon einmal einen Teil ihres Landes annektiert), die Mauer ist für die Palästinenser alltägliche Realität: eine monströse Betonschneise, die sich mitten durch ihre Straßen, Felder, Dörfer zieht. Für die Israelis, die die Mauer kaum je mit eigenen Augen zu sehen bekommen (auf der «israelischen» Seite wurde zudem Erde aufgeschüttet, und sie wurde bepflanzt, damit sie nicht ganz so hoch erscheint), für die Israelis erfüllt die Mauer zunächst einen symbolischen Zweck: sie schließt die Palästinenser aus ihrer, der israelischen Realität aus.

Zweimal war ich abends unterwegs in Israel, in West-Jerusalem und in Tel Aviv. In den Cafés und Kneipen kam ich schnell ins Gespräch. Wo kommst du her? Sag bloß, interessant, erzähl mal. Und was machst Du in Israel? Ach so, Du warst gar nicht in Israel? Du warst heute in Gaza? Und gestern? Ramallah? Themawechsel. Außerhalb der Zirkel, in denen man sich gegen alle Erschöpfung weiterhin für den Frieden einsetzt, hat kein einziger Israeli, den ich kennenlernte, nachgefragt, wie denn die Situation in Gaza sei, in Ramallah, in Nablus, niemand wollte erfahren, was ich dort ein paar Stunden zuvor gesehen hatte. Wozu auch? Eigentlich weiß jeder alles. Lieber die Mauer hochziehen und über die Champions League sprechen. Noch ein Bier?

Wahrscheinlich behandeln die Russen die Tschetschenen noch brutaler als die Israelis die Palästinenser. Wahrscheinlich gibt es noch schlimmere Formen der Besatzung als im Westjordanland und

in Gaza. In gewisser Weise verstehe ich, wenn Israelis immer wieder zu ihrer Verteidigung vorbringen, daß die Verbrechen anderer Staaten doch viel größer seien; warum immer nur sie angeklagt würden. Aber was einen in Israel völlig ratlos macht: Es ist gerade nicht die Wiederkehr des Faschismus. Dann wäre es einfach zu durchschauen und völkerpsychologisch zu erklären, deshalb stellen Gedankenfaule und Antisemiten all die unpassenden Vergleiche mit Nazideutschland her. Aber die Vergleiche sind nicht nur unverhältnismäßig. Sie sind im Kern falsch. Israel ist, für sich betrachtet und jedenfalls die längste Zeit seiner Geschichte, ein weltoffenes, zivilisiertes, menschenfreundliches Land. Es ist eine Demokratie. Gerade deshalb ist die Frage unausweichlich und viel schmerzhafter als im Falle von autoritären Regimen: Wie geht das zusammen mit der Besatzung? Wieso behandeln sie die Palästinenser, als seien sie keine Menschen? Ich schreibe das so pauschal, dabei könnte ich allein aus meinen fünf Tagen und ebenso von meiner letzten Reise Dutzende Beispiele anführen, wie Palästinenser jeden Tag gedemütigt werden, in ihrer Würde verletzt, als Verbrecher behandelt, in Käfigen eingeschlossen, an geladenen Sturmgewehren vorbeigetrieben. Das sind alltägliche Erfahrungen im Leben so gut wie aller Palästinenser. Wann immer sie von A nach B wollen, laufen sie vor einem geladenen, auf sie gerichteten Sturmgewehr vorbei. Am Checkpoint vor Gaza, der so monströs ist wie früher die innerdeutschen Grenzübergänge, nur daß die Palästinenser nicht in Autos sitzen, sondern wie Schweine rennend durch die Schleusen geschickt werden, fragte mich ein israelischer Soldat, was ich denn dort verloren habe. Ob ich Tierarzt sei.

Die eigene Kapitulation

Ich wollte diese letzte Anekdote nicht erwähnen. Ich weiß genau, welchem Ressentiment in Deutschland sie in die Hände spielt. In den früheren Fassungen des Textes stand sie nicht. Aber an den Reaktionen von Freunden, die das Manuskript lasen, merkte ich, daß sie meine Verbitterung nicht nachvollziehen konnten. So kritisch sie der israelischen Regierungspolitik gegenüberstehen,

erschien ihnen mein Text zu einseitig, zu polemisch, zu pauschal. Sie verstanden nicht, warum ich, der ich in meinen früheren Texten doch versucht hatte, in die Wahrnehmung der Israelis, ihre heroische Geschichte und ihre alltägliche Angst vor dem Terror genauso einzutauchen wie in die Wahrnehmung der Palästinenser, warum ich nur noch vom Schmerz der einen Seite sprach und Schuld so eindeutig zuwies. Meine Freunde haben recht. Anders als vor drei Jahren bin ich dieses Mal an der israelischen Realität abgeprallt. Ich lief durch West-Jerusalem oder durch Tel Aviv, sah die Menschen, bei denen ich gern leben würde, ein bißchen anstrengend, aber herrlich bunt in ihrer Herkunft, freundlich gegenüber Fremden, die Frauen berückend schön, Menschen, die mir sympathisch waren oder nicht, aber jedenfalls in ihren Lebensformen und Gewohnheiten mir näher als die Menschen in Hebron oder Gaza. Genau wie beim letzten Mal konnte ich nicht aufhören, zu bewundern, was die Israelis aufgebaut haben in ihrem Staat. Aber ich blieb außen vor wie vor einer Glasscheibe.

Das Leben in Israel gefiel mir so gut wie vor drei Jahren, aber ich konnte es nicht mehr genießen. Etwas in meiner Realität war eingebrochen wie eine Fassade aus Pappe. Etwas in mir sagte: Ihr seid Schuld, jene sind die Opfer. Sie sind nicht bessere Menschen als Ihr, aber die Besatzer seid Ihr, nicht sie. Und ich glaube, im nachhinein kann ich sagen, wann meine Wahrnehmung endgültig in die Einseitigkeit gekippt ist, nämlich am Checkpoint vor Gaza, als ich nach meinem Beruf gefragt worden bin. Da hätte ich dem Soldaten am liebsten ins Gesicht geschrieen: Die Tiere seid Ihr! Das darf man eigentlich nicht schreiben, nicht einmal weitererzählen, weil es so viel anderes ausblendet. Aber ich muß es jetzt schreiben, um zu erklären, warum ich nicht mehr alles in den Blick bekam. Es ist mir auf dieser Reise nicht mehr gelungen, Beobachter zu bleiben und mich einzufühlen in die, über die ich schrieb. Das aber war immer die Voraussetzung meiner Reportagen. So sehr ich mit den Menschen sympathisierte, zwang ich mich dazu, so genau wie möglich Bericht zu erstatten. Jetzt aber berichte ich nicht, sondern urteile. Ich sympathisiere nicht mehr, sondern bin parteiisch geworden. Deshalb fällt es mir auch schwer, zu beschreiben – oder

ich will es auch gar nicht. Ich denke, es ist doch alles schon gesagt, wozu noch die achtzehnte Geschichte von den palästinensischen Ölbäumen erzählen, die die Siedler unter Aufsicht ihrer Armee fällen? Ich merke es beim Lesen selbst: Ich schreibe die ganze Zeit auf, was ich gedacht, nicht, was ich gesehen habe. Vielleicht ist das auch eine Beobachtung: daß mir das Verständnis verlorengegangen ist. Für mich als Autor ist das eine Kapitulation.

Es sind Menschen

Die Frage ist nicht, warum eine Besatzungsmacht so brutal ist. Das sind die meisten Besatzungsmächte. Die Frage ist, warum sogar ein Staat wie der israelische sich derart brutalisieren konnte. Ich befürchte, in der Antwort liegt nicht nur eine Wahrheit über Israel, sondern über unsere heutige westliche Zivilisation, auch die europäische. Ist der andere einmal als Gefahr gebrandmarkt, wird er zum wilden Tier, und wir verlieren alle Hemmungen. Ausnahmezustand. Es ist die gleiche Frage wie nach den Bildern aus Abu Ghraib: Jeden Tag erleiden Gefangene in vielen Ländern ähnliche oder noch schlimmere Mißhandlungen, zumal in der arabischen Welt. Das Verstörende an Abu Ghraib waren weniger die Folterungen selbst, sondern die Folternden: Bürger eines demokratisch verfaßten Staates. Und nicht nur das: Sie hielten ihr Verhalten für so normal, daß sie die Szenen massenhaft fotografierten und die pics per e-mail verschickten. Folgt man den Aussagen der Soldaten, die später angeklagt worden sind, fiel ihnen der Verstoß gegen die zivilisatorischen Standards, mit denen sie aufgewachsen sind, gar nicht auf. Mitmenschlichkeit setzt voraus, daß man den anderen als Menschen ansieht.

In Ramallah besuchte ich Mahmud Darwisch. Wenn das Wort Nationaldichter je im 20. Jahrhundert eine Berechtigung gehabt hat, dann bei ihm. Darwisch war ein Dichter, der noch das «Wir» kannte, nicht bloß das Ich. In seinen Gedichten und durch seine Gedichte hat sich Palästina als Nation bewahrt und neu erschaffen, als es von den Landkarten verschwunden war. In seinen letzten Jahren hat sich Darwisch zunehmend von der Rolle befreit, Stimme der

Palästinenser zu sein. Seine Themen wurden immer intimer und damit zugleich allgemeingültiger: Liebe und Eros, Einsamkeit und Tod. Als Palästinenser habe er keine Chance, ins Private zu fliehen, indes sehe er seine politische Aufgabe heute darin, das zu bewahren, was er durch die Besatzung am meisten gefährdet sieht: die Humanität. «Wir sind Menschen», sagte Darwisch: Menschen, die lieben, die sich streiten, die zärtlich sind und egoistisch, großmütig, tapfer und ängstlich. Widerstand gegen die Besatzung besteht darin, Menschen zu bleiben, nicht zu werden, wozu die Besatzer sie machen. «Es sind Menschen», dachte ich, wann immer in den nächsten Tagen an einem Checkpoint ein Soldat sein Maschinengewehr auf die Palästinenser richtete.

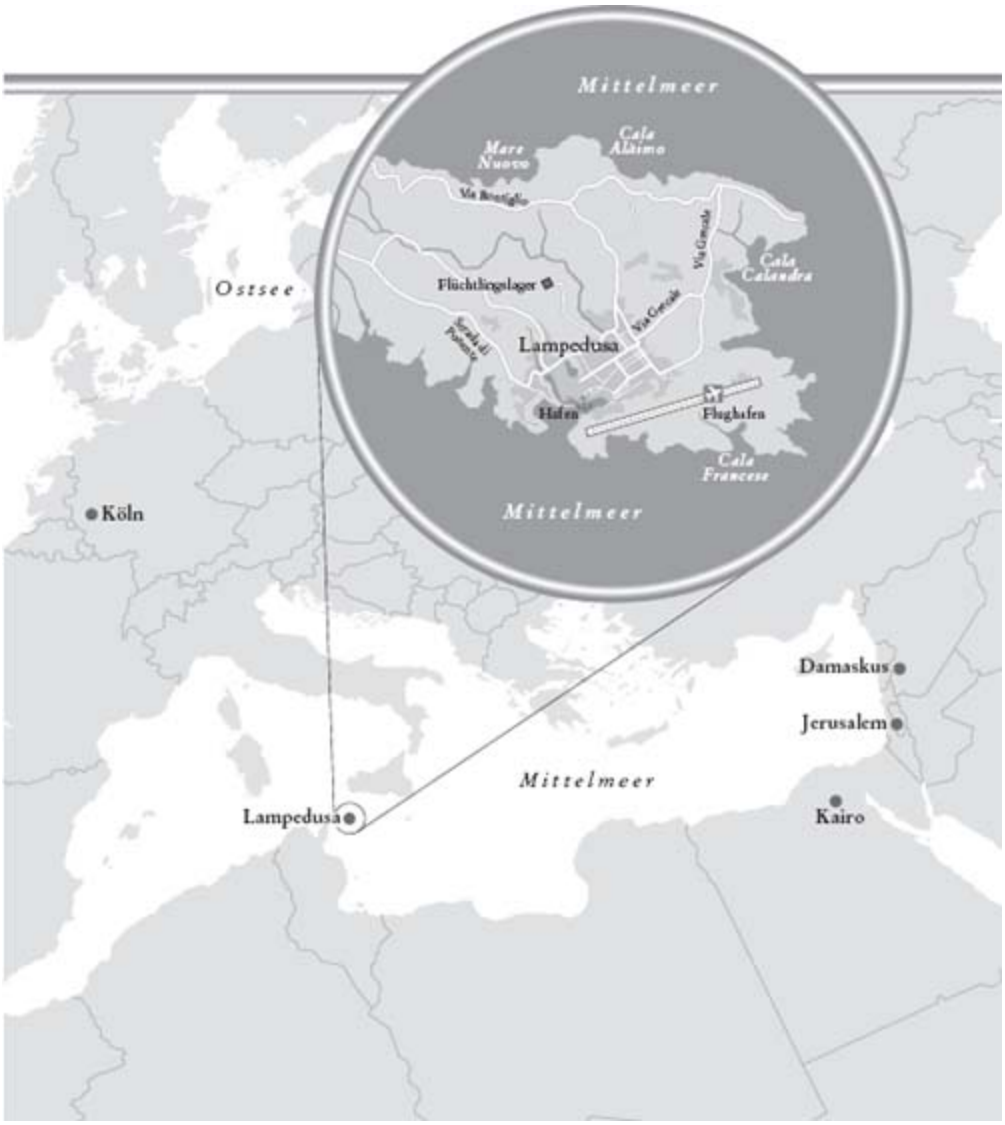
Darwisch war tief pessimistisch. Mahmud Abbas sei ein ehrenwerter Mann, doch erstrecke sich seine Autorität nicht einmal bis zu seinem eigenen Ministerpräsidenten. Die palästinensische Gesellschaft zerfalle, nur damit ihr Staub von den Islamisten aufgekehrt würde. Zu der äußeren Besatzung komme daher immer stärkerer Druck von innen, Zensur, Verbote, Angriffe. Als junger Mann habe er die Welt retten wollen, sagte Darwisch und lächelte spöttisch. Dann hätte er sich damit begnügt, Palästina zu befreien. Schließlich habe er sich mit der Westbank zufriedengegeben. Heute sei er schon froh, in Ramallah halbwegs unbehelligt leben zu können.

Die Lesung Darwischs, die ich zwei Tage nach unserem Gespräch besuchte, hatte den Charakter eines Popkonzerts: Absperrungen rund um das große Theater, zwei riesige Leinwände für die Übertragung nach draußen, der Präsident in der ersten Reihe, Ovationen von mehreren tausend Menschen, die zwei Stunden lang intensiv einer Lyrik zuhörten, die das Gegenteil von dem ist, was die Fundamentalisten beider Seiten verkünden, das Gegenteil von Parolen: Menschlichkeit noch in den feinsten Verästelungen.

Wir öffnen das Gartentor, damit der Jasmin als schöner Tag
auf die Straßen hinausgeht.
Wir lieben das Leben, wo wir nur können.
Wo immer wir uns niederlassen, säen wir schnellwüchsige

Pflanzen, wo wir uns niederlassen, ernten wir einen Toten.
Wir blasen auf der Flöte die Farbe der fernen Ferne, malen
auf den Staub des Weges ein Wiehern
Und schreiben unseren Namen Stein für Stein – o Blitz,
erhelle die Nacht für uns, erhell sie ein wenig.
Wir lieben das Leben, wo wir nur können.

Lampedusa, September 2008


Mittelmeer
Cala Alàimo
Mare Nuovo
Via Roma
Via Grande
Cala Calandra
Ostsee
Flüchtlingslager
Via Grande
Lampedusa
Hafen
Flughafen
Cala Francese
Mittelmeer
Köln
Damaskus
Jerusalem
Mittelmeer
Lampedusa
Kairo

Sonntagsausflügler

Die Tür am Eisengitter, das die Mole absperren soll, ist nur angelehnt. Der Zollbeamte, der mich fortschicken will, weil ich keine Genehmigung habe, begnügt sich nach einem kurzen Wortwechsel damit, daß ich zwei, drei Meter zurückgehe. Heute haben sie offiziellen Besuch, erklärt der Beamte beinah entschuldigend und nickt in Richtung der beiden Herren in dunklen Anzügen. Die jungen Araber, die auf dem Boden hocken, sind die ersten Bootsflüchtlinge nach Tagen, in denen die See stürmisch war, wahrscheinlich die Vorhut, weil schneller als die anderen. Haben ein Fischerboot geklaut, sagen sie, und sind gestern losgefahren, neun Freunde, alle um die zwanzig, modische Frisuren, die knöchellangen Jeans, wie sie Hip Hopper tragen, ein Nachdenklicher mit Brille, ein Schönling mit langen Haaren, ein Wortführer betont gelassen. Sonntagsausflügler nennen sie hier die Flüchtlinge, die es auf eigene Faust versuchen, oft spontan, und gegen alle Erwartung auch noch zügig durchkommen, weder abgetrieben noch abgefangen werden, fahren in Tunesien los und betreten keine vierundzwanzig Stunden später europäischen Boden. Die Erleichterung ist ihren Gesichtern abzulesen. Nicht einmal besonders erschöpft wirken sie, wirklich wie Sonntagsausflügler, denke ich jetzt auch. Die meisten anderen Flüchtlinge sind Tage unterwegs, weil sie große Umwege fahren, um den Patrouillen der FRONTEX-Agentur zu entgehen (mit ‹Agentur› redet Europa sich schön, was tatsächlich eine Armada ist), dreißig, vierzig Menschen auf einem Schlauchboot, die für den Platz an der sengenden Sonne buchstäblich ihr letztes Hemd gegeben haben. Die Mitarbeiter von ‹Ärzte ohne Grenzen›, die am Hafen warten, erleben oft den reinen Horror, wenn die Boote eintreffen, Flüchtlinge halb oder ganz tot vor Durst und Erschöpfung, fast alle dehydriert, viele traumatisiert, als Normalfall Verbrennungen, Auszehrung, schwere Übelkeit,

Hunger, oft auch Knochenbrüche, und sie, die neun Freunde, sie fahren ohne lange nachzudenken einfach los wie auf eine Spritztour, kein Unwetter, keine Krankheiten, kein Motorschaden, nicht einmal eng haben sie es, nicht einmal Sonne, weil sie alle unters Dach des Kutters passen, und schlüpfen ungläubig durch die Maschen des Paradieses, wie sie Schengen in Afrika nennen. Die Ärzte ohne Grenzen kommen nicht zum Einsatz.

Die Beamten bringen die jungen Männer ins Aufnahmelager, von dort werden sie in ein, zwei Wochen in ein weiteres Lager auf dem Festland überführt. Mit Tunesien existiert noch kein Rückführungsabkommen, deshalb haben sie gute Chancen, nach drei, vier oder seien es acht weiteren Monaten Trostlosigkeit mit einem Ausweisungsbescheid auf die Straße geschickt zu werden, den sie in den Papierkorb werfen werden. Alle wissen das, die neun tunesischen Freunde, die Beamten, die beiden Herren in dunklen Anzügen, der Berichterstatter. Die meisten Flüchtlinge ziehen ohnehin weiter nach Norden, bekümmern den Staat also nicht, und wer bleibt, wird gebraucht: Ohne die Illegalen, die in Italien zwei, drei Euro die Stunde verdienen, gäbe es in Deutschland keine Pfirsiche für zwei, drei Euro das Kilo. Die Unaufgeregtheit, mit der die neun tunesischen Freunde befragt und nach nicht einmal zwanzig Minuten abgeführt werden, läßt vergessen, daß ihre Situation gleichwohl existentiell ist, der Bruch mit allem, was ihr bisheriges Leben ausmachte, der Beginn eines Lebens, dessen Konturen sie nicht einmal ahnen, in Europa zwar, ja, im Gelobten Land, aber ohne Rechte, ohne Krankenversicherung, ohne soziale Absicherung, fern der Familie, immer in Angst vor der Polizei. Inmitten der Dramen, die sich sonst auf dem Mittelmeer und noch auf der eigentlich abgesperrten Mole im Hafen von Lampedusa abspielen, mutet ihre Schicksalswende wie ein Normalfall an, den es fast nicht mehr gibt.

Geister

Auf Lampedusa herrscht der Ausnahmezustand. Ich parke meinen Roller auf dem Kirchplatz, um ins Internetcafé zu gehen, und als ich

zehn Minuten später ins Hotel fahren will, ist er eingeschlossen von einer Marienprozession, für die alle fünftausend Bewohner der Insel ihre Festtagskleidung angezogen zu haben scheinen. Es ist Feiertag, herausgeputzt hat sich der Ort. Daß er auf den ersten Blick keine andere Geschichte bietet, ist die Geschichte. 19 820 Menschen haben die Zöllner und mit ihnen die Ärzte ohne Grenzen auf Lampedusa dieses Jahr in Empfang genommen, bereits 19 820 Menschen allein bis September plus die neun Tunesier von heute, aber im Dorf sieht man von ihnen nichts. Ihr Lager, ein, zwei Kilometer außerhalb hinter einem Hügel, ist auf keiner Karte verzeichnet, durch kein Schild ausgewiesen und nur mit Sondergenehmigung zu betreten, die zu erlangen man sämtliche Fragen eine Woche im voraus schriftlich einreichen muß. Nur am Hafen könnte man einen Blick auf die Flüchtlinge werfen, in der kurzen Spanne zwischen Landung und Abtransport, doch nur vom Hügel aus, der sich über dem Ort erhebt, da vor der Mole selbst Betonklötze die Sicht versperren. Wie gesagt, das Tor ist offen, jeder könnte zur Anlegestelle schlendern, doch das tun nur Berichterstatter wie ich, die sich Lampedusa als wer weiß welches Inferno vorgestellt haben. Wie die Ärzte ohne Grenzen erzählen, war es früher möglich, aus dem Lager hinauszuspazieren, der Stacheldraht hatte einige Löcher, aber was sollten die Flüchtlinge schon ohne Geld auf einer Insel unternehmen, auf der sie nicht einmal untertauchen konnten? Einmal hatten sich drei, vier Schwarze im Dorf umgesehen und sogar ein Bier bestellt, ohne es bezahlen zu können, da setzte der Bürgermeister die Meldung in die Welt, die Flüchtlinge lungerten in den Bars herum, würden sich kostenlos betrinken und die Touristen anpöbeln. Glaubt man ihm, geht die Insel gerade unter. Tatsächlich, so erzählen fast alle Menschen, mit denen ich ins Gespräch komme, bemerken sie kaum etwas von den Flüchtlingen. Wer seinen Urlaub in Lampedusa verbringt, interessiert sich nicht für Sehenswürdigkeiten, eine schmucke Altstadt oder schöne Landschaften, die es ohnehin nicht gibt. Er kommt wegen des Meeres. Er will sonnenbaden, schwimmen oder tauchen, zumal wenn es anderswo in Italien dafür zu kalt geworden ist. Keine Realität hindert ihn daran.

Für mich als Berichterstatter ist es anders. Werde ich normalerweise von Eindrücken erschlagen, warte ich hier wie ein Angler auf das Eintreffen von Flüchtlingen, um in der kurzen Zeit bis zu ihrem Abtransport überhaupt einen anderen Eindruck zu bekommen als den eines Urlaubsortes. Auf der ganzen Welt haben die Reichen ihre Methoden verfeinert, mit denen sie die Wirklichkeit aussperren, haben Zäune gebaut, Mauern, Feindbilder, um das Elend nur ja nicht zu sehen, aber daß es ihnen sogar auf Lampedusa gelingt, bei 19 820 Flüchtlingen allein in diesem Jahr und einer Bevölkerung von fünftausend, stellt jede *gated community* in den Schatten. Nicht, daß sie kein Thema wären. O ja, mit ihnen als Thema, fast nur mit ihnen, hat der Bürgermeister die letzte Wahl gewonnen. Das Krankenhaus ist vorher schon nicht gebaut worden, aber jetzt wird es nicht gebaut, weil die medizinische Versorgung den Flüchtlingen vorbehalten ist. So wie die Regierung in Rom die Armee in die Städte geschickt hat, die zu den sichersten der Welt gehören. So wie sie den Notstand ausgerufen hat nicht bloß auf Lampedusa, ach was, nicht bloß im Süden, sondern wenn schon im ganzen Land. Wohlgemerkt: Nicht die Flüchtlinge sind in Not, sondern das Land. Es ist ein freundlicher Menschenschlag hier, ihre Gelassenheit spürt man sofort, wenn man aus der Hauptstadt eintrifft. Bestimmt hat niemand etwas gegen die Afrikaner, Araber und Asiaten, nicht einmal der Bürgermeister, der die Gründe ihrer Flucht zu verstehen behauptet. Man will sie nur nicht bei sich haben, nicht so viele jedenfalls, daß sie nicht mehr als Gäste durchgehen, nicht vor der eigenen Haustür – wie anderswo das Atomkraftwerk. Daß man sie gar nicht sieht, reicht nicht. Unsichtbar werden sie erst recht zu Geistern.

Mitternacht

Im Hafen beginnt das große Feuerwerk. Vom Aufnahmelager aus wird man nur den Himmel glühen sehen und blitzen. Man wird die Explosionen hören. Wer vor dem Krieg floh, wird meinen, zurückgekehrt zu sein. Auf dem Meer werden die Raketen zu Ehren

der Heiligen Jungfrau den Weg leuchten. Wäre es nicht ein Freudenfest, daß sie die Reise überlebt haben?

Wie aus dem Nichts setzt eine Stunde später starker Regen ein. Sind jetzt wirklich Boote auf dem Meer, wie die Zollbeamten vermutet haben, und erreichen sie dennoch die Mole, werden die Ärzte ohne Grenzen alle Hände voll zu tun haben. Ich kann nicht mehr schlafen, ich könnte hier auch keinen Urlaub machen, ich merke, ich genieße nicht einmal das herrliche Meer. Der Bürgermeister hat recht, die Insel ist geschlagen mit den Flüchtlingen. Die Bewohner können nichts dafür, es ist nur die Lage, durch die unmenschlich wird, was auf dem Festland nicht menschlicher ist: die Augen zu schließen. Flüchtlingsorganisationen schätzen, daß auf drei Flüchtlinge, die Europas Küsten erreichen, ein Ertrunkener kommt. Selbst Italiens rechter Außenminister Franco Frattini geht von mehreren Tausenden Toten pro Jahr aus. Vielleicht nicht die Touristen, die am Strand die Sonne blendet, aber wer hier wohnt, ich bin mir sicher, denkt bei jedem Unwetter an sie. Sollen doch die Kirchen sie aufnehmen, schimpft der Bürgermeister, wenn ihr Schicksal dem Vatikan so sehr am Herzen liegt, die Kirchen und Klöster im ganzen Land. Man soll weit vor der Küste schwimmende Auffanglager einrichten, fordert seine Stellvertreterin. Man soll sie abknallen, rät deren Parteivorsitzender, Umberto Bossi von der regierenden Lega Nord hat es wörtlich gesagt: «Nach der zweiten oder dritten Warnung – bumm. Dann schießt die Kanone, ohne noch viel zu reden. Die Kanone tötet. Sonst kommen wir nie zu einem Ende.»

Der frühere Bürgermeister

– Nein, da täuschen Sie sich, die Flüchtlinge sind für die Menschen hier kein großes Thema, sagt der ehemalige Bürgermeister, sind kein Gesprächsstoff in den Familien, den Bars und Restaurants. Sie sind ja praktisch unsichtbar.
– Sind sie denn keine Belastung?
– Ja, am Anfang schon, 1993, als die ersten gekommen sind. Damals gab es noch kein Lager, kein Geld, um sie zu betreuen,

keine Kleidung, keine Nahrungsvorräte. Damals mußten wir die Flüchtlinge noch selbst versorgen, es ging nicht anders, und wir haben es getan. Gewiß haben manche gemurrt, und die Sicherheit war wirklich ein Problem, die Flüchtlinge lungerten ja den ganzen Tag herum, manche schliefen am Strand. Aber jetzt?

– Ich könnte mir vorstellen, daß ihre Schicksale irgendwie auf den Seelen lasten.

– Ach was, die Flüchtlinge schaffen Arbeitsplätze, allein im Aufnahmelager sechzig für die Einheimischen, dazu die Investitionen, die häufigeren Flugverbindungen, die Wohnungen für die Mitarbeiter der auswärtigen Organisationen.

– Allerdings sind die Meldungen nicht gerade eine Werbung für die Insel.

– Ja, unser Image hat gelitten, räumt der ehemalige Bürgermeister ein, es kommen weniger Touristen – aber wer verkündet denn in ganz Italien, daß Lampedusa kurz vor dem Untergang steht? Mein Nachfolger! Dabei geht es ihm gar nicht um die Flüchtlinge. Ihm geht es um den Ausnahmezustand, aus dem er Profit schlagen kann.

– Das Prinzip Berlusconi, meinen Sie?

– Ja, das Prinzip Berlusconi, nur im Dorfformat: Mein Nachfolger will Aufträge haben, mit denen er seine Freunde versorgt, Zuschüsse, mit denen er seine Wähler gewinnt. Er behauptet, daß die Carabinieri überfordert seien, und verlangt demonstrativ Stacheldraht um das Aufnahmelager. Als nächstes fordert er den Aufbau einer privaten Polizei, weil sonst die Sicherheit nicht wiederherzustellen sei, die Sicherheit auf Lampedusa, das müssen Sie sich vorstellen, wo niemand nachts seine Haustür abzuschließen braucht. Das einzige Verbrechen, das Flüchtlinge in all den Jahren begangen haben, war drei Bier zu bestellen, die sie nicht bezahlen konnten. Warum verlangt mein Nachfolger also eine Privatpolizei? Damit er neue Aufträge vergeben kann. Gerade hat er die Zustände im Aufnahmelager beklagt, daß es uns das Herz brach. Es sei zu eng, es würde stinken, überhaupt sei es unmenschlich, wie die Flüchtlinge behandelt würden. Und wie kann man ihre Lage verbessern? Indem die Kommune das Lager

übernimmt – wieder neue Posten! Wo es ihm nützt, sind die Flüchtlinge arme Kreaturen, und am nächsten Tag sagte er, daß Neger stinken, egal wie oft sie sich waschen.

– Ist es Rassismus?

– Nein, die üblichen Vorurteile, mehr nicht. Solche Leute sind nicht wie früher die Faschisten. Solche Leute profitieren von jeder Flüchtlingsbarke, die in Lampedusa landet. Zwölftausend Euro würde es kosten, die Barke als Sondermüll zu entsorgen, der Motor, die Batterie, das Metall, das kann man nicht einfach im Meer versenken. Zwölftausend Euro kassieren sie und bezahlen jemandem zweitausend Euro, der die Einzelteile in den Hausmüll wirft oder die Barke gleich im Meer versenkt.

– Hat der jetzige Bürgermeister denn die Wahl nicht mit den Parolen gegen die Flüchtlinge gewonnen?

– Die Wahl hat er gewonnen, weil er sich mit den Carabinieri anlegte. Die seien zu streng, behauptete er, die würden die Menschen hier schikanieren, genauso wie die Bauaufsicht und überhaupt der ganze Staat, der solle die Menschen endlich in Ruhe lassen, die Menschen würden ihre Angelegenheiten schon selbst organisieren. Die Menschen – daß ich nicht lache! Mit den Menschen meinen sie sich selbst. Alles soll privatisiert werden. Nur das, was kein Geld bringt, möge der Staat bitteschön weiterhin leisten, die Flüge nach Lampedusa zum Beispiel, die soll er gefälligst subventionieren. Der Staat ist für sie ein Geschäftsbereich.

Für eine halbe Minute rührt der ehemalige Bürgermeister still im vierten Espresso, als überlege er, was noch gegen seinen Nachfolger vorzubringen sei. Er selbst ist ein Linker alter italienischer Schule, mit dreizehn bereits Generalsekretär der Kommunistischen Partei auf Lampedusa, weil er sicher lesen und schreiben konnte, als sich das in Süditalien noch nicht von selbst verstand. Er sei immer ein Aufrührer gewesen, noch als Jugendlicher sein erster politischer Sieg: die Einrichtung eines Schildkrötenreservats im Osten der Insel. Die Photos hängen an den Wänden. Lampedusa sei eigentlich christdemokratisch, sagt er, sein eigener Wahlsieg eine Ausnahme gewesen. Aber die Christdemokraten waren wenigstens noch

Gegner. O wie sehr er diese neuen Typen verachtet, ihre Ignoranz, ihre Gesinnungslosigkeit, ihren Opportunismus! Sie wissen nichts von der Geschichte Lampedusas, sagt er, über die er gerade ein Buch schreibt, ob sich in Deutschland ein Verlag fände, es zu übersetzen?

– Wir sind doch selbst ein Volk von Migranten, von Bootsflüchtlingen, wenn Sie so wollen, sind nach Tunesien ausgefahren, weil es Arbeit damals in Afrika gab. Viele von uns haben Araberinnen geheiratet, andere sind dort geboren und später mit den Eltern nach Lampedusa gezogen. Viele von uns sind Araber, auch wenn sie das nicht gern hören.

Es ist morgens halb zehn, der ehemalige Bürgermeister sitzt in einem seiner beiden Hotels, er trägt T-Shirt und Bermuda-Shorts, die mittellangen Haare zurückgekämmt, breites Gesicht und ebensolches Lächeln, die Stimme tief von der Zigarre, die er wahrscheinlich nur zum Schlafengehen ausdrückt. Er ißt zu gern oder bewegt sich zu wenig, man sieht es, aber im Herzen ist der Eifer noch da, mit dem er einst für die Schildkröten kämpfte.

Das Lager

Betonplatten zwischen zweigeschossigen Containerreihen, die Zimmer mit sechs doppelstöckigen Betten so voll, daß kaum Platz zum Stehen ist, überhaupt die Enge im Männerbereich, obwohl es auf dem Meer seit Tagen stürmt und daher nicht einmal alle Liegen belegt sind. Das ganze Lager für offiziell siebenhundert Flüchtlinge ist keine sechzig Meter breit, keine zweihundert Meter lang, schätze ich, eine Bevölkerungsdichte wie in keinem japanischen Hochhaus. Auf jedem Quadratmeter manifestiert sich das Bemühen der Behörden, die Linie zu halten, auf der man ihnen weder vorwerfen kann, die Flüchtlinge unmenschlich zu behandeln, noch sie zu verwöhnen. Als Matratzen dienen grob geschnittene Schaumstoffbahnen, wie man sie auf dem Bau als Isoliermaterial verwendet, das Bettzeug ist aus Papier, alles Geschirr Einweg aus Plastik. Im Männerbereich steht ein stummer Pulk vor dem Tor, ohne daß mir jemand erklären kann, worauf die Männer warten. Stumm sind sie überhaupt alle, die Langeweile mit Händen zu

greifen, dazu die unvermeidlichen Spannungen untereinander. Die Frauen haben allerdings auch viel mehr Platz und sogar ein paar Bäume, die Schatten spenden, haben Stühle und drei Spielgeräte aus buntem Plastik für Kinder. Die Männer hingegen, hier die Zentralafrikaner, dort die Araber, in der Ecke die Ostafrikaner, hier und dort ein paar Tamilen, Nepalesen und Ostasiaten, sitzen auf dem Boden oder liegen auf den Schaumstoffrechtecken, die sie sich aus den Zimmern geholt haben. Hinter dem Container des Sanitätsdienstes sind weitere Matratzen übereinandergeworfen, ein ganzer Berg aus dem fleckigen, dunkelgelben Schaumstoff für die Zeit, wenn sich das Meer wieder beruhigt. Auf dreißig Quadratmetern haben sich acht naßgeschwitzte Fußballer ein Spielfeld erobert und mit vier Plastikflaschen zwei Tore markiert.

Das Spiel trägt zur Gelöstheit der Stimmung bei, sagt der junge Direktor, der sich ständig die langen Haare von der großen Sonnenbrille streicht, das Hemd vier Knöpfe offen, Jeans mit breitem Designergürtel, spitze Lederschuhe. Seine Firma hat die Ausschreibung gewonnen, nachdem das alte Lager geschlossen werden mußte. Ein als Flüchtling getarnter Reporter war eine Woche ausgehungert und mißhandelt worden, sein Bericht zum Europäischen Parlament durchgedrungen. Daß jemand geschlagen wird, kommt nicht mehr vor, bestätigt auch die Frau vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, die seitdem im Lager arbeiten darf.

Sosehr der Direktor bemüht ist, mit seiner Begeisterung anzustecken, denke ich bei jedem Programmpunkt: o Gott, was für ein Elend. Wir stehen in der Kantine, die mit vier Tischreihen viel zu klein ist, als daß hier jemand sitzen könnte, also wird sie nur zur Essensausgabe benutzt und draußen auf den Betonplatten gegessen, alles sauber, der Menüplan ausgewogen, selbst an die Vitamine hat man gedacht, Primi, Secondi, Dolce, jubelt der Direktor und läßt wie ein Zirkuszauberer das Fließband zwischen den Tischen starten, mit dem die Plastikfolie auf die Teller geschweißt wird:

– Möchten Sie probieren?

– Lieber nicht, stammle ich und denke zugleich, daß die wenigsten Flüchtlinge drei Mahlzeiten am Tag hatten, bevor sie übers Meer

gezogen sind.

Im Vergleich zu den libyschen Lagern ist das hier ein Urlaubsressort, wie die Zentralafrikaner zu berichten wissen, auch im Vergleich zu den Camps der Illegalen und der Roma an den Peripherien vieler italienischer Großstädte. Die sind Dritte Welt, Slums mit allem, was dazugehört, Sperrholzwände und Wellblechdächer, kein Wasser, keine Kanalisation, Morast, sobald es regnet. Lampedusa dagegen ist eindeutig EU-Verordnung. Eine armseligere Erfüllung kann sich nicht einmal Gott ausdenken. Ein, zwei Tage schlafen sie nur, sagt die Frau vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen. Wo sie sich eigentlich befinden, registrieren sie erst danach. Selbst nach zwei Wochen überwiegt bei fast allen die Erleichterung. Nur ein Araber beschwert sich, daß es immer nur Pasta gibt, jeden Tag Pasta, er kann es nicht mehr sehen.

Nein, Lampedusa bietet keine Skandale mehr. Eher ist es ein Schaufenster geworden, in dem Europa Berichterstattern und Parlamentskommissionen seine Menschlichkeit demonstriert. Ja, wenn man Menschlichkeit nicht nach den Mindeststandards eines europäischen Gefängnisses definiert, sondern als Sattwerden, Schlafstatt, Kleidung, keine Schläge, keine groben Worte, für den Notfall einen Arzt und sogar eine Psychologin, dann ist das Lager menschlich. Ein Skandal ist, was jenseits des Schaufensters geschieht, also bevor ein Flüchtling Lampedusa überhaupt erreicht. Skandalös scheinen die Lager im Landesinneren zu sein, aber die dürfen nicht einmal die Ärzte ohne Grenzen betreten, erst recht kein Berichterstatter. Unmenschlich würde jeder Westeuropäer ein Leben in der Illegalität finden, das sich an den Lageraufenthalt meist anschließt, wenn die Behörden kein Asyl bewilligen. Ein Skandal könnten auch die Einsätze der FRONTEX-Agentur sein, die Europa gegründet hat, um die Flüchtlingsboote weit vor dem eigenen Hoheitsgewässer abzufangen. Ohne zu prüfen, ob sich an Deck Menschen befinden, die ein Anrecht auf Asyl haben, zwingt die Agentur die Boote zur Rückkehr in die afrikanischen Herkunftshäfen. Einem deutschen Fernsehjournalisten sprach der italienische Einsatzleiter ins Mikrophon, daß er angewiesen sei, an Bord zu gehen und Lebensmittel und Treibstoff zu beschlagnahmen,

um sie an der Weiterfahrt zu hindern. Anderen Aussagen zufolge sollen Soldaten der Agentur Schlauchboote auf offener See zerstört haben, um die Boote an der Weiterfahrt zu hindern. Genaueres weiß man allerdings nicht, da die Agentur keiner Regierung zur Rechenschaft verpflichtet ist. Selbst dem Europäischen Parlament gegenüber verweigert sie Informationen unter Verweis auf den geheimdienstlichen Charakter ihrer Arbeit. «Um die illegale Einwanderung zu bekämpfen, darf man nicht wie Gutmenschen auftreten, sondern muß böse sein», sagt es hinreichend offen der Innenminister des Landes, in dem der Humanismus geboren wurde.

Der neue Bürgermeister

Abends wieder Marienprozession, diesmal aus dem Dorf hinaus auf einen Hügel. Mitten im Gottesdienst wenden sich die Gläubigen plötzlich neunzig Grad nach links und sprechen Maria an, erst im Chor, dann jeder für sich, zwei, drei Minuten mit solcher Inbrunst, als stünde dort nicht ein Bild, sondern die Jungfrau selbst. Weil der Bürgermeister die Gemeinde um einen Kopf überragt, sehe ich ihn während der Messe ständig in den Kinnbart gähnen. Nach zwei Stunden steifem Gang und einer Messe, die sich so lange hinzieht, daß die Hälfte der Gläubigen den Rückweg vor der Kommunion angetreten hat, ist er müde, das kann man verstehen, und jetzt mußte der Arme auch noch dem tausendsten Journalisten erklären, daß er nichts gegen Ausländer hat. Dabei hat selbst sein linker Vorgänger eingeräumt, daß der rechte Bürgermeister sich prächtig mit dem dunkelhäutigen Pfarrer versteht, den der Bischof wegen Priestermangels nach Lampedusa entsandt hat.

– Selbstverständlich, erklärt der Bürgermeister auf einem Klappstuhl, während neben ihm der Altar abgebaut wird, selbstverständlich muß den Flüchtlingen geholfen werden, deren Not er ausführlich schildert. Leider haben die Regierungen in Rom versagt, ob rechts, ob links. Die Forderung der Linken, die Lager zu öffnen, treibt die Elenden nur in die Kriminalität, die Prostitution, die Drogensucht. Der Beschluß der Rechten, die

Elenden als Kriminelle zu behandeln, ist unrealistisch. So viele Lager könnten gar nicht gebaut werden, um alle zu internieren.

– Und Ihre Lösung?

Auf diese Frage hat der Bürgermeister gewartet. Die ganze Zeit schon drückt er auf die beiden oberen Ecken meines Notizbuchs, damit ich besser schreiben kann. Wenn ich eine Frage stelle, weist er mit dem Zeigefinger jedesmal auf die leere Stelle, auf der seine Antwort notiert werden soll, und dann wendet er manchmal seinen Kopf zu meinem herüber, als wolle er auf dem Blatt überprüfen, ob ich richtig protokolliert habe.

– Wir als eine Kommunalverwaltung haben lange nachgedacht und viele Erfahrungen gesammelt, hebt der Bürgermeister an: Die Lösung ist, daß den armen Menschen in ihren Heimatländern geholfen werden muß!

Ich merke, daß der Bürgermeister auf Anerkennung oder wenigstens eine Nachfrage wartet, aber mir fällt spontan nichts ein.

– Wahrscheinlich gibt es keinen Politiker in Europa, der Ihnen widerspräche, versuche ich meinen Einwand höflich zu formulieren.

– Aber ich meine es ernst! ruft der Bürgermeister erregt: Wir müssen Schulen bauen, wir müssen Demokratie schaffen, wir müssen in ganz großem Stil einsteigen.

Dann erklärt er seinen Masterplan, der zugegeben sehr viel Geld koste. Bei jedem einzelnen Punkt zeigt er mit dem Finger wieder auf die Stelle, wo ich den Vorschlag notieren soll. Die Frage, ob sich der Bürgermeister selbst nicht am besten eignet, den Masterplan für Afrika umzusetzen, verkneife ich mir. Statt dessen erwähnt er so beiläufig, als gehöre es zu seinem Masterplan, daß Italien die Flüchtlinge brauche, um die Drecksarbeit zu verrichten, für die sich die Italiener zu schade seien.

– Ist das nicht ein Widerspruch? schrecke ich ihn auf.

– Wenn Italien Arbeitskräfte braucht, erregt sich der Bürgermeister wieder, soll die Regierung eben Visa erteilen! Wir sind fünftausend Menschen. Wir können nicht Europas Probleme lösen. Wir sind Christen. Wir haben die Flüchtlinge aufgenommen und werden sie weiter aufnehmen. Aber wir sind es leid, daß

ständig schlecht über uns geschrieben wird. Die Journalisten tun so, als kollabiere die Insel, dabei ist es wunderbar hier, ein phantastisches Urlaubsziel.

– Sicher, bestätige ich und frage, ob der Bürgermeister mit seinen Interviews nicht selbst zur Hysterie beigetragen habe.

– Das war ein bösartiger Angriff der linken Zeitungen auf mich, weiß der Bürgermeister sofort, worauf ich anspiele: Als das Lager im Sommer mit zweitausend Flüchtlingen überfüllt war, habe ich gesagt, daß die Menschen dort wie Tiere leben. Ich habe nicht gesagt, daß es Tiere sind, verstehen Sie? Und als wir die Probleme mit der Wasserversorgung hatten, habe ich gesagt, daß die armen Schwarzen nicht sauber werden, wenn sie sich waschen – weil sie kein Wasser haben, verstehen Sie? Ich war es doch, der den Vatikan attackiert hat, damit er die armen Leute aufnimmt. Ich habe nichts gegen Afrikaner. Ich habe nichts gegen Araber. Ich habe nichts gegen Asiaten. Ich habe nur etwas gegen Gesetzlosigkeit. Eine Demokratie muß in der Lage sein, Ordnung zu schaffen und das Gesetz durchzusetzen.

– Eine Blockade?

– Ja, nennen Sie es Blockade. Wenn die Regierung wollte, könnte sie den Seeweg morgen versperren.

Der Bürgermeister sieht, wie ich den Satz notiere, ohne eine weitere Frage zu stellen. Deshalb zeigte er mit dem Finger wieder aufs Papier:

– Das sage ich auch im Interesse dieser Elenden, auf die in Europa nur Kriminalität, Prostitution und Drogen warten. Wir dürfen ihre Hoffnungen nicht enttäuschen.

Wieder nachts

Vom Wetterleuchten wache ich auf. In dem Augenblick, in dem ich auf die Terrasse trete, stürzen Eisklumpen vom Himmel, wie ich es noch nie gesehen, nicht einmal für möglich gehalten habe. Erst begreife ich es nicht, springe nur unters Dach, um nicht erschlagen zu werden, dann sehe ich ein, daß es Hagel sein muß, tischtennisballgroß, und keine Apokalypse. Nach einigen Minuten

bricht das Gewitter aus. Das Wasser überflutet so schnell die Terrasse, daß es im Hotelzimmer steht, obwohl ich Handtücher vor die Türritzen lege.

Zwei Stunden später fahre ich mit dem Motorroller durch teichgroße Pfützen die menschenleere, aber hell erleuchtete Uferpromenade auf und ab, bis ich am äußersten Ende des alten Hafens Menschen vor einem französischen Kriegsschiff entdecke. Wahrscheinlich ist es zu groß für die Mole, die eigentlich für die Flüchtlinge vorgesehen ist. Fünfundsechzig Somalier sind im Sturm gerettet worden, schnappe ich auf, darunter dreizehn Frauen, achtzig Seemeilen vor der libyschen Küste, eine Schwangere, fünfter Monat, ein Verletzter. Daß es ein Schiff von FRONTEX ist, das die Flüchtlinge aufgenommen hat, und so nah an der libyschen Küste, wundert die Ärzte ohne Grenzen. Genaues weiß niemand, aber alle, auch die Frau vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, meinen, daß FRONTEX dafür da ist, die Flüchtlinge von Europa abzuhalten. Wer für den italienischen Staat arbeitet, außer den Zöllnern und Carabinieri noch die Mitarbeiter des Aufnahmelagers, gibt sich durch Latexhandschuhe zu erkennen wie der Westen in Afghanistan. Aus einem Kleinlaster wird ein Kanister mit Desinfektionsmittel entladen.

– Und die Flüchtlinge, frage ich, wo sind sie? Da der Bus noch nicht eingetroffen ist, sitzen sie im Schiffsinneren, wo sie es wärmer haben. Die Chiffre Somalier kenne ich bereits: Wahrscheinlich gehören sie einer einzigen Familie oder einem einzigen Clan an, ihre Flucht hat vor Monaten begonnen, zu Hause hatten sie Krieg, kann sein, daß sie vertrieben worden sind, bestimmt gab es Tote. Das Gegenteil von Sonntagsausflüglern. Soldaten reichen vom Deck große rote Plastiktüten, die beinah leer sind, für jeden Flüchtling eine, nehme ich an, deren Habseligkeiten. Alle auf der Mole sprechen mit gedämpfter Stimme, ob mit oder ohne Latexhandschuhe, flüstern beinah und reden überhaupt sehr wenig, stehen nur da und starren auf das erleuchtete Schiff mit den fünfundsechzig Geretteten im Bauch, als warteten sie aufs Christkind. Wenn sich jetzt alle an den Händen faßten, mit und ohne Latexhandschuhe, um ein Weihnachtslied zu singen – ich

wäre nicht einmal überrascht, so dankbar bin ich für den Segen, den Rettung doch bedeutet. Dann fällt mir ein, daß ich der einzige bin, der eine solche Landung zum ersten Mal erlebt, aber ein tunesischer Übersetzer wird ebenfalls pathetisch, als ich ihn anspreche, und seine Augen glänzen. Wenn der Begriff des Märtyrers heute eine Bedeutung habe, sagt der Übersetzer, der Begriff der Zeugenschaft, wie es das arabische Wort *schahâda* genau bedeutet, dann für sie, die im Schiffsbauch warten, um ans Licht zu treten, und für alle anderen Flüchtlinge dieser Nacht, die es nicht mehr erblicken. Sie seien die Zeugen unserer Zeit. Die Bezeichnung Martyrium trifft es allerdings auch, füge ich an. Und dann sprechen wir über Jonas und die Flüchtlinge in den Heiligen Büchern, über Maria, Josef und das Jesuskind, und ich sage, daß diese Geschichten nicht einer fernen Vergangenheit angehörten, sondern hier stattfänden, dreihundert Meter vom Strand entfernt, wo die Urlauber morgen wieder baden, und dahinten sind die Hafenrestaurants, in denen sie zu Mittag essen, wenn das französische Kriegsschiff längst wieder vor Libyen kreuzt, um andere Flüchtlinge aufzuhalten.

Noch bevor der Bus eintrifft, spüre ich die Unruhe, die alle erfaßt, eine stille Aufregung, obwohl sich nur drei Soldaten auf dem Deck in Bewegung gesetzt zu haben scheinen. Durch eine Luke treten sie ins Schiffsinnere und kurze Zeit später mit den ersten Flüchtlingen wieder hervor, die sie am Arm stützen, einem älteren Mann zuerst, der offenbar am Bein verletzt ist, dann mit einer Schwangeren, wirklich wie Josef und Maria, denke ich jetzt, zwei unglaublich Fremde, nicht nur wegen ihrer dunklen Haut und dem weiten, exotischen Gewand der Frau mit dem roten Kopftuch, das nach somalischer Art bis über den Bauch reicht, viel fremder ihre Blicke, verstört, scheu, ängstlich und doch dankbar dem Leben, daß sie es behalten haben. Hinter Maria die Prozession der übrigen Flüchtlinge, erst die Frauen, junge Mädchen die meisten, viel zierlicher als Europäerinnen oder die Zentralafrikanerinnen im Lager, dann die Männer, ebenfalls schmächtig, die ihre ersten Schritte so behutsam auf die Erde setzen, als sei es das erste Mal. Und wirklich ist es ja wie eine Neugeburt für sie. Ich will sie

begrüßen, auf Arabisch *Friede sei mit euch* rufen oder ihnen wenigstens zulächeln, aber weil niemand es tut, traue ich mich nicht, und so wanken sie ohne jeden Kommentar der Umstehenden, ohne Begrüßung oder Bekundungen der Freude, einer nach dem anderen aus dem Schiffsbauch hervor, wanken an der Hand der französischen Soldaten die paar Meter übers Deck und werden von italienischen Soldaten, die an der Mole warten, über die Brücke an Land geleitet und in den Bus gesetzt, um auf den Matratzen aus Isoliermaterial und dem Bettzeug aus Papier gründlich auszuschlafen. Ich zittere, so ergriffen bin ich, das Leben zu sehen, das nackte Leben wie bei einer Geburt oder beim Sterben, das Leben, als was es ist: ein Geschenk.

Mit oder ohne Zustimmung

Als die Flüchtlinge schon abgefahren sind, unterhalte ich mich mit dem Kapitän, der eigens für mich von Bord kommt.

– Gratulation, ist das erste, was ich sage, ich gratuliere Ihnen herzlich!
– Warum? lächelt der Kapitän, ein großgewachsener, sportlicher Mann von vielleicht vierzig Jahren mit Bürstenhaarschnitt bei beginnender Glatze, und weiß doch sofort, was ich meine. Ihm wenigstens ist die Freude anzumerken.

Ich erfahre, wie die Flüchtlinge entdeckt wurden, dichtgedrängt auf einem kleinen Holzboot, nein, nicht im Sturm, da wäre es zu spät gewesen, sondern kurz davor, als Sterne am Himmel waren.

– Wie haben die Flüchtlinge reagiert, als sie Ihr Schiff gesehen haben?
– Sie haben diskutiert, als wir sie anleuchteten, einige freuten sich und winkten, andere hatten Angst und schienen für Flucht zu plädieren. Mit unseren Beibooten versperrten wir ihnen den Weg. Als wir ihnen sagten, daß wir sie nicht nach Libyen zurückbringen würden, ja, da haben sich alle gefreut, da brach Jubel aus. Kurz danach zogen sich die Wolken zusammen, da wurden sie plötzlich ganz still, und als das Gewitter losbrach, wurde ihnen klar, wie knapp sie dem Tod entronnen waren.

– Wie ist es mit anderen Flüchtlingen, die heute nacht auf Booten unterwegs waren? frage ich: Gibt es eine Chance, daß jemand den Sturm überlebt hat?

Der Kapitän denkt nach und sagt dann:

– Null Prozent.

Als ich nach FRONTEX frage, bricht es beinahe aus ihm heraus:

– Wenn ich ein Holzboot mit fünfundsechzig Menschen auf dem offenen Meer sehe, dann ist mir FRONTEX scheißegal, dann denke ich nicht an Immigration, an Papiere, an Zollbehörden. Dann rette ich sie, verdammt noch mal.

Für ihn als Kapitän, fährt er fort, um seinem kleinen Ausbruch eine Erklärung nachzuschicken, stehe das Seerecht über etwaigen Verordnungen der Europäischen Union, er dürfe also gar nicht anders handeln.

– Sieht das jeder Kapitän so?

Der Kapitän weiß sofort, auf welche Aussagen ich anspiele.

– Ich bin mir sicher, sagt der Kapitän, daß jedenfalls alle französischen Kapitäne genauso gehandelt hätten, außerdem hatte ich die Zustimmung meiner Einsatzleitung.

Ich bin sicher, daß der Kapitän genauso gehandelt hätte auch ohne die Zustimmung seiner Einsatzleitung.

Kairo, Oktober 2012

Wo warst Du denn so lange? fragt der Mu'allim, wie alle den Oberkellner nennen, der «Lehrer», wo warst Du denn so lange?, und scheint den deutschen Wohnort nicht als Erklärung zu akzeptieren: Hättest du nicht dennoch mal vorbeischauen können? Achtundsiebzig ist er inzwischen, arbeitet immer noch vierundzwanzig Stunden am Stück, wenn er im Teehaus Schicht hat, ein Tag Pause, dann wieder vierundzwanzig Stunden. Die Frage, wie er das durchhält, stellte sich mir bei jedem Besuch banger, zumal der Lehrer schon zum Schichtbeginn aussieht, als habe er vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen, die Augenlider halb geschlossen, der große, schlanke Körper in der graublauen Galabiyya immer leicht gebeugt, die Plastikpantoffeln so vernehmbar über den Boden schlurfend, als solle keiner von den Gästen je vergessen, daß einer schuftet, damit sie sich bei Wasserpfeife und Kartenspielen vergnügen. Oder soll das Schlurfen nur die große Um Kulthum untermalen, die aus Lautsprechern, die auch schon achtundsiebzigjährig klingen, immer noch von «jenen Tagen» singt? Kraftlos jedenfalls kann der Lehrer nicht sein, der seine Anweisungen noch am Schichtende so laut und schneidend ausruft, als müsse er die Unterkellner aus dem Tiefschlaf wecken. Und dann die Haare, die achtundsiebzigjährig noch nicht grau sind, die beinah glatte Stirn und sein Grinsen eines Lausbuben, wenn er mich zu Schnaps und Haschisch nach Hause einlädt, wo er zwischen den Schichten selbst das Leben genießt. Nein, ich glaube, die Müdigkeit gehört für den Lehrer zum Berufsbild und ist in Wirklichkeit oder jedenfalls zu Schichtbeginn gar keine Müdigkeit, sondern die notwendige Gelassenheit, um alle Aufregung zu ignorieren, aller Veränderung zu widerstehen. Es gibt keine Institution in Kairo, die beständiger, gleichmütiger, vom Fortschritt weniger beeindruckt ist als das Teehaus. Eine Stadt, an deren Rand Pyramiden stehen, braucht auch in ihrer Mitte Orte, an denen seit jeher alles ist wie in «jenen Tagen».

– Und was ist mit der Revolution? frage ich.

Ach, die Revolution, murmelt der Lehrer und hebt eines seiner Augenlider, als sei mit einem durchdringenden Blick alles schon gesagt.

– *Warst Du denn nicht auf dem Tahrir? hake ich dennoch nach und zeige auf die revolutionären, aber auch anti-islamistischen Aufkleber, die an den Fensterscheiben des Teehauses kleben, «Die Religion für Gott, das Vaterland für alle.»*

– *Auf dem Tahrir waren nur die Jugendlichen, sagt der Lehrer und meint damit die Unterkellner, die auch schon über dreißig sind.*

Natürlich sei er froh, daß der Diktator gestürzt ist, sieht nur in der Revolution nicht die Lösung der dringlichsten Probleme, der Armut vor allem. Im Gegenteil sei die Wirtschaft mehr oder weniger zusammengebrochen, das öffentliche Leben seither schlafend.

– *Kairo kann überhaupt nicht schlafen, rufe ich.*

– *Das stimmt, schmunzelt der Lehrer und läßt beide Lider sinken, als wolle er mir das Gegenteil beweisen.*

Als er sie zwei Sekunden später wieder öffnet, meint er, daß diese Jugendlichen – gemeint scheinen wieder die Unterkellner – geglaubt hätten, so eine Revolution gelänge an einem Tag. So sei das natürlich nicht, daran habe er auch nie geglaubt. Gleichwohl sei es schon erstaunlich – und daran habe zugegeben er nie geglaubt –, daß aus dem Präsidenten ein Häftling und aus einem Häftling ein Präsident werden könne. Wenn je wieder ein Präsident nicht abtreten wolle, müsse er fortan mit den Jugendlichen rechnen.

– *Es werden die Dinge sich nicht ändern, es sei denn, die Menschen ändern sie, zitiert der Lehrer einen Koranvers, der für alle Orte offenbart wurde außer fürs Teehaus.*

Dann steht er wieder auf und ruft seine Anweisungen so laut und schneidend, als müsse er die Unterkellner aus dem Tiefschlaf wecken.

Editorische Notiz

Die Reportagen dieses Buches sind zunächst, in sehr viel kürzeren Fassungen, als Zeitungstexte erschienen, und zwar in der *Neuen Zürcher Zeitung* (Afghanistan I), der *Süddeutschen Zeitung* (Pakistan), der *tageszeitung* (Palästina) und der *Zeit* (alle übrigen Kapitel). Den Redaktionen und auch den Archiven der genannten Zeitungen, insbesondere der *Zeit* und meinem Redakteur Jan Roß, danke ich für die Ermutigung, die Unterstützung und den Rat. Danken möchte ich außerdem den Goethe-Instituten in Ramallah, Jerusalem, Karatschi und Kairo, dem Goethe-Zentrum in Lahore sowie der Konrad-Adenauer-Stiftung in Kairo, die mich zu Lesungen und Vorträgen eingeladen haben. Alle übrigen Reisen habe ich im Auftrag der Zeitungen unternommen.

Die Reiseberichte, die zwischen 2006 und 2009 entstanden, sind in den Roman *Dein Name* eingegangen (Carl Hanser Verlag, München 2011).

Meinem Lektor Ulrich Nolte vom Verlag C.H.Beck danke ich für die langjährige, auch bei diesem Buch wieder hervorragende Zusammenarbeit.

1. Auflage. 2013
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2013
Umschlaggestaltung: Anzinger | Wüschner | Rasp, München
Umschlagabbildung: Flüchtlinge aus dem Hungergebiet. Herat. Afghanistan 2001. Foto: Daniel Schwartz, © VG Bild-Kunst, Bonn 2012
ISBN Buch 978 3 406 64664 5
ISBN eBook 978 3 406 64665 2

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website
www.chbeck.de.
Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

NAVID KERMANI

Ausnahmezustand

Reisen in eine beunruhigte Welt



C.H.BECK